P. O. Germ
57 f5c - 1
Hanke

<36635958160015

<36635958160015

Bayer. Staatsbibliothek

Elfriede.

Roman

von

Henriette Hanke,

geb. Arndt.

Erster Band.

Hannover.

Im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung.

1846.

483. D.

Eine alte Schuld.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorwort.

Vorwort.

Da ich meine Elfriede nunmehr aus der stillen, verschlossenen Herberge in die weite Welt entlasse, möchte ich ihr in diesen Zeilen einen offenen Geleitsbrief mitgeben. Nicht, daß ich fürchtete, meinen Lesern fremd geworden zu sein, im Verlauf einiger Jahre, in denen kein neues Werk von mir erschienen ist; dies hätten unzählige Beweise der Liebe für die Kinder meiner Muse wahrlich nicht verdient. Auch wäre dies ja wohl keine Liebe, die so bald vergäße und so leicht verdrängt werden könnte, wie schnell der wärmste Beifall auch erkaltet und wie vergeßlich das menschliche Herz immer sei. — Nur erklären sollen wenige Worte, warum eine längere Zeit vorüber gegangen, ohne Zeugniß von meinem inneren Leben; dies glaube ich der freundlichen Aufnahme schuldig zu sein, die ich stets zu meiner dankbarsten Freude bei ihnen gefunden habe.

Während jener langen Abwesenheit von meinem Schreibtisch war eine schmerzliche Mission mir übertragen. Eine geliebte, jüngste Schwester ging einen bittern Leidensweg zum Grabe — von Stufe zu Stufe immer schwerer; und ihre sinkende Schwäche zu unterstützen, aus all meinen Kräften, war mir eine heilige Aufgabe. Wer aber in den Zügen des Todes lesen muß, kann nicht schreiben mit lebendigem Geist! und weinenden Augen schweben nur Bilder der Trauer vor. — Als endlich die Pflicht der Geschwisterliebe erfüllt war, ließ ich, tief gebeugt an Leib und Seele, einen Strom des Lebens über mir verrauschen, so betrübt, daß ich wähnte, mein schöpferisch Walten wäre nun auch dahin. Diese, meine Schwester Flora, an der mir das Herz hing, ein Mutterherz! hatte einen Theil meines eigenen Daseins mit sich hinab genommen, in das Dunkel des Grabes.

Wie denn aber jede wahre Liebe zu tief begründet ist, um je versiegen zu können — auch die Liebe, welche sich aus dem Quell der Phantasie ergießt: so fand ich Trost in dem Gedanken, daß aus meinem Leid etwas Geschaffenes würde. — „Einige sind gestorben, ertrunken im Thränensprühn; Andere haben erworben durch Thränen die Kraft zu blühn!" Diese Strophen eines bekannten Dich-

ters drücken das Gefühl aus, womit ich die versäumte Feder ergriff. Es liegt ein Balsam in der Arbeit — und eine Arbeit, welche die innerste Herzensfülle durch eine wogende Welt fluthen lässet und mit Millionen Gedankenfädchen in Beziehung bringt zu dem Gewebe der Gesammtheit: kühlt den heißen Schmerz der Wunden allmählich aus, und ist ein linder Verband, wie sehr sie auch bluten.

So dürfte es denn meine Leserinnen nicht befremden, wenn Elfriede hier und da ein dunkles Kleid trüge. Sie ist eine Tochter der Wehmuth.

Und so gehe denn hin, du Kind der Schmerzen! und grüße mir meine alten Freunde! und jede verwandte Seele! — Sei nicht bange vor dem öffentlichen Gedränge, oder dem aufregenden Geräusch der Blätter, die hin und her fliegen, weil es eben stürmisch ist! verfolge deinen Weg still, wenn auch einsam, und glaube gewiß, daß ein weibliches Wesen, welches nicht aus seiner Bahn weicht, seinen Schützer findet. Noch hat die Emancipation der Frauen die Männer dieser ihrer höchsten Pflicht nicht entsetzt! noch gereicht ihnen die Ritterschaft zum Ruhme, deren sicheres Geleit dein schüchternes Geschlecht vor rohen Unbilden schirmt. Der eiserne Druck der Zeit verwandelt sich in eine

goldene Rüstung, wo es gilt, unter Gottes Fahne die Wahrheit siegen zu machen, und die ewigen Rechte der Natur.

Willst Du nun wissen, bei Wem einkehren? bei den Glücklichen — schwerlich! das Glück zerstreut und nimmt allzusehr in Anspruch, so daß ein schweigsamer Gast, der Ruhe heischt, nicht an seinem Platze wäre. Auch Die nur dem Vergnügen leben — (und deren sind Viele!) haben keine Zeit, sich mit deiner Wenigkeit zu beschäftigen. Gehe daher weiter, meine Liebe! und klopfe an, da, wo sich ein stiller Sinn verbirgt: dort dürftest du willkommen sein! ein empfängliches Herz, und wäre es auch noch so voll — ist gleich dem Himmel, worin noch Raum ist. —

Vor Allem, weile bei Denen, die dein bedürfen! wo du einem Leidenden die schweren Stunden vertreiben, oder ein trauriges Gemüth trösten könntest: das würde deiner Mutter eine Freude sein! dazu hätte ich dich am liebsten gebildet.

Und Die dich am innigsten verstehen — wisse! daran erkennst du deine Schwestern. Liebe ist die Muttersprache, die das Herz allein redet! und von Dem, was uns fremd ist, können wir kein Verständniß erwarten.

Was ich dich bitte, täusche Niemand! sage es gleich, daß du für politische Wirren zu schlicht bist und zu einfach. Zeige es ohne Zurückhaltung, daß du dich mit moderner Zerrissenheit nicht befassest, sondern nur das Herz entfaltest, nach alter, sittsamer Mode, weit und tief. Wollte man dir es als Fehler auslegen, daß du dem neuesten Geschmack nicht huldigst: lasse es immerhin geschehen! es ist ein Vorzug, Wer Farbe hält. Wenn man dich früge: warum du nicht lieber das Feld der Geschichte gewählt, um eine classische Blume an deinen Busen zu stecken? so schäme dich nicht, daß du den Garten von Edenrose vorgezogen hast. Und sollte irgend ein Spötter dir die arme, kleine Schule verhöhnen, in der du den Stolz der Genügsamkeit gelernt: lächle vornehm dazu und antworte kühn: „Des Menschen größte Studie ist der Mensch!!!“ Du sprichst dies einem Manne nach, der vor Kleingeistern nie verstummte.

Endlich — versichere in meinem Namen: daß du dir keine Mystification erlaubst; selbst die regelmäßige Melancholie der jugendfrischen Lydia ist im vollen Ernst wahr gewesen. — Das ganze Leben ist ein Räthsel, und wir errathen es nicht, weil wir so weit suchen, was uns vielleicht sehr nahe liegt.

Wenn der Segen reich macht, ohne Mühe: so

möchte ich dich ausstatten, meine Elfriede! daß du Jedem, der dir wohl will, eine Gabe zurück ließest zum Andenken. Gieb mit tausend Freuden! auch Wem nichts zu fehlen scheint. Der geringste Gedanke kann zu einem Schatz werden, wenn ein guter Geist darüber schwebt. Und so gehe denn mit Gott!

Jauer, den 1. September 1845.

Henriette Hanke,
geb. Arndt.

Elfriede.

Die Liebe ist keine selbstsüchtige Leidenschaft. Im Gegentheil, selbstverleugnend ist sie. Alles, was sie zu ihrem Glück verlangen könnte, ist nur das Glück dessen, den sie liebt.

James.

Es war zur schönsten Zeit des Jahres, wo die Saaten in voller Frische stehen, die zarte Kornblüthe am wallenden Getreide hängt, Vögelstimmen in allen Lüften schweben und unter dem stillen Geleit von seinem Schatten der Wanderer fröhlich zieht über Berg und Thal.

Die Sonne stand noch hoch am Himmel, doch schien der Abend nicht mehr fern, da diese einfache Erzählung ihren Anfang nimmt. Auf jenen federleichten Schwingen, welche die Phantasie von ihrem Schöpfer empfing, um sich über die weite Welt zu erheben, und kraft ihres Geistes, der Herzen und Mauern durchdringt, versetzen wir uns aus dem offnen Garten der Natur an den Ausgangspunkt einer volkreichen Stadt. Daselbst gehen wir geräuschlos in ein ehrwürdiges Gebäude ein, das vor Zeiten ein geistliches Gestift gewesen, seitdem es aber aufgehoben worden und für Dinge weltlicher Regierung in Beschlag genommen, unter der Benennung: „das Oberlandesgericht", allgemein bekannt war.

Und auf diesem Schauplatze lassen wir uns vorläufig nieder.

Auch hier lächelte der Frühling zu allen Fenstern herein und verbreitete seinen heitern Glanz über das Düster der hohen Gewölbe. Die breiten Pfeiler der Wand in dem sogenannten Depositalzimmer, mit eichenen Schränken und eisernen Truhen besetzt, dienten zur Grundlage lieblichen Schattenspiels, und der hüpfende Sonnenstrahl schien ihrer starken Schlösser zu spotten.

Nur die summende Frühlingsluft und das verhallende Geräusch der Straßen drang lebendig in die tiefe Stille, welche hier herrschte; denn das leidige Geld, ob in Metall oder Papier — ruht schwer und todt, so lange der arme Mensch es nicht berührt.

An einem Schreibepulte, von Acten umgeben, die hoch aufgethürmt, wenn auch in Ordnung lagen — stand ein Mann von untersetzter Statur und schrieb noch emsig, obgleich die Feierstunde schon geschlagen hatte und die Städter zu Schaaren ins Freie strömten. Auch schien diesem fleißigen Diener des Staates der verdiente Ruhestand nahe zu stehen, hinsichtlich hoher Jahre, ob er mit noch so rüstiger Hand die Feder führte. Auf seiner Stirne, weiß, wie von der Bleiche des Alters, und frei von finstern Falten, wie ein gutes Gewissen, schien auch eine Abendsonne, und dieser gebückten Gestalt hatte der Tag des Lebens sich geneiget. Unter dem gesenkten Blicke

zog sich der Sonnenstaub in einem langen, zitternden Streifen hin, gleichsam beseelt vom verjüngten Licht! — An dem sanft gebogenen Schreibefinger ließ ein Siegelring vom feinsten Golde einen echten aber abgenützten Carniol ein wenig leuchten, wie wenn seine ursprüngliche Gluth unter dem Hauche der Zeit erloschen wäre. Der Friede des Fleißes umschwebte diese Stelle.

Nicht weit davon, an einem geöffneten Fensterflügel, den Kopf an die Ecke gelehnt, saß schlummernd ein jüngerer Mann. Die lässige Lage, das schwere Athemholen, worin er zuweilen tief aufseufzte, die sichtliche Mattigkeit, welche diese Augenlider niederhielt, deutete einen erschöpften Zustand an. Und die unverkennbarste Aehnlichkeit ließ auf den ersten Blick errathen, daß dieser Schlafende bei hellem Tage, ein Sohn des Alten sei, der so spät noch thätig war. Der warme Schein der Sonne hellte die Gesichtszüge Jenes aus, welche der Kummer mit dunkeln Linien tiefer gezogen um Aug' und Mund, und dieser Mund, der sein Leid verschwieg, war in träumender Ruhe geschlossen. Die säuselnde Luft strich lind wie Balsam über die Gestalt des Mannes, die ein wundes Herz verbarg; denn an seinen Lippen athmete ein Kelch, der mit bitterm Schmerz geleert werden sollte.

Die Schwalbe, welche an dem Sims der Mauer, die diesem Familienvater zum harten Pfühl diente, seit manchem Frühling ansässig war und schwirrend hin und wieder

flog, blendete im Fluge mit der kleinen weißen Brust; aber weder dieser leuchtende Flügelschlag scheuchte seinen flüchtigen Schlummer, noch störte ihn das zärtliche Gewisper, womit das Vögelchen sein leimern Nestlein bauete.

Er legte die Hand unter das Haupt, um es bequem zu stützen, und der einfache Trauring an seinem Finger blinkte matt im hinschwindenden Abendstrahl.

Jetzt horchte der Alte auf, der da schrieb, und legte schnell die Feder nieder, denn vor der hohen Thür ward ein leichter Schritt hörbar, und alsbald klopfte es sacht unter dem gewichtigen Drücker. Der alte Mann öffnete und winkte mit erhobenem Finger. Athemlos trat ein Knabe von etwa sieben Jahren herein, der einen starken Anlauf nehmen zu wollen schien. Das holde, kleine Gesicht war wie mit Blut begossen.

„Was willst Du, Häns chen?“ fragte mit einer Amtsmiene und abweisender Stimme der Alte, indem er das Kind leise näher kommen ließ. Und während er dem Knaben die feuchten Locken aus den Schläfen streichelte, die voll winzig kleiner Perlchen hingen, setzte er hinzu: „Du hast Dich schön erhitzt, und bist vermuthlich mit den Straßenbuben umher gewildert! — —“

Der Kleine stand diesem Vorwurfe mit dem lächelnden Muthe der Unschuld. „Dich suchte ich, Großvater!“ sagte er, und sah ihn mit offnen braunen Augen treuherzig an. „Du warst nicht zu Hause — da lief ich

nach dem großen Garten vor dem Neuthore, wo Du Billard spielst; aber Keiner hatte Dich gesehen. Auf dem Weidendamme gingest Du auch nicht spazieren, und fremde Leute wollten mich heimführen, weil ich beinahe geweint hätte, weil ich Dich nicht fand."

„Aber um des Himmels willen, mein Junge," fiel der Alte mit dem Glimpf der Besorgniß ein, „was läufst Du mir denn auf Wegen und Stegen nach? Welch ein Unglück hätte Dir begegnen können!"

Der Knabe schüttelte den Kopf und sprach: „Der Cassenbote kam zum Glück gegangen, der sagte mir, daß Du noch hier wärst. Ach, nun ist mir wohl, daß ich bei Dir bin!" Er faßte den Großvater bei der Hand und — entwaffnete ihn. „Nun," fragte dieser, „und was giebt es denn, kleiner Wildfang? Gewiß ein Anliegen — ich merke es schon. Doch sprich leise! Du siehst, der Vater schläft."

Mit ängstlichem Blicke sah sich das Kind nach ihm um, und fragte bangen Tones: „Was fehlt denn meinem Vater?"

„Der Schlaf!" antwortete der alte Herr auf diese schüchterne Frage. „Zum Tode matt vom Wachen fielen Deinem guten Vater die Augen zu, und ich habe ein paar Stunden für ihn geschrieben."

„Großvater!" sagte der Knabe kleinlaut, „wenn ich einmal groß werde und Du müde bist, will ich für

Dich arbeiten, und Du kannst dann auch ein Weilchen schlafen."

„Das hoffe ich!" sprach der Alte bewegt, und ein wehmüthiges Lächeln beherzigte die rührende Zusage des Kindes. —

„Aber Hänschen," setzte er hinzu, „ich habe jetzt nicht Zeit; nur heraus damit, was Du von mir willst."

„Ein wenig Geld, aber ein wenig viel!" sagte der Knabe so schnell, als kühn. „Wolltest Du, lieber Großvater, mir wohl ein paar Thaler borgen?"

Der alte Herr trauete kaum, recht vernommen zu haben. Als ein Mann seines Alters und Amtes, der den Werth des Geldes kannte, kam diese unbefangene Bitte des Kindes ihm unerhört vor.

„Das wäre mir eine Anleihe!" erwiederte er mit komischem Ernste. „Du bist mir ein wichtiger Borger! Und wollte ich auch ein Uebriges thun, so habe ich, wie gewöhnlich, meine Börse nicht bei mir." Er tastete an den Rocktaschen herum.

Der Knabe schien bestürzt; doch, als ob ihm plötzlich ein Licht aufginge, flüsterte er nickend, indem er auf die eisernen Bestände wies: „Da drinnen liegt Geld genug — — ich habe es gesehen, als ich neulich hierher kam, dem Vater etwas auszurichten."

Der Alte sah dem kleinen Versucher in Gestalt eines Engels in das untrügliche Auge, und sprach bedeutsam:

„Weißt Du, mein Söhnchen, was eine Waise ist?“ Der Knabe verneinte stumm.

„So wisse denn,“ fuhr Jener fort, „eine Waise ist ein Kind, dessen Vater und Mutter — gestorben —“ (hier erlöschte der erklärende Ton, und des Großvaters Blick ward betrübt bei dem Gedanken, wie bald sein kleiner Liebling selbst eine mutterlose Waise sein würde).

„Sieh, solch armer, verlassener Kinder Erbtheil, sei es groß oder klein, wird dann von fremder Hand verwaltet, und was hier aufbewahrt liegt, ist das Eigenthum von mehr als tausend Waisen. Nun, möchtest Du noch etwas davon?“

„Wir wollen es nicht anrühren, Großvater!“ sagte der Kleine scheu, und ein Schauer der Furchtsamkeit strich sichtbar über die blühende Rose seines Angesichts. „Morgen,“ setzte er leise hinzu, „wollte ich Dir das Geld wiedergeben, wenn — wenn —“

„Und wenn Du nun in dieser Nacht stirbst?“ fiel ihm der Alte in die Rede.

„Das wäre mir nicht lieb, wenn ich stürbe!“ sagte das Kind in der heiligen Einfalt der Ehrlichkeit.

„Mir auch wahrhaftig nicht!“ versicherte der Großvater aus vollem Herzen. „Gott erhalte Dich am Leben! Aber, Hänschen, sage mir, was wolltest Du denn eigentlich mit dem Gelde machen?“

„Der Mutter eine Freude —“ gab der Knabe

zögernd und traurig zur Antwort. „Da morgen ihr Geburtstag — und weil sie so krank ist —“

Ein Seufzer des schlafenden Vaters stöhnte in dies flüsternde Gespräch, und der Alte sprach zerstreut: „Deine Schwester, mein Söhnchen, wird für das Nöthige bereits gesorgt haben.“

„Ich will es lieber selbst thun!“ versetzte der Knabe mit einem Trotz, aus dem der künftige Charakter sprach: „Naide mag allein was schenken. Wenn sich die Mutter sonst bei mir bedankte, so wußte ich von nichts und schämte mich.“

Der Großvater zog ein funkelneues Zweithalerstück aus der Westentasche und heftete einen vielsagenden Blick darauf. Dann sagte er: „Nun, so behalte Dein Geheimniß für Dich! Hier hast Du ein Stück Geld; wende es jedoch zu keinem Unsinn an, kleiner Hans, hörst Du? Kranke sind sehr empfindlich, Alles thut ihnen weh — und morgen, am Geburtstage, darf die arme Mutter mit nichts unangenehm berührt werden.“

Der Knabe sah den Großvater mit blitzenden Augen an; ein himmlischer Empfangschein war in diesem glückseligen Kinderblicke. Er frohlockte: „O, ich weiß was Schönes, das habe ich mir schon lange ausgesucht. Sieh nur her, so groß ist's!“ — er hielt die kleinen Hände ziemlich weit auseinander.

„Geh nur, geh, kleiner Großprahler!“ sagte der Alte,

„sonst ist's um Deine Heimlichkeit geschehen. Die Freude macht geschwätzig, und man muß auch schweigen können."

Hänschen hüpfte mit dem silbernen Darlehn, reicher als ein Crösus, auf und davon, und als er unvorsichtig die Thür zuwarf, erwachte sein Vater zu dem Gefühl eines nahen, unersetzlichen Verlustes, der sein Lebensglück bedrohe.

Jener alte Herr, der zuerst auf unsere kleine Bühne tritt, ist der Landrentmeister Wardein, ein geachteter Beamter und sehr beliebter Mann, seiner heitern Menschenfreundlichkeit wegen. Sein Sohn, vormals Officier der Artillerie, war bei einem dienstlichen Versuch durch eines Andern Schuld verunglückt, als erster Rendant einer Hauptcasse angestellt, und somit durch einen Posten entschädigt worden, der sonst nur einem höhern Grade der Ancienneté, und jedenfalls nur dem anerkannten Verdienste ertheilt ward. Man nannte den jüngern Wardein bald „Hauptmann", bald „Oberrendant", je nachdem der Eine oder der Andere seinem militairischen Charakter oder der Charge im Civile den Vorrang gab.

Vater und Sohn lebten im innigsten Verhältniß mit einander und gingen als Freunde zusammen um. Der Landrentmeister, längst verwitwet, wenn auch nicht vereinsamt, wozu sein Sinn allzu gesellig war, wohnte in Gemeinschaft mit seinem Sohne, der, obgleich glücklich verheirathet, doch höchst beklagenswerth erschien, da seine

Frau seit Jahren an einer Krankheit litt, die kaum ergründet und daher auch nicht gehoben werden konnte.

Wir finden die Familie am nächsten Morgen im Zimmer dieser leidenden Mutter. Hier, wo die Geduld wohnte und der Schmerz, zeigte sich in jedem wahrnehmbaren Gegenstande die zarteste Sorgfalt und Schonung. Der Duft der Reinlichkeit, diese weiße Blüthe der Kranken, mischte sich mit dem Hauch der Lüfte, um einen Raum zu erfrischen, worin heiße Athemzüge weheten. Luftfenster, sauber ausgenäht, in gestreutem Geblüme, ließen die Sonne nur wie durch einen Milchflor scheinen, und eine Laube von Epheu, jüngst entstanden, stellte einen kleinen Garten vor, innerhalb dieser Wände, welche die schwache Frau schwerlich mehr verlassen konnte. Dieser junge Anwuchs, vom Morgenglanz durchleuchtet, warf ein reizendes Licht auf kleine Gaben der Liebe, die auf einem Tischchen hier vereiniget lagen. Die Eitelkeit hatte keinen Theil an diesen Geschenken, welche mit ernstem Bedacht gewählt waren. Das Grün des Andenkens ruhete darauf, wie es nun bald die letzten Freuden eines Lebens beschatten sollte, was den Angehörigen einer liebenswerthen Frau und Mutter über Alles theuer war. Sie selbst saß, gestützt auf den umschlingenden Arm ihres Mannes, in einem Lehnstuhl, den ihr der Großvater zum Angebinde verehrt hatte. Dieser Lehnstuhl, mit sammetweichem Plüsch überzogen, war so künstlich construirt, so durchaus elastisch,

daß er der leisesten Bewegung nachgab und gleichsam bei jedem stärkeren Pulsschlag zu vibriren schien. Das Hochroth seiner Polster, im Abglanz des Sonnenscheins, hüllte die blasse, hinfällige Gestalt, die davon Besitz genommen, in die Farbe der Verklärung ein. — Mit dem Gesicht des Leidens und der Liebe blickt die Mutter auf ein junges Mädchen nieder, das vor ihr kniet; es ist Naide, ihre einzige Tochter. Diese hatte in verstohlenem Fleiß ein Fußkissen für die geliebte Mutter gestickt, und das zarte Weiß der Lammwolle, was sie zum Grunde genommen, zeigt, daß es nicht für die Spuren der Erde geeignet ist. Naide setzt die matten Füße der Mutter auf das Werk ihrer Hände, während Thränen, still wie der Thau, auf die Vergißmeinnicht fallen, mit denen es übersäet ist.

Jetzt tritt in seiner feinsten Blouse Hänschen heran, eine Rolle in seiner Hand und glühend vor Vergnügen der Ueberraschung, die er für den nächsten Augenblick in seiner Gewalt zu haben sich bewußt scheint. — Eine Ahnung, daß der Sinn seiner Gabe tiefer ist, als die kindliche Absicht, welche sie ihm eingegeben — treibt ihm das Wasser in die klaren Aeuglein; den Glückwunsch hält er jedoch für überflüssig, und stammelt nur: „Hier, liebe Mutter, bringe ich Dir auch was zum Geburtstage!“ Zugleich entrollt er das Blatt, und ein Stahlstich von wunderbarer Schönheit und Bedeutsamkeit zieht aller Augen auf sich.

Eine sterbende Mutter, nicht unähnlich der, welche ihr Lebensfest feiert, sitzt aufgerichtet, von den Ihrigen umgeben; ihre Kniee hält, in gleicher Stellung wie Naide, ein zartes weibliches Wesen umschlungen. Und indem die Mutter auf die Stirn dieser — ihrer Tochter wahrscheinlich — ihre Hand segnend legt, und mit dem Blick des Glaubens aufwärts schaut, erscheint ein Engel über dem gebeugten Haupte jener jugendlichen Gestalt. Der Wiederschein des Himmels malt sich in den entfärbten Zügen der Mutter, und ein seliges Lächeln schwebt auf ihren blassen Lippen.

Wer aber möchte die ergreifende Wirkung dieses Anblicks beschreiben können? Der Großvater trocknete sich einen Tropfen nach dem andern von den benetzten Wimpern, sein Sohn starrte mit thränenlosem Auge und unaussprechlichem Gefühl das Bild an; Naide schluchzte laut — — nur die Mutter lächelte entzückt, als sähe sie in Wahrheit den Himmel offen.

Häuschen war sichtlich bestürzt, als er die überwältigende Rührung der Seinen sah. Er hielt das Blatt noch immer, welches er triumphirend vorgezeigt hatte; aber seine kleine Hand zitterte ein wenig.

„Mein Herzenskind!“ sagte mit gebrochener Stimme die Mutter zu ihm, „ist die Wahl dieses Bildes Dein eigener Gedanke?“

Der Knabe nickte zwischen Scheu und Stolz.

Die Mutter zog ihn an ihre Brust, küßte ihn inbrünstig und sprach: „Nun, so kann ich in Frieden sterben! Ich habe in die Seele — in die Zukunft meiner Kinder gesehen. Mein Hänschen, es ist gut für Dich, daß ich hingehe! Wir wollen fest daran halten. Ein höherer Sinn hat sich in der zarten Knospe erschlossen — — Gott wird den Knaben in seinen heiligen Schutz nehmen. Und mit Dir, Naide, Du treue Pflegerin der kranken Mutter, wird lebenslang Dein guter Engel sein!“

Ein leises, wiederholtes Klopfen war während dieser inhaltvollen Scene im Zimmer überhört worden. In dem Augenblicke, wo die Kranke ihren mütterlichen Segen sprach, ging die Thüre wie von selbst auf, und eine schlanke, weibliche Gestalt stand an der Schwelle. Der Luftzug, der dadurch entstand, wehte das weiche Gewebe des zurückgeschlagenen Schleiers von ihren Schultern, als entfalteten sich Flügel.

Aller Augen wendeten sich betroffen der fremden Erscheinung zu, die eine feierliche Minute unterbrach, ohne sie zu stören, und welche, von dem erhöheten Gemüthszustande der Familie aus betrachtet, wie eine verkörperte Offenbarung erschien.

Hänschen erhielt von seinem Vater den Auftrag, die Fremde, welche unrichtig angewiesen worden war, und sich deshalb mit liebenswürdiger Schüchternheit entschuldigte, in das zweite Stockwerk hinauf zu führen. Der

Knabe that wörtlich, wie ihm geheißen. Er faßte die Dame zutraulich bei der Hand und geleitete sie vor die rechte Thüre. Dort schieden die Beiden als gute Freunde.

In der leisen Verbeugung, womit die Fremde sich entfernte, in dem Blicke, mit dem sie diese Familiengruppe in ihr Herz aufnahm, war eine Grazie des Geistes, die nicht mit ihr verschwand. Und es trat eine tiefe Stille ein.

„Wer mag das sein?" fragte Naide die Andern.

„Auch ein Engel, wie es schien —" sagte die Mutter, traumhaft lächelnd; „wir werden es erfahren!"

Jetzt kam der Hausarzt, und jede Frage verstummte vor der Befugniß der seinigen.

Madame Pauvelin, die reiche Witwe eines Weinhändlers und Besitzerin dieses Hauses, saß am frühen Morgen schon wie ausruhend, und schaute gedehnten Blickes zum Fenster hinaus. Die ersichtlichste Langeweile lagerte in diesen öden Gesichtszügen und schien das rührige Treiben der Menschen und den schnellen Vorübergang wechselnder Gegenstände mit Neid und Neugier anzustaunen.

Eine tiefe Funfzigerin bereits, war Madame Pauvelin doch anscheinend durchaus abgeneigt, dies zuzugeben; auch widersprach die Farbe ihres Scheitels, der Schmelz ihrer Zähne, und mehr als dies, ihr Anzug diesem Alter geradezu. Ein offner Ueberrock, mit rosa Seidenzeug durchsteppt, warf einen zarten Jugendschein über die breiten Proportionen dieser matronenhaften Gestalt, und das nette Morgenhäubchen mit einer zierlichen Rosette von schattirtem, schmalem Band saß wie ein Pariser Modell auf einem alten deutschen Haubenkopfe. Die Hände dieser Frau, eben nicht fein geformt, doch voll und weiß, ruheten im Schoße der Trägheit, und kostbare Ringe funkelten an ihren Fingern, die viel zu plump und nicht geschmeidig waren, um für Schmuck zu passen.

Das Zimmer, obgleich prunkend überladen, war doch groß genug, um geraum zu sein, und ein wohlaussehender Mann, in den sogenannten besten Jahren — wie man mit zweifelhafter Zustimmung zu sagen pflegt — ging in gestrecktem Schritt darin auf und nieder.

Es war der Bruder der Madame Pauvelin, der im Hause seiner Schwester wohnte und jeden Morgen bei ihr zu frühstücken beliebte, bevor er an sein Amt ging, denn Herr Tobias Ilian war nichts Geringeres, als dieser guten Stadt Kämmerer.

Um diese Stunde ihres geschwisterlichen Zusammenseins, was öfters einmüthiger zu wünschen gewesen — war es jetzt.

Madame Pauvelin, die bisher verstimmt geschwiegen, rief plötzlich angeregt aus: „Was dort drüben für ein prächtiger Schlag Holz fährt! Es scheint so trocken, daß es nur anzusehen eine Lust ist. Ja, solch Holz lobe ich mir!“

Herr Ilian stand still und nahm sein Augenglas zur Hand, den Holzwagen zu fixiren. Dann sagte er: „Ich will nicht fürchten, daß Du, Frau Schwester, Ursache hättest, mit meinem Deputat mißvergnügt zu sein! Der Oberförster hatte ausdrückliche Ordre, Dich diesmal zufrieden zu stellen.“

„Du siehst, Herr Bruder, wie viel Dein Wort gilt!“ erwiederte die Schwester ärgerlich. „Aber mein Gott,

wer giebt Dir denn die Schuld? Ich rechne vielmehr ganz auf Deine Unwissenheit. Doch sage ich Dir gerade heraus: mein Holz war grün wie Gras."

„Grün wie Gras!" wiederholte der Kämmerer, und dies Echo war voll tiefen Staunens. „Man dächte! Ich kann jedoch den ganzen Stadtforst nicht durchprüfen, welcher Stamm am dürrsten ist —" setzte er mit gelinder Widerpart hinzu.

„Und ich kann grünes Brennholz nun einmal nicht ausstehen!" antwortete Madame Pauvelin, nahe daran, in Hitze zu gerathen. „Du weißt, Herr Bruder, ich leide stark an Ahnungen, und so spüre ich schon den zukünftigen Rauch, und habe davon Kopfschmerzen bekommen."

„Hm! Einbildungen!" murmelte Herr Ilian, und die Furcht dämmerte in ihm auf, ob es im Oberstübchen seiner Schwester auch richtig wäre.

„Und wo es nach dem Walde riecht, wenn auch von Weitem nur," fuhr Madame Pauvelin demonstrirend fort, „da wird mir so einsam zu Muthe — — — so niedergeschlagen und schauerlich. Und daß ich es nur gestehe, ich bin überhaupt verdrießlich. Die Gesellschafterin, welche mir der Pastor verschrieben, läßt auch auf sich warten. Alles, was an mich kommen soll, hat gute Wege." Und als dies Wort gesprochen worden war, trat ein blasses Zöfchen ein und meldete verdrossener Weise Fräulein Arneth an.

„Was für Ding?“ schrie die Witwe, welche nicht recht verstanden, dem Mädchen zu.

„Eben Diejenige, von der die Rede war,“ fiel ihr Bruder ein, froh überrascht, daß seine Schwester nun auf andere Gedanken käme. Und dies Vergnügen gab ihm den Schwung, daß er sich bis zu einem Befehle erhob, was er sich selten unterstehen mochte, so daß er sagte: „Dorel, führe die junge Person herein! Es bleibt doch an dem: wenn man des Wolfes gedenkt — — —“

Doch das alte Sprichwort erstarb dem Kämmerer im Munde, als er die Fremde sah, die wohl eher einem leidsamen Lamme glich, das an dieser Stelle zum Opfer der Verhältnisse bestimmt wäre.

Wenn die junge Fremde in der untern Wohnung dieses Hauses einen Blick in den Himmel des Familienglücks gethan, so trat sie hier über eine niedere Schwelle auf den Boden der Gemeinheit. Bei ihrem holden Anblick ward des Kämmerers Gesicht wie Sonnenschein, und die Stirne seiner Schwester entwölkte sich von allem Dunst der Phantasie. In der Persönlichkeit, die vor ihr stand, strahlte etwas Klares und Friedliches sie wie aus weiter Ferne an, als ob über ihrem beschränkten Horizont ein bedeutender Stern aufgehe. Madame Pauvelin erhob sich etwas schwerfällig von dem eingedrückten Sessel, und rief ihr entgegen: „Gut, daß Sie endlich kommen! Ich dachte schon, Sie würden ganz ausbleiben, weil es so

lange dauerte. Sie sind also die Gesellschafterin, welche der Herr Pastor Abenstädt mir anrecommandirt hat?"

Eine kleine anmuthige Verneigung erfolgte auf diese ungeschickte Frage.

„Die Sie erwarten, Madame, bin ich — oder hoffe es zu sein, wenn mein guter Wille Ihren Wünschen zu entsprechen vermag."

Wie sanft und biegsam die Stimme auch war, welche dies zur Antwort gab, wie höchst fähig, Hingebung auszudrücken, so war kein Athemzug von Unterwürfigkeit darin.

„Nun, wir wollen sehen!" erwiederte Madame Pauvelin etwas verblüfft, „es soll Ihnen bei mir nichts abgehen. Ich stelle Ihnen meinen Bruder vor, Fräulein! den Stadt-Kämmerer Ilian."

Dieser hätte die Patronin der Stadt mit keinem tieferen Bückling begrüßen können. In seiner Verlegenheit schob er einen Stuhl herbei; das Herz klopfte ihm gewaltig bei dieser leichten Handreichung, und doch stand der feurige Morgenwein noch unberührt.

Madame Pauvelin hatte ihren Sitz wieder eingenommen, und nöthigte das Fräulein, Platz zu nehmen. Sie schien sich zu einem Examen in Positur zu setzen; zuvörderst stellte sie die Frage: „Wo haben Sie denn Ihre Sachen gelassen? Denn wie man geht und steht, kommt doch Niemand von Conduite, wofür ich Sie ansehe. Diese

Ankunft, so früh am Morgen, hätte ich mir wirklich nicht träumen lassen."

Ein fliegendes Roth schwand wie ein leuchtendes Wölkchen über das klare Angesicht der Gesellschafterin, indem sie antwortete: „Ich bin mit der Post gekommen, und mein Gepäck liegt noch dort unter sicherem Gewahrsam. Der Pastor am Armenhause, der die Güte gehabt, mich zu empfehlen, hatte mir geschrieben, daß er mich bei Ihnen einführen wolle, Madame! Für die ersten Stunden ladete er mich in seine Wohnung ein, auf daß ich mich ein wenig erholen könne, und hätte ich ihn getroffen, so würde ich schicklicher zu anderer Zeit erschienen sein. So aber fand ich nur ein kleines Schreiben von ihm vor, worin er sich entschuldigt, daß er in einer dringenden Angelegenheit verreisen müssen."

Diese Antwort genügte vorerst, um Madame merken zu lassen, welchen Ton sie gegen die junge Person anzustimmen hätte, die sie von nun an für ihre Untergebene ansah.

„Herr Bruder!" hob sie gebietend wie gewöhnlich zu ihm an, „besorge doch, daß die Sachen bald herbei geschafft werden!"

Der Kämmerer enteilte mit seinem Auftrage, dessen er sich im Nu und Augenblick entledigt hatte.

„Was das für dummes Zeug ist von dem Pastor!" so wendete die Witwe mit einiger Empfindlichkeit ihre

Rede seiner Empfohlenen zu. „Nun, erholen können Sie sich bei mir auch; danach durften Sie nicht erst den beschwerlichen Weg nach dem Armenhause gehen.“

„Ja, es lebt sich ganz gut hiesigen Ortes!“ mit dieser ungeforderten Versicherung kam Herr Ilian athemlos seiner Schwester querfeldein. „Wir haben hier eine vortreffliche Polizei, und die Lebensmittel sind billig genug.“

„Unsinn!“ fiel Madame Pauvelin ihrem Bruder mit einem niederschmetternden Blicke in das Wort; „und wären sie auch noch so theuer, was kümmert das uns? Wer nur bezahlen kann, was er braucht!“

Die junge Fremde wandelte ein Gefühl der Schwäche an; ihr war zu Muthe, als wäre sie in eine Wüste gerathen, und ihr innerstes Leben würde hier verschmachten müssen. „Ach! der Mensch lebt nicht vom Brod allein!“ dies war ihr Gedanke; doch laut entgegnete sie: „Wenn ich den Schutz der Gesetze genieße, so wolle Gott geben, daß ich ihn nie in Anspruch nehmen darf. Und was ich zur Nahrung an Speise und Trank nöthig habe, dürfte leichtlich überall zu erschwingen sein!“

„Das sieht man ihnen an!“ bemerkte Madame Pauvelin, während sie die zarten Formen dieser ätherischen Gestalt zu messen schien. „Aber — was ich doch eigentlich sagen wollte — Du hast mich ganz unterbrochen, Herr Bruder! Es ist ein ungestümer Fehler von Dir, einem immer in die Rede zu fallen. Ja, sehen Sie, ich bin

reich — ich habe nichts zu thun — da wird mir denn zuweilen die Zeit erbärmlich lang, und so dachte ich schon längst, es wäre gut, wenn ich eine Person um mich hätte, die etwas Hübsches zu reden wüßte; kann ich es doch haben!"

Die junge Dame, der dieses Zutrauen geschenkt worden, lächelte mit leiser Geringschätzung, vielleicht ihres eigenen Talents, und sprach: „Ob diese Gabe mir verliehen ist, dürfte sehr die Frage sein; ich habe in strenger Schule schweigen gelernt."

„Was Sie sagen!" rief Herr Ilian mit aufrichtiger Bewunderung aus. „Nun, es giebt Leute, welche das Schweigen für eine schwere Kunst halten; und solch eine wohlgebildete Person spricht an, wenn sie auch ihren schönen Mund nicht aufthut!"

Diese schmeichelhafte Aeußerung ward dem Kämmerer Seitens der Frau Schwester übel vergolten. Sie warf ihm einen mißbilligenden, untersagenden Blick zu, worauf er sofort verstummte. Jenen bescheidenen Einwand widerlegte Madame Pauvelin selbst folgendermaßen: „Schweigen kann ich für mich alleine; doch das wird sich finden. Ein Wort giebt das andere, und Uebung thut auch viel."

Das Fräulein lächelte kaum merklich.

„Dann," fuhr Madame fort, als dränge es sie, ihrer Gesellschafterin alle zu übernehmenden Pflichten rasch vorzuzählen, „gebe ich gerne einen großen Thee. Doch weil

ich nicht so recht mit der Theemaschine umzugehen weiß — ich habe deren drei von massivem Silber — so verschob ich es von einer Zeit zur andern. Eine verwünschte Mode das! Man soll sich zierlich dabei anstellen, hier ein wenig mengen, dort zugießen, bald den Hahn drehen — bald den Kopf, wenn man angeredet wird; so habe ich mir fast jedesmal die Finger am Sude verbrannt. Und so wäre es mir außerordentlich lieb, wenn Sie sich darauf verständen, der Theemaschine mit Anstand vorzustehen. Es sieht sich gut an, wenn Diejenige, welche die Wirthin spielt, diesen Tic weg hat; und was mich betrifft, so dächten die Damen, ich hätte nicht nöthig, mich eigenhändig zu bemühen. Nun, was sagen Sie?"

„Diesem Verlangen getraue ich mir Genüge leisten zu können," versicherte die Gesellschafterin; „die Flamme zu unterhalten — Thee zu bereiten, ist nicht schwer!" — und ein Seufzer aus schwerem Herzen entschlüpfte ihrem Munde. In dem Tone, womit diese Zusage gegeben wurde, war ein Klang, vornehmer als das feine Silber der Theemaschinen, welche dem gastlichen Tische der Madame Pauvelin zu Gebote standen.

„Nun, das ist schön!" rief die reiche Witwe, hörbar erleichtert.

„Auch habe ich Jahr aus, Jahr ein eine Loge im Theater. Dahin begleiten Sie mich, und sagen mir, wer gut und wer schlecht spielt, und was die Leute persönlich

vorstellen, die da auftreten, auf daß man ein Wörtlein mitreden kann, wenn es im Gespräche drunter und drüber her geht. Neulich habe ich in aller Unschuld einen Schauspieler gelobt, den sie ausgepfiffen hatten."

„Das spricht für Deine Gutmüthigkeit, Frau Schwester!" schaltete der Kämmerer, um doch auch einmal mitzureden, fast gewaltsam ein. Das Fräulein sah ihn hierauf freundlich an, und dieser herzgewinnende Blick ging seinem Gedächtniß nimmermehr verloren; jene brüderliche Auslegung aber vergalt Madame Pauvelin aus dem Schatze ihrer Erfahrungen, wie folgt: „Ach, geh! was gutmüthig ist, hält man für albern, und ich habe mir manchmal schon ein wenig Bosheit gewünscht, weil die Damen, welche eine starke Portion davon besitzen, die meiste Auszeichnung genießen."

„O!" erwiederte das Fräulein, ohne sich zu besinnen, „diese Damen wären um die Achtung, welche man ihnen zollt, wahrlich nicht zu beneiden, und werden in der Regel mit gleicher Münze bezahlt. Güte ist kein Schaustück — aber ihr Werth behält den Preis."

Madame Pauvelin horchte aufmerksam und ward immer freundlicher. Sie dachte, mit welchen Waffen sie künftig gegen jede Meinung in die Schranken der Gesellschaft treten könnte, wenn das Fräulein ihr dergestalt zur Seite stände.

„Sagen Sie, meine Liebe," fing sie von etwas Anderem

an, und zwar so hurtig und zugleich so bedenklich, als hätte sie versäumt, das Wichtigste von Allem zu erwähnen, „können Sie gut Geschriebenes lesen?“

„Ob ich — — —“ das Fräulein trauete den kleinen, schönen Ohren nicht, und sprach: „O Madame, das wäre nicht gut, wenn ich dies nicht könnte! — wenn ich nämlich richtig verstanden habe.“

Die reiche Witwe, nicht im mindesten verlegen, erklärte sich deutlicher und holte weit aus. „Das ist so zu verstehen —“ sagte sie mit dem Gewichte ihres guten Rechts und einer guten Lehre, ohne Weiteres anzunehmen, daß sie ihre Gründe dazu habe, „der Schreibmeister meiner Tochter, die verheirathet ist, war niemals mit ihr zufrieden; auch ich bin es nicht. Das leichtfertige Ding wußte, daß es viel Geld hätte, und gab sich deßhalb mit nichts, mit gar nichts Mühe. Jetzt, nachdem meine Tochter Mann und Kind hat, läßt sie sich vollends gehen. Mit jedem ihrer Briefe bringe ich drei Tage zu, ehe ich klug daraus werde, und manchen habe ich gar nicht ordentlich lesen können. Dies greift meine Nerven unbeschreiblich an, und vermuthlich rührt eine Augenschwäche davon her, an der ich leide. — So thäte mir eine verschwiegene Seele noth, der ich meine Gedanken anvertrauen könnte, und eine geübte Hand, die für mich die Feder führte.“

Die Gesellschafterin erwiederte hierauf mit ernstem Gesicht: „Ich stehe zu Ihren Diensten, Madame, und

will das mir geschenkte Zutrauen auf jede Weise zu verdienen suchen. Doch erlauben Sie, daß ich mich offen ausspreche! — Was ich ihnen leisten soll — so weit ich es absehen kann — steht jedoch in keinem Verhältniß zu dem Gehalte, den Sie mir nach der Mittheilung meines würdigen Correspondenten ausgesetzt haben. — Und so schäme ich mich beinahe, wenn ich es wage, noch eine Bedingung zu stellen; dennoch — —"

„Geschwind, was möchten Sie noch?" fragte Madame Pauvelin so hastig, als könnte ihr dieser Verlaß entgehen.

Fräulein Arneth zögerte ein paar Secunden und sagte dann mit festem Tone: „Meiner Ansicht nach ist es bei einem Verhältniß dieser Art vor allen Dingen erforderlich, daß man sich gegenseitig verständige. Sie, Madame, dürfen, wie schon gesagt, sich meiner völligen Ergebenheit versichert halten; es wird meine Pflicht, wie meine Freude sein, Sie davon zu überzeugen. Ich will Sie möglichst überheben, und sollten Sie einst — weil doch Niemand weiß, was ihm vor seinem Ende begegnen kann — irgendwie von einem Unfall betroffen werden, so will ich treu bei ihnen aushalten und Sie nach Kräften unterstützen, so wahr mir Gott helfe!"

Hier wollte Madame Pauvelin einfallen, mit einem Lächeln auf den Lippen, das ein wenig übermüthig aussah; doch die junge Fremde, welche sich auf jenen Zeugen berief, der alle Vorsätze des Herzens kennt, und alle Fälle,

die dem menschlichen Hochmuth bevorstehen — ließ sich nicht unterbrechen, und ihre Stimme war rührender noch, als sie weiter redete: „Bitte, gönnen Sie mir nur dies Wort! — Dagegen ersuche ich Sie, mir die Stunden, in denen meine Gegenwart Ihnen entbehrlich ist, zu freiem Gebrauch meiner Zeit zu überlassen. Ich bin so einsam gewesen — so ganz allein auf mich angewiesen, daß ich ohne die tägliche Wohlthat einer stillen Sammlung meiner Gedanken mich selbst zu verlieren fürchte — und nicht leben zu können glaube.“ Thränen füllten ihre Augen.

„Sie scheinen mir was traurig zu sein, mein armes Kind!“ antwortete Madame Pauvelin so verwundert, als mitleidig, „doch darüber machen Sie sich nur keinen Kummer. So oft ich Besuche gebe, was beinahe alle Tage geschieht, bleiben Sie für sich, wenn es Ihnen so lieber ist; oder wenn ich Damen bei mir empfange, und nur der Thee vorüber ist, dann wird gespielt, und es ist nicht einmal angenehm, wenn Jemand, der nicht von der Partie ist, einem dabei auf der Tasche sitzt. So steht es bei Ihnen, was Sie thun und lassen wollen.“

Die Gesellschafterin achtete es für unaussprechlichen Gewinn, was ihr jetzt zugestanden worden war. Sie that einen tiefen Athemzug und reichte der Witwe die schmale, feine Hand mit einem Blicke inniger Zufriedenheit, der ihr dankte. Madame Pauvelin schlug ein und sprach:

„Nun, Sie gefallen mir, Fräulein Arneth! Ihr werther Vorname, wenn man fragen darf?“

„Walpurgis heiße ich!“ lautete die etwas schüchterne Antwort.

„Gott bewahre uns in allen Gnaden!“ rief die Witwe voller Entsetzen aus. „Wie kommen Sie, liebes Kind, zu diesem verflixten Namen?“

Und gleichzeitig konnte der Kämmerer sich nicht enthalten, auszurufen: „Was Sie sagen? ei, ei, eine kleine Hexe! das ist spaßhaft! hi! hi! hi!“

Aber das Fräulein wies sich so achtlos gegen diesen unfeinen Scherz, so unbeleidiget von der gröblichen Unart der Madame Pauvelin, ihr Staunen auszudrücken — wie eine Büste von Marmor.

„Wie ich zu meinem Namen gekommen bin?“ fragte die Gesellschafterin mit vornehmer Ruhe. „Auf die natürlichste Weise von der Welt. Mein Urgroßvater, mütterlicher Seits, hieß Walpurg, und da er diesen Namen aussterben sah, so vererbte er ihn auf sein jüngstes Töchterlein. So ist er denn auf mich übergegangen.“

„So dürfen Sie aber nicht heißen, Fräulein!“ entschied Madame Pauvelin apodiktisch; „ich hätte den Blocksberg immer vor Augen. Wie, haben Sie denn nicht noch einen andern Namen?“

„O ja!“ antwortete die junge Dame, „ich heiße auch Jacobine.“

„Jesus Maria!“ schrie die Wittwe, und fuhr empor, „das wäre noch schlimmer! Mein seliger Mann hatte eine Jacobinermütze aus Frankreich herüber gebracht, mit dieser jagte er mich in alle Winkel. Um keinen Preis hätte ich die gräuliche Mütze anfassen mögen. Nein, Fräulein, es hört sich Ihnen äußerst angenehm zu; aber Ihre Namen vernimmt man mit Furcht und Schrecken.“

Die Gesellschafterin schien nicht durch diese Aeußerung betroffen zu sein. Sie lächelte nur wehmüthig und sprach: „Nun wohl, so nennen Sie mich Friederike. Gegen diesen harmlosen Namen meiner guten Mutter werden Sie hoffentlich nichts einzuwenden haben?“

„Auch mein Name ist's!“ erwiederte Madame Pauvelin mit dem vollen Bewußtsein persönlichen Besitzes; „aber es soll mir nicht darauf ankommen! Wenn meine Eltern seliger mir schön thaten, nannten sie mich ihren alten Fritze.“

„Mir fällt etwas ein!“ sagte der Kämmerer mit einer Miene, welche dies als eine Seltenheit ausdrückte. „Als ich jüngst bei Oberbürgermeisters Gevatter stand, gab es auch Debatten, wie das Pathchen genannt werden solle. Doch die Wöchnerin bestand darauf, daß es Elfriede getauft — und Frieda gerufen würde. Wie wäre es, wenn wir das Fräulein bäten, sich Elfriede nennen zu lassen? So hielten wir die Hälfte von dem Namen der hochseligen

Frau Mutter und des hochseligen Königs in Ehren — und hätten Friede im Hause."

„Das ist ein guter Einfall!" sagte Madame Pauvelin. „Wir wollen Fräulein Arneth Elfriede firmeln und zur Abwechslung Frieda nennen. Das klingt romantisch und modern."

Herr Ilian war so entzückt von diesem Lobe, dieser glänzende Gedanke war ihm ein so seltener Silberblick seines mitunter etwas tauben Geistes, daß er sich weiter noch darin vertiefte. „Die kleine Silbe El, Fräulein? nun, wie möchte Ihnen dieses L zuwider sein, wobei man an Langmuth, Leutseligkeit und alles nur möglich Liebenswürdige denken kann?"

Die neue Elfriede lächelte doch ein wenig über die schlaue Einfalt des Kämmerers, der ihr, wenn auch indirect, etwas Schönes zu sagen wußte. Sie wollte eben versichern, daß sie stets eine gewisse Vorliebe für jenen Namen gehabt — was ihn sehr glücklich gemacht haben würde — als Madame Pauvelin ihr mit der Frage zuvorkam: „Aber, Herr Bruder, gehst Du denn heute gar nicht auf das Amt? Es ist die höchste Zeit, dächte ich!"

Der wackere Kämmerer ward, trotz dem Verdienste, die beste Auskunft gegeben zu haben — verbannt. In der Geschichte aller Zeiten finden wir aus demselben Grunde ein ähnliches Schicksal.

„Sei unbesorgt, Frau Schwester!" entgegnete der

Verwiesene; „das wäre mir eine schlechte Kämmerei, die mich nicht zu entbehren wüßte!“

Er ging, nicht ohne den Stolz, etwas Schlagendes gesagt zu haben. —

Madame Pauvelin schellte, und die blasse Dorel trat ein, welche den Befehl erhielt, dem Fräulein das lichtblaue Zimmer anzuweisen. „Dann,“ herrschte ihr die Frau vom Hause zu, „schicke Dich an zu einem Gange auf den Markt, so daß Du eilend fix und fertig bist!“

Das Zöfchen ging schweigend voran, die Gesellschafterin folgte ihr mit wankenden Schritten, denn die weite Reise im rasselnden Postwagen bewegte ihre Pulse noch, und Gefühle, welche sie bei dem Antritt ihrer nunmehrigen Station unterdrücken müssen, erhöheten jetzt den Schlag ihres Herzens. Sie fühlte sich ermüdet und doch sehr erregt, und nahm daher die Stille und Abgeschlossenheit des Zimmers, welches Dorel am Ende des Vorsaals sacht eröffnete, als eine Wohlthat auf.

„Dies ist das Zimmer, Fräulein!“ sagte das Mädchen so mürrisch, als möglich. „Die vordere Reihe bewohnt Madame selbst, daneben hat der Herr Kämmerer sein Logis — so war nur diese Gaststube zu entbehren.“

„O, ich bin zufrieden!“ äußerte die junge Arneth; es ist Alles hier so nett, so heimlich!“

Und wirklich, das eingeschleierte Bett sah aus, als würde es sich sanft und tief darin schlafen. Die Möbeln

waren in ihrer Form weit aus dem vorigen Jahrhundert; ob hergebrachter oder modischer Weise, à la Rococo, — wir wissen es nicht; aber die Rohrstühle mit ihren hohen Lehnen standen so ehrenfest und altväterlich zu ihrem Gebrauch, daß die Inhaberin kein verlassenes und verwaistes Mädchen sein müssen, um sie nicht mit jener Ahnung von Ruhe in Augenschein zu nehmen, welche träumerisch die Zeugen der Vergangenheit umschwebt.

An der Stelle, wo dem Ueberblick der Gesellschafterin ein Schreibtisch willkommen gewesen wäre, stand ein Secretair, der von innen ein Kleiderschrank war, und in einem andern Winkel ein schmales Regal mit Büchern, in verschossenen Einbänden. Wie manche Leipziger Messe mochte verrauscht sein, seitdem diese Werke die Presse verließen! Als Elfriede (wir wollen sie nun auch so nennen) im Vorüberstreifen eine flüchtige Ansicht nicht unterlassen konnte, lag der deutsche Merkur, in jener ältesten Ausgabe, der die großen Buchstaben fehlen, in ihrer Hand.

Anstatt des Ofens zeigte sich ein breiter Kamin, und als Zubehör ein schneeweißer Korb, mit Weißbüchenholz angefüllt. Auf dem Simse war eine kleine chinesische Wachtparade von buntem Porzellan aufgestellt.

„Ah, ein Kamin — den habe ich gern!“ sagte die junge Arneth, froh überrascht; „als sollte man nur gleich einheizen!“

„Ja, Holz ist bei uns die Hauptsache!“ antwortete die Jungfer mit verbissenem Hohne; „das ist eine Leidenschaft von Madame, — man möchte zuweilen selbst von Holz sein!“

Die Gesellschafterin schien diesen Ausfall zu überhören. Das Mädchen war gereizt und vielleicht krank. Sie wollte jedoch einem widrigen Begriffe vorbeugen und sich mit dieser unzufriedenen Zofe in keine Vertraulichkeit einlassen. Deßhalb entließ sie das vorlaute Jüngferchen mit den Worten: „Sagen Sie an Madame mit meinem Danke, daß es mir in meinem Zimmer wohlgefällt und daß ich mich bald einzugewöhnen hoffe.“

Dorel blieb stehen und sprach, um nach Gewohnheit mißvergnügter Leute der niedern Classe eine Schattenseite heraus zu kehren: „Wenn das nur nicht etwa stört, daß gerade unterwärts das Schlafzimmer der kranken Frau ist! Bei Nacht gehen die Thüren zuweilen, wenn es einmal schlimmer mit ihr geworden.“

Das rührende Bild der Gruppe von diesem Morgen schwebte der jungen Arneth vor. Sie fragte lebhaft: „O sagen Sie mir, liebes Mädchen, wer ist's, der im ersten Stockwerk dieses Hauses wohnt?“

„Der Landrentmeister Wardein,“ berichtete Dorel; „ein alter Herr, der nicht das Mindeste verwirrt. Dann sein Sohn mit sämmtlicher Familie, der Oberrendant bei der Artillerie gewesen, und als Hauptmann an das

Pupillen-Collegium gekommen — — — wollt' ich sagen — ich habe mich versprochen — — "

„Schon gut! lassen Sie nur — ich weiß, was Sie sagen wollten!" fiel Elfriede dringend ein; „und seine Frau ist diese arme Kranke? und Mutter —"

„Einer erwachsenen Tochter und eines kleinen Buben, der ein wahrer Ausbund ist!" setzte Dorel jene Frage beantwortend fort. „Er kommt bisweilen zu uns herauf, und hält frank und frei der Madame ihre Fehler vor."

Dieser Dreistigkeit ward lächelnd und im Tone einer rühmlichen Eigenschaft erwähnt.

„Und die Mutter dieses liebenswürdigen, wenn auch muthwilligen Kindes ist seit längerer Zeit krank?" fragte Elfriede theilnehmend.

„So lange der Knabe auf der Welt ist," antwortete das Mädchen. „Als ich ins Haus kam — es werden zu Johannis neun Jahre sein — war die Frau des Oberrendanten eine vollwangige Rose; jetzt ist sie nur noch ein welkes, zitterndes Blättlein, welches schwach am Leben hängt und mit dem Laube fallen wird."

„Mein Gebet soll zum Himmel aufsteigen, daß diese Mutter den Ihrigen erhalten werde!" dachte Elfriede still bewegt.

Jetzt kamen die Sachen von der Post; Dorel legte Hand an, der jungen Dame ein wenig behülflich zu sein.

Sie hing den Staubmantel über ein Bild im Winkel, welches vorhin unbeachtet geblieben war.

„Jenes dort scheint ein schönes Bild; es wäre schade, wenn es verhangen würde!“ sagte Elfriede, und blickte aufmerksam hinüber.

„Ach, es ist nur der arme Lazarus vor des reichen Mannes Thür,“ antwortete Dorel mit einer Geringschätzung, welche sie sich im Dienst der reichen Wittwe selbst gegen ein Bild der Armuth und Schwachheit, übermüthig gleich ihrer Herrin, angeeignet zu haben schien. „Es ist ein uraltes Erbstück,“ setzte die Jungfer ihren Bericht fort, „was einst Geld genug gekostet haben soll. Madame kann aber arme Leute vor den Tod nicht leiden, und kranke nun vollends gar nicht; deßhalb mochte sie das Bild nicht vor Augen haben, und so ward es hierher verwiesen.“

Im Zimmer der Madame Pauvelin ward heftig die Klingel gezogen. Dorel entfernte sich nicht eben eilfertig.

„Mit Liebe und Folgsamkeit wird dieser Frau nicht gedient, wie mir däucht!“ dachte ihre Gesellschafterin, und nahm sich vor, gegen diesen Mißstand mit gutem Beispiele voranzugehen.

Indessen hatte der Gedanke, sich des erworbenen Kleinods zu bedienen, um ihr Licht leuchten zu lassen, die Indolenz der Madame Pauvelin plötzlich besiegt. Sie hätte den großen Thee, der ihr so lange schon im Sinne

gelegen, lieber heute als morgen gegeben. Die vornehmsten Damen ihrer Bekanntschaft sollten geladen werden; es war, seit das Gesellschaftsfräulein über ihre Schwelle geschritten, als wäre Madame Pauvelin in ihrer eigenen Achtung um eine Stufe höher gestiegen.

Dorel ward von diesem Entschluß in Kenntniß gesetzt und empfing eine Menge Aufträge.

„Gehe sogleich zu dem Conditor am Markte," lautete die Ordre, „und bestelle mir einen Theebaum, so köstlich als möglich. Dann eine Schüssel voll Sahntörtchen, — hinsichtlich der großen Torte zum Wein möchten sie mir doch etwas ganz Apartes vorschlagen. Nur mit der Eisenbahn komme mir nicht, deren hat man satt. Auch ist erst wieder ein Unglück passirt — so was verdirbt den Appetit. Aber so gut wie man jetzt Alles auf Noten setzt, können die Leute vielleicht eine Galop-Torte backen — oder Doppelschottisch — — das bringt ein Bischen Leben in die Gesellschaft."

Dorel lachte unehrerbietig laut auf und sprach: „Nun, die Torte wird hurtig weggehen; sorgen Sie nur nicht, Madame. Der Conditor ist kein solcher Tropf, daß er nicht Namen für seine Waare erfinden könnte."

Madame Pauvelin war so zerstreut, daß sie ihrer Jungfer diese verspottende Antwort hingehen ließ. Sie blickte vor sich hin in die Unabsehlichkeit ihrer Besorgungen und sprach: „Es giebt viel zu beschicken; schaffe

mir nur den langen Lohnbedienten, der mir am liebsten ist."

Mit saurer Miene entgegnete das Mädchen: „Der lange Günzel ist ja aber betrügerisch, wie Madame sich selbst überzeugt haben."

„Was geht das Dich an?" versetzte die eigenwillige Frau. „Er ist höflich, hat gewandte Manieren und weiß sich Rath; so drückt man ein Auge zu, wenn er ein wenig zulangt. Was hilft mir die Ehrlichkeit von unserm Hubert, der ganz unbeholfen ist?"

Dorel murmelte: „Nun, ehrlich währt doch am längsten!"

„Spute Dich nur, daß Du fort kommst!" drängte Madame Pauvelin das zaudernde Mädchen; „es giebt Tausenderlei zu besorgen und wir haben alle Hände voll zu thun. Vor allen Dingen muß ich nach dem Eingemachten sehen, ob es etwa eine weiße Mütze hat. Dann müßte ich es aufsieden — das wäre mir was bei diesem schönen Tage! Mir wird brühheiß, da ich nur daran denke."

Um wenige Minuten später trat Madame Pauvelin mit einer Hand voll weißer Karten in das Zimmer ihrer jungen Gesellschafterin.

„Die erste Arbeit bringe ich Ihnen, Fräulein Frieda!" hob die Wittwe an. „Ich habe mich kurz und gut entschlossen, den großen Thee morgen schon zu geben. Morgen am Tage! — nein, was rede ich doch! — des Abends.

Sie werden mir wohl die Einladungen dazu schreiben? da sind die Karten."

Doch vergebens sah sie sich nach einem schicklichen Plätzchen, nach Feder und Tinte dazu um. „Wahrhaftig, liebes Kind," rief sie aus, „ein Schreibtisch fehlt Ihnen noch! ich sehe es ein, und Sie sollen ihn haben! Wir werden deren von der neuesten Façon im ersten Möbel-Magazin der Stadt vorräthig finden. Sie selbst sollen sich ihn aussuchen."

Elfriede äußerte ihren Dank für diese gütige Zusage, mit einem Lächeln, was ein wenig herbe war. Sie dachte in ihrer tiefsten Seele: der ganze Reichthum eines Geistes, quellend von den schönsten Gedanken, ein Herz, voll zum Ueberfließen, würde vielleicht für Madame Pauvelin kein Grund gewesen sein, auf einen Schreibtisch Bedacht zu nehmen; das armselige Bedürfniß einer Visitenkarte aber war es. O, es ist gewiß schwer, reich zu sein, ohne selbstsüchtig zu werden; und wenn man von bitterer Armuth spricht, ist im wahrsten Sinne zu verstehen, daß es nicht leicht sei, jenen Egoismus mit unverbitterten Gefühlen zu ertragen.

Als die Karten geschrieben waren, betrachtete Madame Pauvelin mit Stolz die Handschrift ihrer Gesellschafterin, und konnte ihre Augen kaum abwenden von den kleinen Schriftzügen, die so correct, so kunstschön sich zeigten, wie in Stahl oder Kupfer gestochen.

„Ich sage Dir, ich habe ein Glück gemacht mit dieser jungen Person!“ raunte sie ihrem Bruder zu, und der Kämmerer sah aus, als ob er mehr als brüderlich Theil daran nähme.

Der große Thee, indem er sich annäherte, war zu einer treibenden Fluth für den trägen Zeitverlauf der reichen Witwe geworden. Madame Pauvelin hatte die eingelegten Früchte völlig frisch und wohlerhalten befunden, von allen gekostet, und sich in Folge dieser wirthschaftlichen Prüfung sogar ein kleines Mißbehagen zugezogen. —

Gegen den Abend schlug der Kämmerer seiner Frau Schwester einen Spaziergang vor, der ihr gut thun würde. Frieda durfte ihre Müdigkeit vorschützen, um sich in Ruhe zurückzuziehen. Die letzte Stunde dieses Tages und eine Nacht voll ungestörter Einsamkeit war ihr nunmehr vergönnt. Wer in Fried' und Freundschaft mit sich lebt — und dieser Umgang fordert die meiste Selbstverleugnung — hält es für unaussprechlichen Gewinn, aus fremdem Wirrwarr zu sich selbst zu kommen. Und verworren war ihr heute Alles vorgekommen, was sie umgab. Jetzt athmete Elfriede zum ersten Male frei auf! Die lichtblauen Wände ihres Zimmers schlossen sie wie ein kleiner Vorhimmel von Stille ein, wo sie hinaus blicken konnte, allein und andächtig in den unendlichen Himmelsraum. Die Luft strömte sommerabendlich zu dem geöffneten Fenster herein und regte Lebensgefühle in ihr an. Das Herz, beladen

mit manchem Seufzer, schwellte vom Hauch des Frühlings, und mancher tiefe Keim der Zukunft erschauerte vom Wehen der Lüfte tief im dunkeln Boden des Gemüths, während sie mit Wehmuth dessen gedachte, was unwiderruflich vergangen war. Wie fremd ihrem Wesen Elfriede ihre Stellung auch fand, so war ihr doch — und sie glaubte, Gott nicht genug dafür danken zu können — heimathlich zu Muthe. Um einer Sehnsucht zu begegnen, die so natürlich und doch so vergebens gewesen wäre, suchte Elfriede sich zu beschäftigen. Sie schaffte Ordnung unter ihren Sachen, duldete nichts an unpassender Stelle, und unhörbar schwebte ihr Schritt über den Fußboden hin. So hatte sie das Bild im Winkel frei gemacht, und nur der letzte Sonnenstrahl hing röthlich noch an dem nachgedunkelten Gemälde. Das Haus des reichen Mannes, nach morgenländischer Bauart, trat hervor, und an der Halle des Eingangs, in den warmen Farbentönen jener milden Zone sonnte sich der Arme. Diese abgezehrte Gestalt, nur halb bedeckt vom Mangel, streckte die bleichen Glieder lebensmüde aus, und ein matter Blick haftete an dem Hunde, der ihm schmeichelte. Elfriede konnte sich von diesem schmerzlichen Anblicke nicht losreißen. Die Blöße des Armen, die Sichtbarkeit seines Leidens entlockte ihr Thränen der allermenschlichsten Sympathie.

„Der Reiche starb und ward begraben —“

flüsterte sie mit den Worten der Parabel. „Auch das Grab ist ein letztes Glück! es ist heilig — denn es schützt vor übler Nachrede und verbirgt das Geheimniß Gottes. Die Blüthenzeit bestreut es lieblich, der Himmel läßt seinen Thau darauf fallen, und der Freund — ein Himmel für das Herz! — seine Thränen. Warum weine ich denn? Was sorg' ich um ein Grabmal? die Natur bestattet die Verlassenen! — Alles Elend auf Erden ist doch nur ein Gleichniß und bedeutet etwas Höheres. Den Armen tragen die Engel in den Schoß der seligen Ruhe — —" Elfriede lauschte hinab. Ein Geräusch drang durch die Decke. — „Auch ich bin im Hause der Reichen, bin arm und das Herz im Busen ist mir krank. Ach, ich möchte sterben für die Dulderin hier unten, wenn ich nicht leben müßte!" Die Gruppe vom Morgen verdrängte den Eindruck dieses lehrreichen Bildes. Frieda empfand eine unwahrnehmbare Beziehung zu der Familie des Landrentmeisters; denn der Grad unserer Theilnahme bestimmt leise unsere Verhältnisse.

Nach einem Schlafe, wie erschöpfte Kräfte ihn fordern, erwachte die Gesellschafterin zu einem unruhigen Tage.

Madame Pauvelin erzählte in klagendem Tone, daß ihr geträumt, der Hausarzt gäbe ihr goldne Pillen ein, wovon sie noch einen Druck über dem Magen spüre. —

„Das glaube ich wohl," äußerte Elfriede hierauf ein

wenig träumerisch, „selbst im Traume mag das Gold drückend sein!“

„So halten Sie den Reichthum nicht für etwas Gutes?“ fragte halb erstaunt, halb empfindlich die reiche Witwe.

„Für etwas Schweres halte ich ihn!“ sagte Frieda fest.

Dagegen war nichts einzuwenden; denn Madame Pauvelin empfand nur zu sehr die Last zeitlichen Besitzes, weil sie keine Sorge trug sich irgend ein unsterbliches Verdienst damit zu erwerben.

Die Anstalten zum großen Thee, welche der hochmüthigen Frau über dem Kopfe zusammenschlugen, bewältigte ihre Gesellschafterin, der sie freie Hand ließ, mit graziöser Leichtigkeit. Alle diese kostbaren Sachen, wie mit einem Feenfinger angerührt, vermeinte Madame Pauvelin heute zum ersten Male zu sehen. Sie wollte einen Triumph feiern, und das schwere Geschütz der großen, silbernen Theemaschine ward dazu in Bewegung gesetzt.

Als nun die sechste Stunde geschlagen hatte, rauschten die Damen zahlreich heran in Seide und Geschmeide. Die junge Gesellschafterin ward ihnen vorgestellt, deren bescheidene Anmuth einen versöhnenden Zauber über dies prahlerische Großthun verbreitete. Die Spieltische standen bereit — aber ach! hier stand ein Leben auf dem Spiele. Der Kreis ihrer Gäste ründete sich um die Wirthin, welche auf dem Throne ihrer höchsten Wünsche saß.

Schon flammte der Spiritus — da ward Madame

Pauvelin fahl wie Asche, geberdete sich wie eine Verzweifelnde und schrie aus Leibeskräften. Ein heftiger Magenkrampf fiel wie ein gewappneter Feind die reiche Witwe an, entkleidete sie binnen wenigen Minuten ihres überladenen Putzes und warf sie im Glanze dieses Abends zu Boden.

Die Damen ertheilten hundert Rathschläge — es entstand eine große Verwirrung. Wie leise auch Dorel der thätigen Elfriede zuflüsterte: „Das warme Sahntörtchen ist der Madam wie G i f t gewesen —" so war doch jene Silbe — nur ein Hauch war's! — vernommen worden. Ein tödtlicher Schrecken lief von Ohr zu Ohr, dieser Anfall geschähe in Folge einer Vergiftung. Die bläuliche Flamme beleuchtete erlöschend eine Niederlage. Der Theebaum hatte umsonst geblüht und versagte Frucht getragen. Die Gesellschaft stob auseinander; der Kämmerer lief selbst zum Arzt und kam nicht wieder. Indessen war Madame Pauvelin zu Bett gebracht worden. Elfriede hatte mit gutem Erfolge einige Hausmittel angewendet. Sie beruhigte durch mildes Zureden die tobende Kranke und bald ließ der grimmige Schmerz nach. Jetzt ging die Thürschelle. „Es wird der Doctor sein!" stöhnte Madame lauter als zuvor. Aber nur der Kämmerer kam allein.

„Herr Bruder, Du bist gut nach dem Tode zu schicken!" rief seine Schwester mit Kräften der Stimme, die ihr zurückgekehrt schienen.

„Es geht schon besser mit Madame!“ fiel Frieda begütigend ein.

„Was Sie sagen! Nun Gottlob, so brauchen wir den Doctor nicht! —“ erwiederte der Kämmerer außer Athem. „Er war in das Kloster der Ursulinerinnen berufen worden. Eine Nonne liegt im Sterben — und das, Frau Schwester, geht doch Allem vor.“

„Gott erbarme sich, was sprichst Du da für Unsinn!“ lamentirte Madame in der Gereiztheit ihres Zustandes. „Wer da stirbt, dem ist nicht mehr zu helfen; wohl aber den Kranken.“

Der Kämmerer lüftete sich die Weste und sprach: „Ein großer Thee, und wenn er auch noch so glücklich abläuft, ist und bleibt eine Heimsuchung für jeden Mann im Hause; doch wenn nun Alles fortstürzt in Angst und Eile, da weiß man nicht, wo einem der Kopf steht. Als ich hörte, Du wärest unpaß, dachte ich, es wäre nur so ein kleiner Uebergang; doch daß diese Festivität solch ein Ende mit Schrecken nehmen würde, dies wäre mir nicht in den Sinn gekommen.“

Madame Pauvelin ächzte, daß es einen Stein in der Erde erbarmen mögen.

„Das vergeben mir die Damen nimmermehr, daß ich sie zusammen gesprengt und dann mit trockenem Munde heimgeschickt habe.“

„Jedenfalls," bemerkte Elfriede, „war diese Störung für Sie selbst am unangenehmsten."

„Nun, was den Krampf betrifft," äußerte die Witwe etwas heimlich, „so waren unter diesen Damen welche, — ich will Niemand nennen — die ihn sehr in ihrer Gewalt haben. — Fräulein Frieda, litten Sie auch schon einmal am Magenkrampf?"

Die Gesellschafterin verneinte und Madame Pauvelin sprach: „Nun, so kennen Sie das Schlimmste noch nicht."

Elfriede schwieg mit einem tiefen Seufzer. Sie meinte, Schlimmeres noch zu kennen.

„Das war ein heißer Tag und Abend!" sagte der Kämmerer, und trocknete sich den Schweiß von der Stirne; „wäre nur erst die Nacht vorüber!"

„Wenn Sie bei mir blieben, Fräulein!" wimmerte die Witwe, „so fürchte ich mich zu Tode, der Anfall könnte wieder kommen!" —

„Gewiß, ich bleibe bei Ihnen!" versicherte Frieda.

„Willst Du mich nicht auch zum Wächter annehmen?" fragte der gutwillige Ilian.

Seine Schwester wehrte dies Anerbieten lieblos ab, und sprach: „Das fehlte mir nur noch. Du nickst bald ein und schläfst sehr laut." —

Der Kämmerer fühlte sich beschämt, und um sich vor dem Gesellschaftsfräulein zu heben, sagte er: „Kein Wunder wär's, wenn man alt und schwach würde vor der

Zeit. Der Posten eines Kämmerers," setzte er mit amtlicher Würde hinzu, indem er sich in die Brust warf, „fordert seinen Mann! es werden Ansprüche an die Stadtcasse gemacht, als wäre sie die Schatzkammer des großen Moguls. Jeder meint, er dürfe nur zugreifen. Und kommt einmal unverhinderlicher Weise ein Mißgriff vor — so — dann —" er hielt inne.

In jener lautern Milch des Wohlwollens, welches keine Wehthat ungelindert lassen konnte, sagte Frieda, und diese Worte flossen aus ihrem Herzen: „Ich habe eine gewisse Vorliebe für dieses Amt oder auch für seinen Titel, die sich von dem Kämmerer aus der Apostelgeschichte herschreibt, der durch die Wüste von Gaza reiste, mit dem Propheten in der Hand, und sich taufen ließ. So oft ich die Worte las: Und er zog seine Straße fröhlich — verweilte ich mit Rührung, ja mit Sehnsucht, bei dem Andenken dieses frommen Mannes, und hätte mit ihm ziehen mögen in sein stilles Glück."

„Was sie sagen!" rief Herr Ilian froh erregt, „und dies stände in der Bibel?"

„Sie kennen die Apostelgeschichte nicht?" fragte die Gesellschafterin erstaunt, jedoch sanft; dennoch traf den Kämmerer ein Vorwurf, und er antwortete: „Für alte Historien und Novitäten bleibt unser Einem wenig Muße. Die Zeitungen wollen gelesen sein, der Anzeiger, das Amtsblatt — man geht dann und wann in die Kirche und

hört von der Kanzel vorlesen was in den heiligen Büchern enthalten ist. Aber niemals habe ich jenes Capitel getroffen, dessen Sie, mein verehrtes Fräulein, die Güte hatten zu erwähnen."

„Die Bibel greift meine Nerven erschrecklich an —" nahm Madame Pauvelin das Wort, was ihr Bruder fallen ließ, „und der Doctor hat mir Alles verboten, was wirkt!"

Unserer jungen Freundin schwindelte. „Ach die Armen! welch' eine Schule steht ihnen noch bevor! diese armen, reichen Leute kommen mir wie von Gott verlassen vor —" dachte Frieda.

„Wissen Sie was?" sagte Madame Pauvelin schläfrig, „erzählen Sie eine kleine Geschichte!"

Der Kämmerer, dem seit jener unschuldigen Liebeserklärung, welche einem weit anderen Vorgänger galt — das Herz im Busen hüpfte, stimmte lebhaft in den Wunsch seiner Schwester, und nach einigem Bedenken begann Elfriede, wie folgt:

„Eine Goldmine in Peru war einst durch ein Erdbeben verschüttet worden, wobei ein einziger Mensch, ein Jüngling mit dem Leben davon kam und sich wie durch ein Wunder gerettet sah. Als er aus tiefer Betäubung erwachte, wußte er nicht, wie ihm geschehen war. Wo Berge gestanden, schwebten Wolken; — über die gesegnete Flur der Gegend stieg die brausende See, die Hütte der

Heimath war versunken — und so weit sein Auge reichte, fand er sich fremd und einsam. Er raffte sich auf, Hülfe zu suchen, und als er nicht ohne Gefahr ein paar Schritte zurückgelegt hatte, sah er ein armes, kleines Fischerdörfchen, was er nie zuvor gekannt, am Strande, von der Abendsonne beschienen. Aber ehe er es erreichte war seine Kraft dahin und es wandelte ihn eine Ohnmacht an, so daß er nicht fürder konnte. Das Wasser rauschte nah und fern, die Wogen am Gestade sangen ein rauhes Lied; der Jüngling entschlief und es träumte ihm von seiner Mutter. Wem aber von seiner Mutter träumt, dem ist geholfen! — Sie waltete nach der Weise guter Mütter, legte frische Kräuter, noch feucht vom Thau des Feldes, auf seine Wunden, labte ihn, so daß dem Jüngling trostvoll zu Muthe ward. Als er geweckt vom Licht des Morgens seine Augen aufthat, sah er einen Mann am öden Strande nach Muscheln suchend. Der näherte sich dem Jüngling und redete ihn in fremder Sprache an. Der Jüngling ward traurig, denn er verstand ihn nicht. Der Fremde kam und ging — noch konnte der Jüngling vor Schwäche nicht von der Stelle."

„Als die Nacht mit ihrem dunkeln Mantel seinen müden Leib bedeckte, erschien die Mutter wieder und pflegte sein noch eifriger, als in der vorigen. Mit ihrer treuen Stimme sprach sie zu ihm: Zieh hin, mein Kind! zieh hin, mit dem Perlenfischer! er hat das Köstlichste ge-

funden. Was willst Du hier auf der Erde? Dort wirst Du genesen und ich werde bei Dir sein! — Die Liebe verläßt nirgends ihr Liebstes! das Gold, das Du gegraben, ist Schutt und Staub, und ehe eines Tages Sonne sinkt, kann es zu Wasser werden, wie Du siehst. Dann ist Alles um Dich her verwandelt. — Der Geist aber ist der Jüngling, der nicht versinkt! er trägt, was mehr als Kronen werth ist, über die Fluth des vergänglichen Lebens. Das Traumbild verschwand — der Jüngling fühlte sich berührt und richtete sich auf. Er folgte dem Wink des Fremden, und ein leichter Nachen mit wehendem Segel trug ihn an ein schöneres Land — — — an eine reiche Küste — — —."

Madame Pauvelin schlief hart und fest. Elfriede winkte dem Kämmerer, daß er sich auch zur Ruhe begeben möge.

"Fräulein!" sagte der bezauberte Ilian, "ich könnte Ihnen die ganze Nacht zuhören."

Zögernd ging er, und Frieda wachte abwechselnd mit der Jungfer am Lager der erkrankten Witwe.

Am nächsten Morgen stand Madame Pauvelin wie gewöhnlich auf und empfand nur noch einen übernächtigen Schauer, wenn sie an die traumhaft ausgestandene

Angst und Qual gedachte. Mit dem Gefühl einer vernichteten Macht betrat sie den Wahlplatz ihres gehofften Sieges, und obgleich ein Kreis von Damen in die Flucht geschlagen worden, deren Zungen gefürchtet waren und berühmt, in jedem Gefecht zu bestehen: so fühlte die reiche Witwe doch, daß es mit diesem Rückzug um die Freuden der Eroberung geschehen sei. So bot sich ihr demnach ein weites Feld mißfälliger Betrachtungen dar. Auch der lange Lohnbediente hatte nicht verfehlt Beute zu machen, wovon Dorel ihrer Gebieterin den schonungslosen Nachweis gab. Aergerlich über und über ließ diese aufräumen und fand hier einen Fleck und dort einen Makel. Die ganze Welt war voller Fehler.

So fand sie der Arzt, der frühzeitig genug kam.

„Ei sieh da! schon außer Bett? und wie es scheint, munter und wohlauf?“ rief er beim Eintritt in das Zimmer. Diese Anrede, herzlich gesprochen, diente statt des Grußes; denn der Doctor war kein Freund von Complimenten, und jener alten Methode anhänglich geblieben, die dem Arzt erlaubte ohne Umstände zu sein.

Vorwürfe schwebten auf den Lippen der Madame Pauvelin, aber der Doctor ließ sie nicht zu Worte kommen und sprach: „Sanct Ursula mag mich vertreten! ich konnte die armen Klosterfrauen nicht in Todesängsten lassen. Auch hat meine tugendhafte Nonne die Krisis glücklich überstanden.“

„Sie lebt also noch? Und mir leisteten Sie keinen Beistand?“ fiel die Witwe entrüstet ein.

„Sie nehmen es doch nicht etwa übel, daß die Ursulinerin nicht gestorben ist?“ fragte der Arzt mit einer Schalksmiene. „Um nun aber auf ihre Maladie zu kommen, was fehlte Ihnen denn so eigentlich?“

Madame Pauvelin holte weit aus, und das vorübergehende Uebel ward durch ihre monströse Beschreibung zu einem Anfall, der alles überstieg was je erlebt und erlitten worden. Sie hob das Verdienst ihrer Gesellschafterin heraus, um den Arzt fühlen zu lassen, wie versäumt sie außerdem gewesen wäre. Und hierbei können wir uns der Bemerkung nicht erwehren, daß tausend Lobsprüche nur als Tadel für einen Andern ausgetheilt werden, und demnach zu jenen Tugenden zu zählen, die einst vergeben werden. —

Hierauf antwortete der Doctor im Tone des Berufs: „Sie haben Ihren Magen ein wenig beleidigt, und der Magen, wissen Sie das, Madame! ist der empfindlichste Despot. Diät und Ruhe, dies ist das Beste, was ich Ihnen zu verordnen wüßte — — — ein paar Tropfen werde ich noch verschreiben. — Uebrigens ist das junge Frauenzimmerchen, was sich so verständig benommen, ein wahrer Gottessegen für Sie, wozu ich Ihnen von Herzen gratulire! ein Geburtstag gleichsam, der Sie verjüngt und von Neuem aufleben läßt.

Hier trat Elfriede ein. Der Doctor verbeugte sich galant gegen das Gesellschaftsfräulein, und wendete sich dann wieder zu Madame Pauvelin, die seine Gratulation ein wenig stöckisch entgegennahm.

„Wie gesagt, Ihr Wohl ist in den schönsten Händen! — Werden Sie glauben,“ fuhr er scherzhaft fort, „daß ich auf der Straße hierher zweimal angeredet worden, ob es wahr sei, daß Sie, Madame, an Gift erkrankt wären?“

Die reiche Witwe rang die Hände. „So bin ich um meine Reputation!“ jammerte sie; „Gott sei's geklagt! Wer wird mich noch besuchen, wenn es heißt, daß ich giftig bin und vielleicht meine Bewirthung auch?“

Der Doctor lächelte wie ein Satyr und sprach: „Das ist der Gebrauch an vielen Orten, daher die aufregende Wirkung der meisten Gesellschaften. — Unsere Damen sind aber an Gift gewöhnt, wie die Türken an ihren Opium.“

„Was soll ich denn aber thun, um solch ein schädliches Gerücht zu unterdrücken?“ fragte Madame Pauvelin kläglich.

„Nichts!“ erwiederte der Arzt sehr bestimmt. „Wer da lebt, braucht nicht ein Sterbenswörtchen zu sagen wenn ihn die Leute ein Kind des Todes nannten. Sie zeigen sich auf der Promenade — — —“

„Ach! das geht nicht an! wo denken Sie hin, Herr

Doctor?" fiel die Witwe ihm in die Rede, „das würden mir die Damen sehr übel auslegen, wenn ich heute schon wieder auf den Beinen wäre. Was meinen Sie? wenn ich nun in's Seebad ginge?"

„In's Seebad?" fuhr der Doctor Madame Pauvelin derb an; „was in aller Welt wollen Sie dort? eine so vollblütige Frau! der Schlag würde Sie rühren."

„Und hier reibt mich der Aerger auf!" versetzte Madame Pauvelin, „auch bin ich in beständiger Gefahr — — —" Sie stockte.

„Wie so? wie so?" fragte der Doctor hastig.

„Die Kranke hier im Hause," fuhr Jene fort, „ist sehr schwach geworden. Nun frage ich Sie auf Ihr ärztliches Gewissen — Sie kennen meine Natur und wissen wie empfindsam ich gegen Ansteckung bin — ob mir die Schwäche dieser Frau etwa schaden kann? Wäre die mindeste Gefahr dabei, so kündige ich dieser Familie auf."

Frieda machte eine erschrockene Bewegung; der Arzt aber sah die Witwe mit starrem Blick an und sprach: „Ob Ihnen die Schwäche dieser kranken Frau schaden könnte? Ihnen, Madame? in Wahrheit! das ist stark. — Daß Sie so sehr davon afficirt werden sollten, glaube ich nicht —" setzte er mit einem sarcastischem Lächeln hinzu, welches der Gesellschafterin jener Thörin, der es galt, durch Mark und Bein drang.

„O! dafür nehme ich mich wohl sehr in Acht!" ver-

sicherte Madame Pauvelin im Tone einer lobenswerthen Vorsicht.

„Hören Sie! was ich Ihnen anrathen möchte, ist, daß Sie die guten Leutchen da unten, in Frieden wohnen ließen. Wollten Sie einer betrübten Familie, die in allgemeiner Achtung steht, den Stuhl vor die Thüre setzen, so würde dies Ihnen ein übleres Renommé machen, als daß der große Thee hat aufgehoben werden müssen, wobei höchstens der Magen zu kurz kam, jenes aber würde Ihr Herz verdächtigen. — Dies sage ich Ihnen als Freund! Als Arzt wünsche ich, daß Sie eine kleine, modeste Wassercur privatim brauchen, und sich mehr Motion machen als bisher. An Ihrer Statt würde ich einmal Ausgeberin, Madame, bloß zu meiner eigenen Unterhaltung, oder — ich zöge in einen schönen Garten vor dem Thore und führe mir kleingespaltenes Holz zum täglichen Bedarf selbst in die Küche.“

In den mißfälligen Gesichtszügen der Witwe ging die kindische Lust an diesem Vergnügen auf, weil der Vorschlag des Arztes ihr hölzernes Steckenpferd berührte, doch schnell anderes Sinnes, antwortete sie widerwärtig: „Daß ich ein Narr wäre, in den Garten zu ziehen! die Furcht brächte mich draußen um. Diebe können sich einschleichen — vor kriechendem Gewürme habe ich einen Abscheu — und die liebe Natur hat auch ihre Unbequemlichkeiten.“

Elfriede still beschäftiget, warf einen Blick zum Himmel. Der Doctor bemerkte diesen Blick und sprach: „Niemand weiß dies besser als wir armen Aerzte. Wohlan, Madame Pauvelin; Sie gelten für eine reiche Frau! der Reichthum gewährt tausend Mittel — tausend Freuden! wählen Sie nach Belieben. — Das innere Wohlsein muß man sich selbst bereiten, es giebt keine Apotheke für die Qual und Wahl des Ueberflusses. — Jetzt bitte ich mir noch Tinte und Feder aus.“

Der Doctor schrieb das Recept in unbedenklicher Verachtung; die Hieroglyphe seines Namenzuges würde für jeden Andern, als den Kenner dieser Chiffre, nach tausend Jahren nicht zu enträthseln gewesen sein.

Madame Pauvelin zürnte dem Arzte, als er hinweggegangen war, und äußerte, künftig einen andern annehmen zu wollen.

„Sie würden nicht wohl daran thun, ihn aufzugeben,“ entgegnete Elfriede zuversichtlich. „Ein alter Bekannter der Person, wird leichter die schwachen Seiten ihrer Gesundheit aufzufassen wissen, als ein Freund der Wissenschaft, der ihr fremd steht. — Der Doctot scheint ein sehr ehrlicher Mann! und gewiß geht er schon lange bei Ihnen aus und ein?“

„Ei ja doch!“ versetzte die Witwe gereizt, „mir aber geht die Geduld aus. Solche Vorschriften lasse ich mir nicht gefallen, wie diejenige war, daß ich Ausgeberin wer-

den solle! Was denkt denn dieser Mann von mir! wofür hätte ich denn Vermögen?

„Eben deswegen!“ sagte Frieda mitleidig lächelnd, „der gute Arzt hält thätiges Wohlthun im Dienst der Menschheit für die heilsamste Zerstreuung.“

„Den gestrigen Magenkrampf werde ich sobald nicht verwinden —“ fuhr Madame Pauvelin, widersprecherisch aufgeregt, fort; „auch habe ich es mir gedacht, die immerwährende Krankheit im Hause, steckt doch zuletzt an. Der Geruch von Essigäther und Kräutern zieht über die Treppe herauf, auf dem untern Saale begegnet man ängstlichen Gesichtern; — das ist ein melancholisches Verhältniß, welches so reizbare Nerven wie die meinigen, angreifen muß. Wozu soll ich mich ängsten, wenn ich es nicht nöthig habe?“

Elfriede zitterte innerlich, die Ruhe der Familie, für welche ein einziger Augenblick ihr Herz in Antheil genommen, könnte durch den Wankelmuth einer übeln Laune erschüttert werden. Und sie beschloß, dies Haus zu verlassen, ehe sie dies zugäbe.

„Wir sollen aber, wie der fromme Gellert sagt, zur Pflicht des Mitleids nie zu bequem sein,“ war ihre Antwort, mit fester Stimme gesprochen.

„Auch däucht mir, Männer wie der alte Herr und sein Sohn, solche ehrenhafte Staatsdiener, wären die sicherste und anständigste Schutzwache für das Haus einer

Wittfrau, die von ihren Renten lebt. Dann, Madame, ich mag es nicht verschweigen, wo das Leiden einer guten Mutter Raum giebt der Angst und Sorge um ihr Aufkommen: da sind auch die Engel Gottes stille Miether und nicht ungestraft zu verscheuchen."

Die reiche Witwe schwieg betroffen. „Nun denn, Fräulein," sagte sie, „auf Ihre Fürsprache mag es einstweilen mit der Wohnung sein Verbleiben haben. — Ich halte es für schicklich, daß Sie eine Visite bei den Hausgenossen abstatten. Sie werden ja sehen, wie es um die kranke Frau steht, und mir Bescheid sagen. Wird es schlimmer mit ihr, so verreise ich! Das Ende warte ich nicht ab; denn der Tod, soviel sage ich Ihnen — greift meine Nerven allzusehr an, und ich werde ihn einmal nicht überstehen."

„Ach, warum ist in die harten Hände solcher Leute mit Herzen von Erz die Gewalt gegeben, den Guten zu schaden?" seufzte Frieda nach dieser langen, aufreizenden Unterredung am frühen Morgen. „Der redliche Doctor sagte nur die Wahrheit; dafür dachte ihm Madame eine Kränkung zu; und eine unglückliche Familie, eine arme Kranke will sie vertreiben, weil die verwöhnte Frau sich aus Lüsternheit ein kleines Mißbehagen zugezogen! — Das ist wohl schrecklich! aber sie soll und darf es nicht thun, diese gottvergessene, reiche Witwe; ich werde mich

aus all meinen Kräften Derer annehmen, welche sie in ihrem geldstolzen Dünkel zu unterdrücken denkt."

Die Damen aus dem unterbrochenen Opferfest vom vorigen Abend schickten sämmtlich, sich nach dem Befinden der Madame Pauvelin erkundigen zu lassen. Eine derselben ließ ihren Wagen nebst ihrer Begleitung zu einer kleinen Spazierfahrt für den Nachmittag anbieten, weil das Wetter so überaus schön sei. Dieser Vorschlag zur Güte ward ungleich willfähriger angenommen, als der des Doctors. Frieda freute sich auch dieser günstigen Schickung, die ihr die Freiheit gab für den vergönnten Besuch im Hause. Sie ließ um Erlaubniß bitten, sich der Familie Wardein vorstellen zu dürfen, und vernahm, daß sie mit Vergnügen erwartet werde.

Die Frau des Hauptmanns saß allein; ihre Tochter Naide hatte dem Großvater bei einem Ausgange ins Freie unverweigerlich Gesellschaft leisten müssen, denn der alte Herr bestand durchaus auf öfterer Bewegung, als dem ersten Gesetz der Gesundheit, das ohne Widerrede in Kraft bleiben müsse. — Nur Hänschen war bei seiner Mutter.

Die Kranke hatte ihren guten Tag, und saß im warmen Sonnenschein wie in Licht gekleidet; milder Glanz erfüllte das Zimmer, und leise ziehende Luftzüge warfen hie da in die helle Umgebung einen flüchtigen Schatten.

Der wilde Knabe saß, in sich geschmiegt, zu den

Füßen der Mutter, und hatte eine kleine, bleierne Artillerie vor ihr aufgestellt.

Die Mutter blickte schweigend in das Spiel ihres Kindes, und während die kleinen, funkelnden Kanonen hin- und her rollten, gingen Tage des schönsten Jugendglückes still an ihr vorüber. Wie der Genius des Friedens und der Mutterliebe lächelte sie den kleinen Kriegsgott an, der den Kampf des Lebens unter diesem harmlosen Bilde sah und ihn mit dem Feuer seines Willens zu leiten wähnte.

„Mein liebes Fräulein! Sie kommen nicht von selbst — — —“ sagte aufschauend die Frau des Hauptmanns, und reichte der eintretenden Elfriede eine Hand von unkörperlicher Zärte entgegen. Der traute, innigliche Ton dieser Anrede, weit entfernt von der Weise herkömmlichen Empfangs, setzte Frieda, welche jene dargebotene Hand leise zu drücken sich nicht enthalten konnte — in das Recht näherer Bekanntschaft ein. Sie schämte sich fast, eine Entschuldigung vorzubringen, und stammelte nur, daß sie dem Zuge ihres Herzens folge.

Die Kranke erwiederte hierauf: „Mein Gedanke hat Sie eingeladen, und zwar dringend; es ist mein aufrichtiger Wunsch, daß Sie mich so oft besuchen, als es Ihnen immer möglich ist.“

Inzwischen hatte Hänschen sich und seine Schaaren aufgerafft. Er wendete sich an die Gesellschafterin und

sprach: „Gute Dame! bleibst Du ein wenig bei meiner Mutter?“

Frieda versprach es ihm, und seine Mutter sagte, als der Knabe entschlüpft war: „Wie Kinder doch in ihrer Unschuld, gleich dem Genie, stets das rechte Beiwort treffen! — Mein Hänschen fragte im Geiste seiner Mutter.“

Elfriede, indem eine milde Schamröthe ihr Stirn und Wangen überzog: „O! Sie sind sehr — — — eine sehr glückliche Mutter!“

„Sie wissen nicht, wie sehr ich dies bin!“ sagte die Kranke, und große Freudenthränen, still und klar, standen in ihren Augen. Meine Tochter Naide, ein halbes Kind noch an Wissen und Welt — aber welch ein treues! handelt mütterlich an mir. Sie wankt und weicht nicht von meiner Seite bei Tag und Nacht, entsagt freiwillig Allem, was ihre Jugend freuen könnte, und bringt keine Opfer, weil ihre Liebe keine kennt. Die zarteste Achtsamkeit webt gleichsam ein unsichtbares Netz um mich, worin sich jede Mücke fängt, die mich stören könnte, und diese Pflege erhält mich am Leben. — Die schönsten Jahre der weiblichen Ausbildung hat die arme Naide mit mir vertrauert und daher nur wenig gelernt, und dennoch — — — o! vergeben Sie, Fräulein, einer Mutter, die ihrem himmlischen Vater nicht dankbar genug sein kann — ist eine theure, liebe Seele aus ihr geworden.“

Dieser Preis ihres Glückes, in den Worten einer be-

klagenswerthen Frau, rührte Frieda tief. Sie horchte diesem herzinnigen Lobe mit einem leisen Schmerz im Busen, und sprach: „Sagt doch auch ein Dichter: die Perle in der kranken Muschel auf dem Grunde des Meeres ringt verborgen nach der schönsten Gestalt.“

Das Auge der Mutter glänzte. „Ja,“ erwiederte sie bewegt, „dies Bild ist wahr und schön, und Ihr Gedächtniß, liebes Fräulein, ist sehr freundlich! — In bodenloser Trübsal hat Naide sich selbst gebildet, denn meine Kraft war gebrochen. Sie ist mein Trost, die Freude meines Mannes, der Liebling des Großvaters, die Stütze unseres Hauswesens — freilich — für die Gesellschaft würde sie wenig sein.“

„Vielleicht,“ entgegnete Frieda, „entbehrt Ihre liebenswerthe Tochter ein Talent oder das andere, das doch für die wahrsten Verhältnisse entbehrlich ist; dagegen wird sie den Kreis ihrer Bestimmung erfüllen, und das Kleinod eines Mannes sein, der ihrer würdig wäre.“

Die Mutter antwortete hierauf nur mit einem schwachen Lächeln. Dann nach einer Pause sagte sie: „Seit längerer Zeit hat meine Naide etwas von ihrer Munterkeit verloren. Sie läßt das Köpfchen hängen, was sie sonst nicht that; ich fürchte, die Gesundheit des armen Kindes leidet bei diesem immerwährenden Mangel an Luft und Leben. Die Krankheit läßt ihre tiefen Spuren —

die Krankenpflege aber auch, wenn sie das Gemüth erschüttert und zermalmend über ein weiches Herz geht. Deshalb wünsche ich meiner Tochter einen zerstreuenden Umgang, und möchte Naide Ihrer wohlwollenden Güte und Nachsicht hiermit bestens empfohlen haben."

Elfriede neigte sich und sprach: „Ihre Tochter könnte ich beneiden, und werde es für einen Vorzug halten, mich ihr annähern zu dürfen. Mit tausend Freuden möchte ich Ihnen etwas Liebes erweisen — da mir keine Mutter mehr lebt, die ich pflegen könnte. — Nach meinem Gefühl läßt uns Wohlwollen und herzliche Theilnahme am Wohl und Weh unserer Mitmenschen nirgend verlassen in der Welt."

Die Frau des Hauptmanns schien während dieser letzteren Bemerkung einer abweichenden Gedankenreihe gefolgt zu sein. Als hätte sie nur mit sich selbst geredet, fuhr sie fort: „Ach! und mein guter Mann! ich weiß nicht, ob er mich nicht mehr noch dauert. Er verbirgt mir seinen Kummer und schließt keinem Sonnenstrahl sein Herz voll Sorgen auf. Dazu sein Posten — der ist nicht für Jemand, der sich härmt. Der Geistliche ist von Amts wegen im Unglück sein eigener Tröster — dem Arzte hilft die Gewohnheit Manches überstehen — der Soldat ist dem Tode vertraut: doch dem gewissenhaften Vorsteher einer Landescasse wird kein Deut erlassen! vollzählig bleibt unter allen Umständen die Summe seiner

Verantwortlichkeit. Wer fremdes Gut verwaltet, darf nicht daran denken, was er verliert."

„Das ist leider! sehr wahr," erwiederte Frieda, „aber diese strenge Pflicht kann auch zur Wohlthat werden; manchmal ist nichts schlimmer, als dem schmerzlichen Gefühl einer heimlichen Pein nachhängen zu können. — Doch es drängt mich, auszusprechen, wie ich Sie, verehrte Frau, bewundern muß. Durchaus nicht selbstsüchtig, wie Kranke es so natürlich werden, tragen Sie mehr Sorge um die Ihrigen, als um das eigene Weh."

„Wie sollte ich nicht?" sprach Jene mit steigendem Ton, „was Gott mir auferlegt, ist nur ein Prüfstein für die Liebe Derer, die mir angehören, und wird zu lauter echtem Gold, das mir zeigt, wie reich ich Arme bin! Im Frösteln des Fiebers wärmt Hänschen mit seinen kleinen, warmen Händen mir die meinigen; Naide setzt der Mutter kalte Füße auf ihre jungfräuliche Brust, heiß von Angst und zärtlicher Liebe. Mein Mann ist der Stab, an dem meine sinkenden Kräfte sich aufrichten — und mein Schwiegervater, von Natur ein Jüngling, flößt mir immer Muth und Hoffnung ein. So möchte ich, wenn es mich drängt, die lange und schmerzliche Krankheit zu beweinen, anstatt dessen ausrufen: mein Schicksal wird verklärt durch dich! und selbst im rauhen kalten Norden, blühn Paradiese froh um mich!"

Elfriede konnte ihre tiefe Rührung kaum bergen.

Mit verhaltener Stimme, aus Furcht, das laute Wort der Achtung könne den Zartsinn der bescheidensten Seele verletzen, sagte sie: „Welch' himmlische Gabe wird für solch' einen Sinn das Unglück! giebt es nicht unzählige Menschen, die aus ihrem Glück nichts zu schaffen wissen, als Qual für Andere? Sie hingegen, edle, verehrte Frau, schöpfen aus dem, was so betrübt erscheint, die reinste Befriedigung; und jeder Lebensgenuß ist Ihnen doch versagt!"

„Nicht jeder, liebes Fräulein! nicht jeder!" widersprach die leidende Frau lebhaft. „Für manchen würde mir sogar der Sinn fehlen, auch wenn ich gesund wäre. Und welcher Boden wäre so unfruchtbar, daß er nicht ein Blümchen trüge? Die Geduld ist das Feld des Kranken, darauf ergehe ich mich früh und spät. Und wie lieb ist diese schmerzerfüllte Wohnung mir geworden! ich würde einen Theil meiner Existenz mit ihr aufgeben — — und doch sollte man auch darauf gefaßt sein. Wenn ich ausziehen müßte, ehe ich in mein letztes, kleines Haus — — —" ein Schatten von Aengstlichkeit schwand über das bleiche Gesicht.

Wie ahnungsvoll die Kranke gesprochen, wußte Frieda nur allein, und ein Schauer der Wahrnehmung ging durch ihr Innerstes. Doch Jene, unwissend, welch ein Schutz ihr in Dieser zur Seite säße, setzte hinzu: „Der Vollmond wirft gerade seinen Schein an den sogenannten

Himmel meines Bettes, und erspart mir die Lampe. Dann erscheint jede kleinste Freude, die ich auf dieser guten Erde genossen, vor meinem Blick; dann sehe ich die Schatten meiner Vorangegangenen — meine Sehnsucht erwacht, bei ihnen zu sein, und ich fühle, wie nur ein schmaler Raum mich von den Gefilden trennt, wo sie meiner warten. Oder ich denke der schönen Abende in der Baumblüthe, wo ich so gern im Mondschein im Freien saß und mich betäuben ließ. Das wallt und weht wie ein weißes Meer vor meinem Geiste! und ein Stündlein Schlaf voll Frieden — und ein Traum der Jugend ist die Frucht davon."

Es entstand eine Pause im Gespräch; flüchtiger ging der Athem, der den Lauf der Rede geschlossen — und Frieda hob mit dem Ton der Ruhe an: „Es freut mich, daß mein Zimmer nebst dem Alkoven dieselbe Richtung hat, so daß ich Sie, verehrte Frau, überwachen kann."

Elfriede empfing einen dankbaren Händedruck; dann sagte die Frau des Hauptmanns, und lächelte bedeutsam dazu: „Gott schützt! — — — Werden Sie, mein gutes Fräulein, in Ihrem neuen Verhältnisse sich einrichten können?"

„Ich hoffe es!" antwortete Frieda. „Ihr Beispiel hat mich so eben gelehrt, wie man das Böse für Gut nehmen muß, und daß man in der Schule der Wider-

wärtigkeit Vieles lernt, wovon sich die klügsten Leute nichts träumen lassen."

Jene erwiederte hierauf: „Ich kenne Madame Pauvelin, ungeachtet unserer Hausgenossenschaft, nicht näher: so daß sie mir in ihrer Eigenthümlichkeit beinahe eine Fremde ist; doch allem Vermuthen nach dürften Sie ein schweres Stückchen Arbeit mit ihr haben. Sie soll im höchsten Grade launenhaft und vereitelt sein; auch eigensinnig — und dieser kleine Kinderfehler ist größer als man denkt."

Bei dieser Bemerkung nickte die Kranke ernsthaft, als würde Frieda Wunder wie! sehen, daß dies sehr wahr wäre.

„Madame Pauvelin wird mich in billigen Dingen fügsam finden; im Uebrigen aber werde ich ihr einen festen Willen entgegen setzen" — äußerte ihre junge Gesellschafterin entschieden. „Doch" — und hier verschönte ein holdes Lächeln ihre einnehmenden Gesichtszüge, „scheine ich zur guten Stunde an meine Stelle gekommen zu sein, denn — Madame begegnet mir mit unverkennbarer Gunst."

„Das träfe sich günstig," meinte die Frau des Hauptmanns, „wenn nur Verlaß darauf wäre! ihr Bruder, sagt mein Mann, sei zuverlässiger. Von Art gutmüthig, wenn auch beschränkten Geistes, wird der arme Kämmerer von seiner Schwester tyrannisirt. Wohl ihr, daß er unverhei-

rathet geblieben! das gäbe ein Verhältniß zwischen den beiden Frauen!"

Als Elfriede dies vernahm, beschloß sie im Stillen, die Fesseln des Herrn Ilian, der ein jämmerlicher Sclave war, ein wenig zu lüften.

„Ich dächte," fuhr Jene fort, „Sie müßten sich fühlen, wie auf einer wüsten Insel ausgesetzt, bei diesen, Ihnen im wahrsten Sinne so wildfremden Menschen."

„Jedenfalls betrachte ich mein Hiersein als eine Mission," erwiederte Frieda traurig lächelnd. „Auch gäbe es in der That Götzen zu stürzen, wer ausgerüstet dazu wäre! die Eitelkeit und den Dünkel des Geldstolzes. Madame Pauvelin blättert im Modejournal — ihr Bruder liest nur das Amtsblatt; der Kämmerer weiß kein Jota von Gottes Wort, und seine Schwester hält dafür, daß die Bibel ihre Nerven allzusehr angreife."

Die Kranke sah mit einem Blick des Staunens gen Himmel und sprach: „Man faßt es kaum! und doch ist jeder Unwille gegen Diejenigen sündlich, welche aus dem Vollen schöpfen könnten und sich lieber kümmerlich behelfen. Denn, was sind Güter? Kummer der Gemüther. Man muß sehr krank gewesen sein oder sich eines tiefen Fehls bewußt — — — um sich bis zur Demuth zu erheben, und die Gesundheit der Seele für ein göttliches Geschenk zu halten."

Wie wenn eine tiefe Saite berührt worden wäre, so

bebte die Stimme, welche dieses sprach, und die Stelle des künstlichen Lehnstuhls vibrirte leise unter den beschleunigten Pulsschlägen der schwachen Hand, die auf ihr ruhete. Es däuchte Frieda, daß es nun Zeit sei, diesen ersten Besuch zu enden. Sie ließ das Versprechen zurück, ihn so bald als möglich zu wiederholen, und nahm ein Gefühl der innigsten Hochachtung mit hinweg. „Eine bejammernswürdige Frau glaubte ich zu finden, und habe eine neidenswerthe gefunden!“ sprach Sie in Gedanken. „Und wenn ich tauschen müßte, wollte ich tausendmal lieber die kranke Frau des Hauptmanns sein und all ihre Leiden auf mich nehmen, als die reiche Madame Pauvelin, der das verliehene Gute sammt der edlen Zeit nur zur Last wird.“

Elfriede war in das Wohnzimmer gegangen, um Madame Pauvelin hier zu erwarten. Sie versank in sich selbst. Die Innigkeit des Familienlebens in schwerem Leid sogar — versenkte ihre Seele in eine tiefe Traumwelt voll stiller Glückseligkeit.

Hänschen schwebte ihr vor, wie er die kalte Hand der Mutter wärmt — sein Vater stark und männlich gegen sich selbst kämpfend, um nicht muthlos zu werden — der jugendliche Alte im Geleit des Trostes — und Naide, das schönste Bild einer Tochter, wie auf Goldgrund etwas ferner. Das Herz wallte im Busen der einsamen Elfriede. Sie fühlte, daß sie allein stände in der weiten

Welt. Und wie im Mondschein dämmernder Wünsche und Gedanken sah sie die Ernte, welche aus Thränen erblüht.

„Wo waren Sie in diesem Augenblick?“ fragte der Kämmerer, der plötzlich vor ihr stand. Elfriede, während ihr Blick an der besonnten Wand hinstreifte, hatte seinen annähernden Schritt nicht vernommen. Sie erschrak und dachte: dies würde schwer zu bestimmen sein; doch antwortete sie: „Bei der Beobachtung, wie viel dies Zimmer gewinnen würde, wenn es weniger überladen wäre.“

„Ganz meine Ansicht!“ erwiederte Herr Ilian. „Man fühlt sich beengt — die Möbeln stehen zu dicht. Man wird müde vom Sehen all dieser Sachen. So geht es mir auch in meinen Zimmern drüben; dennoch fürchte ich mich einen Stuhl anders zu rücken.“

Elfriede sah ihn verwundert an und sprach: „Sie fürchten sich einen Stuhl anders zu rücken? Sie, ein Mann? Wer könnte Ihnen wehren, Sich in Ihrer Wohnung einzurichten, wie es Ihnen beliebt?“

In einem seltenen Silberblick von Schlagfertigkeit antwortete der Kämmerer: „Wer? mein werthes Fräulein, wie können Sie das fragen! Wer anders, als eine Frau? meine Schwester würde nicht aufhören mich mit Vorwürfen zu belästigen, wenn ich in ihrem Hause eigenmächtig schalten und walten wollte, obgleich ich meinen Miethzins pünktlich bezahle.“

„O! Alles hört endlich auf," nahm Frieda das Wort, „ich bin zwar nur ein schwaches Mädchen — ich habe keine Heimath auf Erden, — aber mein Wille, der ist mein kleines Vaterland, das ich mit Leib und Leben gegen fremden Eingriff vertheidige. Und einem Manne sollte sein Wille sein König sein, dem er in kleinen Dingen wie in großen unverbrüchlich Folge leistete."

Dem Kämmerer ward zu Muthe, als hätte Frieda ihn zum Ritter geschlagen. „Sie haben Recht, liebstes, bestes Fräulein," versetzte er heiß und hastig; „Sie haben sehr Recht; ich bin in der That zu nachgiebig gewesen. Allein was thut ein Geschäftsmann nicht um nur Ruhe zu haben? — Meine Schwester ist in manchen Stücken ein wahres Muster — anderer Seits ist ihr Charakter so zu sagen — fast nichtswürdig. Sehen Sie, wie man eine Hand umdreht, bald so, bald so. Es ist eine Kunst, mit ihr auszukommen, und Sie werden Geduld brauchen, das versichere ich Ihnen. Es war im Stillen mein Wunsch, daß mir in dieser Hinsicht ein kleiner Wink an Sie, mein Fräulein, vergönnt wäre."

„Ich danke Ihnen!" sagte Elfriede ruhig, „doch bin ich wohl zu einfach, um darauf einzugehen. Wenn Ihrer Frau Schwester meine Weise nicht zusagen sollte, so würden wir uns bei Zeiten trennen müssen."

„Da sei Gott für, daß dies so bald geschähe!" rief eifrig der Kämmerer, „wir sind heilsfroh, eine junge Per-

son erwischt zu haben, welche die Vernunft selber ist. Und Vernunft — um eben diese Hauptsache handelt es sich bisweilen, wenn ich mit meiner Schwester zu Händeln komme."

Frieda lächelte über dies naive Geständniß. Dieser schweigende Beifall ermuthigte Herrn Ilian, sich des Weiteren auszusprechen.

„Ich wollte Sie auf den Händen tragen, liebstes, allerliebstes Fräulein, wenn es Ihnen gelänge meiner Frau Schwester den Kopf ein wenig zurecht zu setzen. Sie hat mitunter so verkehrte Principien — worauf sie besteht, und oft zu ihrem bittersten Schaden. — Sie würden mich verpflichten — ein dankbarer Schuldner würde ich sein — ich wollte — ja, ich möchte Ihnen eine Zulage anbieten; — es wäre ein kleines Abkommen, das unter uns bliebe."

Elfriede erröthete hoch. „Das muß ich ablehnen!" sagte sie mit jener wohlkleidenden Abneigung, die sehr angebracht ist, den Stolz eines jungfräulichen Gemüths hervorzuheben. „Ich bin mit meinem Gehalt völlig zufrieden, und werde meine Pflicht erfüllen; verlassen Sie sich darauf!"

Der Kämmerer sah die Gesellschafterin seiner Schwester verblödet an und sprach: „Sie machen sich wohl nichts aus dem Gelde, Fräulein?"

Dieser Athemzug von Uneigennützigkeit hatte ihn aus dem Gleichgewicht gebracht.

Und Frieda lächelte schmerzlich, als sie antwortete: „Ihre Frage thut mir wehe und Unrecht dazu. Die wohlwollende Gesinnung eines redlichen Mannes ist von großem Werth für mich, nur möchte ich sie nicht mißbrauchen und das Einkommen was mir genügt, auf Kosten meines Pflichtgefühls vermehren. O! wenn Sie wüßten — wenn Sie wüßten! wie ich mein halbes Leben darum gäbe, wenn ich nur auf die kürzeste Frist reich wäre — ich wollte die andere Hälfte bei Wasser und Brot zubringen.“

„Was Sie sagen!“ rief der Kämmerer aus, „bei Wasser und Brot? Das gesteh ich! Was könnte es Ihnen helfen, für ein Weilchen nur vermögend zu sein.“

„Es nähme eine Felsenlast von meiner Seele!“ versetzte Elfriede mit gepreßter Stimme, und sammelte all ihre Kräfte, um die hervordringenden Thränen zu unterdrücken.

Es durchblitzte den ehrlichen Ilian, und sein rothes, scheibenrundes Gesicht glühte wie von innerer Erleuchtung, indem er sagte: „Lassen Sie es gut sein, liebes Fräulein, wer weiß? Man kann nicht wissen, ob Sie nicht noch reich werden, für zeitlebens?“

„Das wäre nicht mein Wunsch“ — erwiederte Frieda,

und ein Himmelreich goldener Wünsche schwebte ihr vor, wonach die Diebe weder graben noch stehlen.

Da trat die Dorel ein und meldete einen Mann, der den Kämmerer zu sprechen begehre. Er eilte hinaus, Elfriede vernahm eine kurze Abfertigung vor der Thür. Wie schnell er auch zurückkehrte, der Geist der vorigen Minute war doch verflogen. Die Psyche des Gesprächs wird — flüchtiger als der Schmetterling an der Blume — von der leisesten Störung verscheucht. Frieda hatte die hingeworfene Handarbeit der Madame Pauvelin vorgenommen, um einer Verwirrung darin abzuhelfen. Dies brachte den Kämmerer um den Vorzug, den nie wiederkehrenden vielleicht, noch manches gewichtige Wörtlein an den abgerissenen Faden knüpfen zu können.

„Nicht einen Augenblick lassen Einen die Leute in Ruhe!“ hob er mit beschleunigtem Tone an, „und Alles zur Unzeit! sogar ihr Dank. Ein alter Actuarius, der einst in der Kämmerei angestellt gewesen, lag krank und schwach danieder; ich wollte ihm ein Fläschchen Tokayer zur Stärkung senden, die Frau Schwester gab es aber nicht zu, und meinte, solch eine arme Schreiberseele sei nicht gewöhnt, sich anders als aus dem Tintenfasse zu erquicken. Und so ließ ich ihm heimlich einen Dukaten verabreichen. Jetzt schickt er und läßt sich bei mir bedanken.“

Elfriede sah von dem vernachlässigten Strickzeug auf und sprach: „Eine Wohlthat sollte, wenn auch still, doch

niemals heimlich erwiesen werden. Der Wein zu dem ist eine Gottesgabe, und es gereicht Jedem zur Ehre, der ihn verwendet, daß eines Armen Herz sich daran stärke."

„Sie haben wahrhaftig in Gott! englischen Verstand, Fräulein," rief der Kämmerer begeistert aus, „der Actuarius soll den Tokayer noch bekommen, die Frau Schwester mag dazu sagen, was sie Lust hat."

Ein Schatten, wie der Schrecken ihn wirft, glitt über das Gesicht der schweigenden Elfriede und schien zu sagen: „Sieh da!"

Der Kämmerer wendete sich um, und hinter ihm stand seine Schwester, die gerade so aussah, als wären die letzten, lauten Worte ihres Bruders von ihr vernommen worden. Gerüstet mit einem Heer kleiner Dämonen, trat Madame Pauvelin den Beiden näher.

„So unbeschäftiget?" fragte sie den betroffenen Ilian, wie etwa ein Schulknabe gefragt würde, der da müßig stände. Der Kämmerer fühlte etwas der Art. „Meine Lection habe ich inne —" antwortete er halb spöttisch, halb verbindlich in leiser Beziehung auf Frieda.

„Und Sie, Fräulein?" fragte Madame um ein Gemerkchen anders, wenn auch noch mit einem Vorklang von Rechenschaft. „Mit meinem Strickzeug brauchen Sie sich nicht aufzuhalten, das ist verlorene Mühe. Die Maschen welche ich nicht fallen lasse, reißen mich nicht um."

Elfrieda stand auf; vielleicht fühlte sie zum erstenmale,

daß sie hier nicht an ihrer Stelle wäre. Und so sagte sie doch ein wenig empfindlich: „Ich halte es für keinen Zeitverlust, meine eigenen Fehler zu verbessern — und andere. —“

„Nun, da werden Sie bei mir zu thun bekommen —“ entgegnete Madame Pauvelin mit gallsüchtigem Hohn. „Ich habe heute zur Genüge gehört, was man mir zur Last legt. Vorerst soll ich Dich, Herr Bruder, zu kurz halten, so daß Du Dich nicht regen noch rühren kannst; dann auch allein Ursache sein, daß Du nicht geheirathest hast.“

Der Kämmerer schien dieses Vorwurfs herzlich froh.

„Darüber beruhige Dich, Frau Schwester,“ sagte er mit einer Mischung von Schlauheit und schlichtem Sinne; „wenn ich mich als ein freier Mann benehme — als ein Freier! dann bist Du vollkommen gerechtfertigt; und was nicht ist, kann noch werden.“

Bei diesen Worten glich Madame Pauvelin einer häßlichen Bildsäule; so hatte ihr Bruder noch nie mit ihr gesprochen. Nicht Pfeile der Bosheit, nein, Flammen schossen von ihrer Zunge, als sie hervorstieß: „Das fehlte noch, daß Du Dich Hals über Kopf ins Unglück stürztest! in Deinen Jahren wäre es Thorheit, an solch einen Schritt nur zu denken. Oder hältst Du mich etwa für einen Narren?“

„Thor, der ich war, mein Glück so lange anstehen zu

lassen!“ versetzte der ehrliche Ilian unbedenklich; „es thut mir leid, daß ich Dich, Schwester Fritze, in ein übles Gerede dadurch gebracht habe.“ Ein Muth war über den Kämmerer gekommen, wie ihn der Geist eines e c h t e n Weibes auch dem gewöhnlichsten Manne verleiht.

Elfriede strebte sich zu entfernen; doch Madame, in der Peripherie eines bauschigen Seidenkleides von übermäßiger Weite stand ihr im Wege, gänzlich außer Fassung. Um sich Luft zu schaffen, zog sie einen Schub auf. Sie that es mit Getöse, mit der Kraftäußerung der Bosheit. Das Körbchen, das sie mit unstäter Hand ergriff, schütterte und die Schlüssel drinnen erklirrten. Der Kämmerer warf einen Blick hinein. „Da sind ja die Kellerschlüssel — wenn ich das nur gewußt hätte!“ Sprach's, griff flink danach und ging mit festem Schritte wie ein Hausmeister zur Thür hinaus.

Madame Pauvelin starrte ihrem Bruder mit einem verfolgenden Blicke nach. „Mir bleibt der Verstand stehen!“ sagte sie mit einer von Wuth erstickten Stimme. „Was ist denn hier vorgegangen? das muß ich wissen! das werde ich erfahren. So ein männliches Gethue ist mir noch nicht an meinem Bruder vorgekommen. Bei meinem Taufnahmen nannte er mich! — Was soll das heißen? — hat ihn die Sonne auf den Scheitel gestochen? hätte ich den Keller nicht verschlossen gehabt, so dächte ich

— — — — sagen Sie, Fräulein, war Jemand bei ihm?" —

„Nicht daß ich wüßte —" lautete die schüchterne Antwort, wobei der wohlwissenden Elfriede das Gewissen schlug. Wie hätte diese Furie von einer Frau, einer Schwester — ihre wortarme Gesellschafterin, welche gesenkten Blickes vor ihr stand, in Verdacht ziehen können, einem Schwächling das Herz eines Mannes eingesetzt zu haben, und überdies in einer Handvoll Zeit? — Ach, die innern Thaten werden im Umsehen gethan! und Augenblicke bewirken Wunder.

Wir können nicht leugnen, mit geheimer Freude ward Elfriede sich der geübten Macht bewußt, denn unsere junge Freundin war doch auch ein Mädchen! —

Die reiche Witwe warf das Geschmeide von sich, denn der Zorn beengte ihre Brust, so daß ihr Athem einen pfeifenden Ton annahm. Frieda nestelte ihr geschwind das knappe Kleid auf und fühlte wie die Adern unter ihrer kühlen Hand anliefen. Madame Pauvelin riß in Hast das schmale Bändchen entzwei, womit die Haube unter dem Kinn gebunden war. Sie hätte alles um sich her in Stücken reißen mögen, nachdem sie empfunden wie leicht die Abhängigkeit gelöst werden könne, in der sie den Bruder bisher gehalten. —

„So möchte ich doch wissen," sagte sie bebend vor Ingrimm, „welcher Satan meinem albernen Bruder durch

den Kopf gefahren ist? welcher Unsinn! war er doch nie verliebt — ich habe es ihm zu seinem Besten immer ausgeredet. Und was hat denn mein Bruder wenn er ledig bleibt bei mir für Noth? fehlt es ihm an irgend etwas? — Wir führen einen guten Tisch; alle Welt weiß, daß ich darauf halte. Um unsern Weinkeller beneidet ihn manch ein armer Schlucker — — — und bringt er den Abend auf seinem Zimmer zu, so brennt die schöne, neue Lampe — — —"

Elfriede lächelte. Dies Lächeln war strahlend, als sie antwortend einfiel: „Das Licht der Sonne ist dunkel gegen einen erwachenden Gedanken! — Doch Madame! mir däucht, Sie dürfen ruhig sein. Ihr Herr Bruder scheint ein bedächtiger Mann —"

„Gott bewahre!" unterbrach Jene die Wortführerin des Kämmerers, „er hat Einfälle wie ein altes Haus, und ich habe ihn von Kindesbeinen an mit Rath und That unterstützen müssen. Alles beruht allein auf mir — deshalb ist auch mein Nervenzustand so ruinirt."

„Und wenn Ihr Herr Bruder nun Verlangen trüge nach einer liebenden Frau, die beständig um ihn wäre, so müßte Ihnen, seiner mütterlichen Schwester, wie ich dächte, ein Stein von Herzen fallen —" entgegnete Frieda mit Ruhe.

„Nein," widersprach Madame Pauvelin hitzig, „eine liebende Frau, wie Sie sich ausdrücken, Fräulein, be-

kommt mein Bruder nicht! — Die ihn nähme, thäte es doch nur des Geldes wegen."

„Das wäre traurig!" äußerte Elfriede. „Was mich betrifft, ich bin nicht bei Mitteln, und werde wahrscheinlich niemals heirathen; aber nicht um die Welt würde ich mich zu einem Manne entschließen, für den ich keine Neigung hätte. Und so wie ich denken Mehre."

„Ja Sie!" erwiederte die Witwe, etwas besänftigt. „Sie sind auch eine vernünftige Person, und haben Talente —; aber solcher Mädchen giebt es die wenigsten. Die meisten sind es, die nichts haben und nichts können, als nur darauf ausgehen eine Rolle zu spielen. Die allerärmsten treiben es am schlimmsten — und die Versorger sind rar!"

Wider diese unumstößliche Wahrheit ließ sich nichts einwenden. Elfriede sagte daher ablenkend: „Das Mißtrauen mag wohl eine Schattenseite des Wohlstandes sein. Wer nicht begütert ist, denkt meistentheils Gutes von den Menschen, und ein armes Mädchen, ein Mann ohne Vermögen, träumt noch von dem Glück, daß Herz und Hand verschenkt werden, und keinen andern Preis haben als sich selbst." Hier wurde das Gespräch abgebrochen.

In der einen Hand das Ausgebebuch, in der andern die Kellerschlüssel, trat Dorel ein, und meldete, der Herr Kämmerer werde zum Abendessen nicht erscheinen. Er

sei ausgegangen, und Hubert, der alte Diener, mit einer versiegelten Flasche nebenher.

In den Annalen dieses strengen Hausregiments war solch ein absagender Bericht noch nicht vorgekommen. Das Thun und Lassen des Kämmeres, fern von allen Winkelzügen und sonst nie ohne einen klaren Grund für seine Schwester, war ihr diesmal unerklärbar. Madame Pauvelin dachte tief nach und sagte dann: „Es ist Sonnabend; mein Bruder weiß, daß wir Abrechnung halten — — Fräulein, wenn Sie ein Stündchen für sich sein wollen — — —“ Elfriede ließ sich dies nicht zweimal sagen.

Noch empört von der Scene, deren Zeugin sie gewesen, flüchtete sie in ihr stilles Zimmer. Wie hätte die arme Frieda sich über die rauhe Wirklichkeit ihrer Lage täuschen können? Sie fühlte, in welche Gemeinschaft sie gerathen wäre, und daß sie sich hier nicht auf Rosen gebettet hätte. Alles was das Dasein veredelt und es über das bloße Leben erhebt, war dieser kalten Sphäre fremd. Elfriede kam sich unaussprechlich arm und einsam vor, als wäre sie aus dem Lichtreich einer Sonnenwelt in diese niedrige Umgebung verbannt worden, und schauernd hüllte sie sich in ihr schönes, warmes Herz ein.

Madame Pauvelin war durch und durch Metall! was ihr an geselliger Politur anhing, war nur der Spiegel ihrer schwerfälligen Leiblichkeit. — Und der Kämmerer?

nun, war auch ein Pulsschlag von Wärme in ihm, war er auch ungleich besser als seine Schwester, so war er doch nicht der Mann, um die volle Achtung eines geistig gebildeten Wesens zu gewinnen. Elfriede schätzte ihn als eine redliche Seele, sie traute ihm alles Gute zu und freute sich, daß er einer Anregung zur Freiheit fähig wäre; weiter ging aber ihre Theilnahme für ihn nicht, und sie mußte ihn seinem Schicksal überlassen.

Seit Elfriede über die Schwelle dieses Hauses gegangen, hatte nur ein Blick, eine Stunde mit anziehenden Kräften auf sie gewirkt. — Die Familie Wardein war ihr sehr liebenswürdig erschienen; still, abgeschieden, vertraut mit Lieb und Leid — und als ein Umgang, der in jeder Beziehung nach ihrem Sinne wäre. Und auch dies war unsere junge Freundin sich kaum bewußt. Sympathie, jener geheimnißvolle Zusammenhang, dessen unfaßbare Fäden sich auch der schärfsten Wahrnehmung entziehen, läßt selten einen Zweck nachweisen, an den sie geknüpft wäre. — Genug, Elfriede fühlte sich herzinnig angezogen, und ihre Gedanken schwebten bei Tag und Nacht um die Kranke und um den Kreis, der sie umgab. —

Bald aber sollte Elfriede durch eine neue Bekanntschaft tiefinnerlich angeregt werden. Es war am Sonntag Morgen, als ein Knabe ein Billet brachte von dem Prediger Abenstädt im Armenhause zu Sanct Johannes.

Frieda hatte unbekannter Weise mit ihm in Briefwechsel gestanden, der Stelle wegen, die sie bei Madame Pauvelin angenommen; und jetzt zeigte er ihr schriftlich seine Heimkehr von einer Reise an, welche er in dringender Veranlassung unternehmen müssen, die jedoch schlimm für ihn ausgefallen sei. Auf dem Rückwege habe ein Unfall ihn ereilt. Die Pferde, scheu geworden, seien durchgegangen, und bei dem jähen Umsturz des Wagens habe sich dem Pastor der rechte Fuß stark verstaucht und sich dann äußerst schmerzhaft entzündet, so daß er ihn vielleicht lange nicht werde brauchen können. — Unter diesen Umständen sähe er sich verhindert, sich seiner lieben Correspondentin vorzustellen, um ihr zu versichern, wie leid es ihm gethan, sie nicht selbst an Ort und Stelle einführen und der Wohlgewogenheit der Madame Pauvelin persönlich empfehlen zu können. — Als eine besondere Freundlichkeit werde er es daher erkennen, wenn das Fräulein sich zu ihm bemühen wolle, u. s. w.

Elfriede las das Billet zu wiederholten Malen, und zwischen den Zeilen schien ihr die Absicht durchzuleuchten, daß der Prediger ihr etwas anderes noch zu sagen habe, als ein Compliment höflicher Entschuldigung. Sie stand keinen Augenblick an, seinen Wunsch als ihren eigenen der Behörde vorzutragen. Madame Pauvelin hatte zu gleicher Zeit eine Einladung erhalten, welche die Gesellschafterin ausschloß, und dachte eben darüber nach, wie

dies beizubringen wäre, ohne daß Elfriede empfindlich würde — als diese eintrat mit einem Auskunftsmittel, welches jenem Bedenken erwünscht entgegen kam. Zudem stand der erwähnte Geistliche bei Madame Pauvelin sehr in Gnaden. Nicht seines Rufes wegen, noch daß er sich je um ihre Gunst beworben hätte, sondern weil er als ein hübscher Mann, von der einnehmendsten Persönlichkeit, ihren Augen wohlgefiel.

Als über Tische die Rede davon war, bot der Kämmerer sich dem Fräulein zum Führer in das Armenhaus an, woselbst er dem Inspector schon längst einen Besuch schuldig sei.

Frieda wäre wohl am liebsten allein ihres Weges gegangen; hielt es aber für unfreundlich, ein Geleit abzulehnen, das ihr zum Schutz dienen mögen, während es ihr vielleicht nur lästig fiel.

Es war Sonntag, himmlisches Frühlingswetter, und die Stadt daher wie ausgestorben. Alles was Odem hatte — (wir meinen Freiheit, im vollen Sinne des Wortes,) eilte hinaus, um frische Luft zu schöpfen. Elfriede, in der zur andern Natur gewordenen Gewohnheit, eingezogen zu leben, ging dennoch nicht durch die stillen Straßen, ohne in zarter Scheu zu glühen, und es war nicht der warme Strahl des Nachmittags allein, was ihren Wangen eine höhere Farbe gab.

Der Kämmerer an ihrer Seite schritt mit einem nie

empfundenen Stolz gradaus. Sein Gefühl bei diesem Gange, ähnelte dem eines Ehemannes, der seine junge Frau zum ersten Male öffentlich zeigt, und gern aller Menschen Blicke auf sein Glück lenken möchte. Er grüßte die Leute an den Thüren als ein Eingeborner des Ortes, und mit der Wichtigthuerei eines Mannes bei der Stadt. Herr Ilian war und blieb sich der Würde seines Amtes bewußt, wie knabenhaft das Herz im Busen ihm auch hüpfte, für ein paar Stunden seiner Geisel entronnen zu sein, im Geleit eines schönen, schutzlosen Mädchens.

Elfriedens Gesicht war Freundlichkeit und Freude, und man dankte ihr für ihren wohlthuenden Anblick, ohne daß ein Hauch über ihre Lippen gekommen wäre. Auch in ihrem Auge glänzte ein Schimmer von Befreiung, obgleich ihr Arm noch in dem eines Begleiters hing, den sie lieber los gewesen wäre; und ihr leichter Fuß schwebte so schnell um nur weiter zu kommen, als es nur irgend mit dem gemessenen Schritte des Kämmerers vereinbar war. Die Stadt schien kein Aufenthalt für ihren Wunsch zu sein. — Alles war nun für unsere junge Freundin, und ein Vorwurf für ihre geringe Kenntniß der Welt. Frieda staunte die hohen Häuser an und die tiefe Gleichgültigkeit der Menschen, welche fremd und unbekümmert um einander ihren eignen Weg gingen. Sie sah ohne Neid die Paläste der Vorstadt und die funkelnden Laternen daran, in denen wie spottend die Sonne blitzte und blendete.

Jetzt trat, etwas abgesondert neben dem breiten Schatten uralter Linden, das Gebäude des Armenhauses hervor.

„Wir sind zur Stelle!“ flüsterte Herr Ilian seiner schweigsamen Gefährtin zu, und sie waren an der Pforte. Elfriede machte große Augen. Sie sah sich verwundert in dem weiten Hofraum um, in dessen Mitte der Engel der Barmherzigkeit in grauem Marmor vor einem altfränkischen Springbrunnen stand, ein Denkmal frommer Milde, wenn auch roher Kunst. Sonntagsstille und Ruhe athmeten ringsum, nur unterbrochen von dem tröpfelnden Geräusch des Wassers, welches perlend in ein Becken fiel, das anmuthig mit den dunkelrothen Blümchen der Verbena melindres eingefaßt war.

Frieda sah zu dem grauen Engel auf, über dessen Häupten die lichten Frühlingswölkchen schwebten, und der in seiner Rechten eine offene Schaale hielt, die mit Vergißmeinnicht angefüllt war.

„Der Engel der Barmherzigkeit wird mein auch nicht vergessen —“ dachte Elfriede wehmuthsvoll, und ein trauriges Gefühl aller Angst und Noth auf Erden ging ihr durch die Seele.

Der Kämmerer profanirte diesen heiligen Schauer des Mitleids, indem er sagte: „Sehen Sie, Fräulein, wie gut es die Armen haben; sie lustwandeln in dem herrlichen Garten dort. Das muß sich mancher Wohlhabende vergehen lassen.“

Auf der einen Seite des Armenhauses stand die Kirche und daneben das nette, einstöckige Haus, darin der Prediger wohnte. Auf der andern Seite zog sich die Amtswohnung bis an das Eingangsthor, in dessen Gegenüber der Garten seine Aussicht öffnete, wie ein grünes, tiefes Meer von quellendem Laube. Und in der Ferne stiegen die blaßblauen Berge empor — dämmernde Höhen, zu denen der Gedanke sich erhebt, wenn er gen Himmel blickt und um Hülfe fleht, die von Oben kommen soll! — Unter dem Vorbau der Kirche war eine kleine Bank von Stein, darauf ein Greis saß; eine Pilgerruhe gleichsam vor der festen Burg des lieben Gottes!

Als Elfriede dies Alles überschaute, sah der Inspector mit einer langen Tabackspfeife zum Fenster heraus und grüßte den Kämmerer mit einer Schalksmiene, wie wenn ein lustiger Bruder einen ehrsamen Freund auf einem kleinen Abweg ertappt. Herr Ilian schien sichtlich betroffen; vielleicht war es mit dem zugedachten Besuch nicht so ernstlich gemeint gewesen. Aber der Zufall nimmt nicht selten schadenfroh das Wort des Vorwands auf und zwingt, daß es gehalten werden muß. So auch diesmal. Der Inspector war wirklich daheim, und Frieda dankte dem Himmel für diese haushütende Laune. Mit einer leisen Säure im Gesicht, der Gegenstand eines unzarten Scherzes zu sein — verabschiedete sie ihren Führer, und bat

den Kämmerer, sich weiter nicht stören zu lassen. Sie hoffe sich auf dem Heimwege nun schon zurecht zu finden.

Elfriede ging allein. Als sie an das steinerne Bänkchen kam, regte der Greis sich immer noch nicht, der träumerisch in der Versunkenheit des Alters vor sich hin sah, und den halbgeschlossenen Blick in den Sand des Bodens zu vergraben schien. Sonnenglanz war über diese müde Gestalt ausgegossen, welche schon halb im Schatten des Todes saß, und vom schönen Frühling keine Lebensfreude mehr empfand, als nur ein wenig Wärme. Elfriede konnte den alten Mann nicht genau ansehen, weil der Strom des Lichtes auf ihre klaren Augen drückte; aber — mit bangem Herzen erbarmte es Frieda sein, und im Vorbeigehen sagte sie: „Gott grüß' Euch, Vater!“ Der Alte erschrak vor diesem Gruß im sanftesten Ton, mit einer Gewalt zusammen, die seiner hinfälligen Schwäche widersprach; ein ödes Lächeln flog über die verfallenen Gesichtszüge, und Elfriede beschleunigte ihre Schritte, denn es war ihr ein Zittern angekommen. — Sie ließ sich bei dem Prediger melden und ward sogleich angenommen.

Frieda fand ihn auf dem Sopha, dessen Polster dem verletzten Fuß zur Stütze dienten. Dies Zimmer schien eigens seinen geistlichen Studien bestimmt zu sein; es sah etwas wissenschaftlich darin aus, aber doch nicht in der Art, daß eine junge Dame an gelehrtem Wust Anstoß

hätte nehmen können. — Die Fenster standen geöffnet und ließen in ein allerliebstes Pfarrgärtchen blicken; durch das offene Hinterpförtchen erschien das grüne Feld, so nahe, so still, daß der Gesang der Lerche in dem Sonntagsfrieden der Fluren, auch hier noch zu vernehmen war, wo der Athem der Ruhe wehete.

Der Prediger mochte etwa vierzig Jahre zählen. Er war ein Freund der Menschen, im vollen, aufrichtigsten Sinne dieses oft mißbrauchten Wortes. Dies unverfälschte Naturgepräge war in seinem Gesicht so kenntlich ausgedrückt, daß es augenblicklich für ihn einnahm. Sein braunes Auge hatte einen Strahl von Intelligenz, der nicht an der Oberfläche haftete; Geist und Leben war in dem Geistlichen. Nicht, daß er den heiligen Ernst seines Amtes in seinen Sitten verleugnet hätte; er trug ihn nur nicht zur Schau. Ohne ein Kanzelredner im höheren Stil zu sein, war er zum Pastor des Armenhauses wie geschaffen. — Wenn ein volles Herz, wenn die Gabe zu trösten — o himmlische Gabe! wie Wenigen bist du verliehen! und doch bedürfen Tausendmaltausende des Trostes —, wenn ferner das göttliche Geheimniß, Vertrauen einzuflößen, vom Seelsorger erfordert wird, so konnte niemand dem Prediger Abenstädt absprechen, daß er seinem Amt aus wahrstem Beruf vorstände. Und so schien er denn vorzugsweise zum Pastor einer mühseligen

und beladenen Gemeine recht eigentlich berufen und auserwählt zu sein.

Er war schon einmal verheirathet gewesen, aber nicht lange. An der Wand hing, in Oel gemalt, das Bild einer hellen Blondine, seiner ersten Frau. Sie schien mit dem rührenden Lächeln der Abgeschiedenheit ihren Mann anzuschauen. Ueber die blendend weiße Weste, welche der Geistliche unter dem dunkeln Hausrocke trug, war eine schwarzbraune Haarschnur geschlungen; vielleicht ein Angebinde der zweiten Ehe, die das Herz umflochten hielt.

Als der Prediger die eintretende Elfriede ansichtig ward, erröthete er in einem Anfluge von Verlegenheit, daß er sie nicht anständig empfangen könne, doch Frieda eilte, zu verhindern, daß er sich nicht anstrenge.

„Mein verehrtes Fräulein, Ihre gütige Zuvorkommenheit beschämt mich!“ sagte er mit jenem tiefen Wohllaut, den die Natur der Sprache des Herzens giebt.

Elfriede erwiederte: „Wie leid thut es mir, Sie in diesem Zustande zu finden! doch zuvörderst lassen Sie mich Ihnen meinen Dank sagen, daß Sie sich einer Fremden so freundlich angenommen haben.“ Sie reichte ihm die Hand und drückte die seine herzlich. Und Frieda war nicht freigebig mit einem Händedruck, der ihr für eine innige Versicherung, für ein Zeichen der Freundschaft galt.

„Einer Fremden?“ fragte der Prediger mit lächelndem Verweis. „Nein, Fräulein, dies Wort dürfen Sie mir nicht wählen! nachdem ich ein paar liebe Briefe von Ihnen gelesen, möchte ich Sie am liebsten für eine Wahlverwandte halten, und ich hoffe, daß wir gute Freunde werden. — Auch meine Lydie — meine Frau —“ verbesserte er sich — „freut sich darauf. — Wie Schade! sie ist vor einigen Minuten fortgegangen, mit einer Freundin vom Lande, der sie das Geleite giebt. Und das Geleit der Frauen —“ setzte er hinzu, indem ein Zug ehemännischer Ironie um seinen Mund spielte, „nimmt nicht sobald ein Ende. Wäre ich ein Haustyrann, meine Hausfrau müßte mir stets in der Schnelle Abschied nehmen. So gönne ich ihr das weibliche Vergnügen, den Faden über die Grenze zu spinnen. Doch lassen Sie uns vor allen Dingen auf Sie selbst zurückkommen. Es wäre eine große Frage, ob ich mir Ihren holden Dank verdient habe? und mit gutem Bedacht unterließ ich es, von der mir ertheilten Vollmacht Gebrauch zu machen, bevor Ihr ausdrücklicher Wille mich dazu bestimmte. — Madame Pauvelin steht in lieblosem Ruf — ich kann es Ihnen nicht verschweigen. Man legt ihr Härte, Geiz und die Grobheit der Selbstsucht zur Last. Ich habe die Frau für eine eitle Thörin gehalten — — gebe Gott! daß Sie, werthes Fräulein, nichts Schlimmeres gefunden haben.“

„Ich fand eine günstige Aufnahme — mehr darf ich vor jetzt nicht erwarten —“ erwiederte Elfriede besonnen und mild. „Ich werde Geduld mit Madame Pauvelin haben, wie sie deren auch mit mir bedarf. Das Unglück ist in sofern ein großer Vorzug, als man einen andern Maßstab gewinnt für die Fehler der Menschen, und demüthig wird im Urtheil über sich selbst.“

Der Prediger sah unsere junge Freundin mit einem langen Blicke an und sprach: „Fräulein, Sie müssen eine vortreffliche Erziehung genossen haben! aber es thut mir weh, wenn ich denken sollte, Sie wären in früher Jugend schon unglücklich gewesen.“

Das Herz der armen Elfriede öffnete sich vor dem Manne, der so theilnehmend zu ihr redete, und die Adern ihres tiefsten Lebens fingen an zu bluten. — Ein paar schwere Thränen rannen langsam über ihre Wangen, als sie mit gepreßter Stimme sagte: „Die Noth hat mich gebildet, Herr Pastor; in dieser öden Schule habe ich mich begnügen gelernt. Nur ein Wunsch — einer nur! ist als ein unveräußerlich Erbtheil von meiner Mutter auf mich übergegangen. Um diesen Wunsch zu erfüllen, habe ich auch die Stelle bei Madame Pauvelin angenommen. Sie wunderu Sich nun nicht mehr, wenn ich bei Uebelständen, die mir auffällig sein könnten, standhaft bleibe und gelassen.“

„Ich wundere mich nicht mehr, aber ich bewundere

Sie!“ antwortete der Prediger warm. „So hat mich meine Ahnung nicht getäuscht! — Fräulein, wenn die Theilnahme eines redlichen Mannes, der Sie aus Ihren Briefen liebgewonnen, weil aus jeder Zeile, die Sie geschrieben, ihn ein Hauch anwehete, der nicht von dieser Welt ist — Ihr Vertrauen ansprechen dürfte? — Die Einbildungskraft vermag so manches Elend zu schaffen oder doch zu vergrößern — so manchem Kummer kann, wenn nicht auf die eine doch auf die andere Art abgeholfen werden. Gott helfe mir! ich möchte Sie für mein Leben gern glücklich und heiter sehen!“

Elfriede nickte, dankbar lächelnd; ihre Thränen rollten zur Erde. Glut stieg in ihr edles Gesicht, jene heilige Glut, in welcher ein gutes Kind die Asche seiner Eltern berührt, wenn ihr Vergehen zur Sprache kommen soll. Mit schüchterner Stimme sagte sie hierauf: „Was ich beweine, ist leider eine traurige Wahrheit. Meine Wiege schien unter einem Glücksstern zu stehen; aber er ist in Nacht und Graus untergangen. Doch urtheilen Sie selbst! — Mein Vater war praktischer Jurist, und hatte meine Mutter, die Tochter eines Generalpächters, aus inniger Liebe geheirathet. So viel ich mich auf jene goldene Zeit der ersten Kindheit zu erinnern weiß, waren meine Eltern ein Herz und eine Seele, und ein Bild ihrer zärtlichen Eintracht schwebt mir vor, wenn ich jemals von uneinigen Eheleuten reden höre. Dies Bild hat

keine Zeit ausgelöscht, keine noch so heiße Thräne der tausenden, die darauf gefallen. Doch vielleicht wäre es besser gewesen, wenn Vater und Mutter nicht so durchaus einig den Weg ihres vermeinten Wohlergehens eingeschlagen hätten. — Als ein lebensfroher, liberaler Mann, dem es wohl ging, liebte mein Vater geselligen Aufwand, und meine gute Mutter war aus ihrem elterlichen Hause gewohnt, Gäste aus dem Vollen zu bewirthen. So begegneten die Eltern einander in dieser kostspieligen Neigung und führten gemeinsam eine Gastfreiheit ein, welche die Einkünfte meines Vaters überstieg, und meine Eltern auf die unglückseligste Weise vom eigenen Herde vertrieb. — Mein Vater, in seiner Sorglosigkeit um zeitliche und ewige Verantwortung, dachte nicht an die Zukunft, und wähnte sich sicher, als der Schrecken einer plötzlichen Untersuchung, welche die anvertrauten Mündelgelder nicht richtig fand, ihn geistig verstörte. Einer seiner Schreiber hatte ihn an die Behörde verrathen. Der Schlag, der meines Vaters bürgerliche Existenz vernichtete, traf das Herz meiner Mutter. Sie gab alles, Alles hin! und veräußerte, was nur irgend zu entbehren war. Es reichte ziemlich aus, das Fehlende zu ergänzen, nur e i n Depot, von dem mein Vater hartnäckig behauptete, es sei vorhanden, nur könne er sich nicht besinnen, wo? und den Schlüssel wisse er nicht zu finden — blieb unersetzt. Ach, es war ein Wahn! im immerwährenden Suchen und Sinnen verging von

nun an seine Zeit — seine Gestalt — dies war das Ende eines Lebens, herrlich und in Freuden. O mein lieber Gott!"

„Fräulein!" nahm der Prediger das Wort, als Frieda erschöpft inne hielt, „denken Sie an den Ausspruch Novalis: Wie Viele gehn umher und suchen! und suchen doch das Rechte nicht!!! — Sie erzählen da eine traurige Geschichte; aber nichts Neues. Der Irrthum wird in seinen Folgen nicht minder gebüßt, als das Verbrechen, und doch, welch ein Unterschied! — Die Gastfreundschaft, diese liebenswürdige Tugend, welche so einfach, so patriarchalisch geübt werden kann, zehrt nicht selten das Gut der Witwen und Waisen auf. Doch die, welche Andere mit Wohlgefallen sättigten, werden nimmermehr darben, und Jene, auf deren Kosten es geschah, niemals Hunger leiden. Es giebt eine Vorsehung, die da ausgleicht, liebe Freundin!"

Elfriede seufzte tief. Ein muthloses Lächeln widerlegte nicht diesen frommen Trost und Glauben, schien aber auf den betrübten Verlauf ihrer Erzählung hinzudeuten, in der sie fortfuhr, wie folgt:

„So gänzlich verarmt, daß meiner Mutter das bunte Knöpfchen einer Stecknadel als Luxus erschienen wäre — zogen wir nach dem Städtchen Siegburg, um meinem Vater nahe zu sein, der nach der Anstalt gleichen Namens gebracht worden war. Meiner Mutter Geist war beinahe auch zerrüttet — — — und das Elend jener

Vergangenheit ist zu tief in meine Seele gedrungen, als daß ich es schildern oder je vergessen könnte. Unser Leben ward kümmerlich gefristet. Der Erwerb meiner Mutter durch feine Arbeiten, welche unsere Wirthin, eine mitleidige, gute Frau, ihr verschaffte, würde freilich kaum hingereicht haben; aber ich, selbst noch ein Kind, verdiente ein Weniges dazu, indem ich andere Kinder buchstabiren und lesen lehrte, und ihnen kleine Vorschriften schrieb. Man nannte mich nur die kleine Lehrerin — und wie vorbedeutend war dieser Unterricht, den ich nach Kräften meines zarten Alters privatim ertheilte; er ließ den Gedanken in mir entstehen, wenn ich groß sein würde, eine weibliche Schule zu bilden. — — —

Wir lebten äußerst dürftig. An bessere Nahrung gewöhnt, und ihrer in den Jahren des Wachsthums auch bedürftig, sah ich schmal und schwächlich aus, ohne mich deshalb für verkürzt zu halten. Meine Mutter, sonst von rüstiger Gesundheit, verzehrte der Gram, und die Kost der Armuth ging ihr nur mit heißen Reuethränen ein. Die zitternde Hast, in der die arme Mutter ihre Hände nicht ruhen noch rasten ließ, lähmte die meinigen. Nur mein Herz war thätig, und wachend und träumend beschäftigte ich mich mit tausend Möglichkeiten, wie ich zu Mitteln kommen könnte. Ein Glück war es für mich, daß meine Lehrübung mich zerstreute; das Streben, einst jenes fehlende Depot vergüten zu können, war eine fixe

Idee für meine unglückliche Mutter geworden. Sie hob jeden Groschen auf, der zu erübrigen war, und hätte lieber bittere Noth gelitten, als von diesem kleinen Sparschatz nur einen Pfennig ausgegeben. Wenn ich am Letzten des Monats mein geringes Stundengeld in der hohlen Hand heim brachte, da glänzte der erloschene Blick meiner Mutter, als wenn er die Scheidemünze in Gold verwandeln mögen. An diesem sparsamen Lächeln meiner Mutter habe ich den Werth des Geldes erkannt! — — So gingen kummervolle Jahre in dumpfer Gewohnheit dahin. Um Pläne zur Verbesserung zu machen, war unsere Lage gewiß zu drängend, und ich vielleicht zu unerfahren. Ich war ein völlig erwachsenes Mädchen, als meine Mutter an einem hitzigen Fieber erkrankte, das sie an den Rand des Grabes brachte. Mein Vater hatte in der letzteren Zeit sich so klar und ruhig benommen, daß die Aerzte ihn für geheilt hielten. Sie entließen ihn auf jede Gefahr, daß er die hülflosen Seinen sähe. Er beugte sich über das Lager meiner Mutter, küßte ihren glühenden Mund und flüsterte ihr einige Worte zu. Sie sank bald darauf in einen tiefen Schlaf, worin die rettende Krisis erfolgte. Mein Vater aber war in einem unbewachten Augenblicke entkommen. Alle Nachforschungen waren vergebens. Endlich — ein Leichnam, der weiter hinauf am Rhein gefunden worden — — — der Mutter sagten wir, er wäre gestorben.

Hier versagte die Stimme der armen Elfriede. —

„Ja Fräulein!“ schaltete der Geistliche mit dem Ton des tiefsten Mitleids ein, „Sie haben in Wahrheit nicht zuviel gesagt. Solche Erinnerungen lassen einen Ernst zurück, daneben die Freuden der Jugend und ihre Illusionen verschwinden.“

Eine inhaltvolle Pause trat ein! dann — als ob Elfriede leise reden müsse, um nicht laut zu weinen — hob sie mit verhaltenen Athemzügen wieder an: „Während der langwierigen Niederlage meiner Mutter, war ein schwerer Geldbrief anonym an uns ergangen. Wunder der Hülfe in der tiefsten Noth geschehen noch auf Erden! aber es ist dann, als ob es so sein müßte. Die heftige Krankheit hatte die Gedächtnißkraft meiner Mutter geschwächt, und ich weiß nicht, ob diese Wohlthat nicht noch größer war? — — Als ich ihr die Summe zeigte und die Zuschrift, welche wie vom Himmel herab uns zugefallen, sah die Mutter aus, als ob sie tief nachsänne. Dann sagte sie: Mir geht ein Licht auf! das Geld kann von Niemand anders sein, als von einer entfernten Anverwandtin, welche als eine blutarme Waise von meinen Eltern aufgenommen, ihr Glück bei ihnen gefunden hat. — Sie heirathete einen Gutsbesitzer und ward reichlich ausgestattet. Immer habe ich mich an diese Verwandte wenden wollen — weißt Du, was mich abgehalten hat? weil ich nicht wußte, wie ich sie eigentlich nennen sollte.

Jetzt aber wollen wir uns auf den Weg zu ihr machen; hier könnte ich es nicht länger aushalten. — Schmerzlich dachte ich, wie leicht jene Frage zu lösen gewesen wäre, wenn die kleinliche Befangenheit meiner guten Mutter mir freie Hand gelassen; schmerzlicher noch war mir die Zuversicht, daß es noch Dankbarkeit gäbe in der Welt. Obgleich noch sehr jung, wagte ich doch anderer Meinung zu sein. Da ich sagte: wäre das Geld von jener Frau, so hätte sie uns wohl schon früher geholfen — entgegnete mir die Mutter: auch Gottes Hülfe zögert manchmal lange! warum sollten denn schwache Menschen nicht zaudern dürfen, und es dennoch gut meinen? So viel ich mich erinnere, war die Muhme etwas lässiger Natur, und verpaßte stets die Zeit; diesmal scheint sie den rechten Zeitpunkt getroffen zu haben. — O wie ahnungsvoll waren diese Worte!" Frieda verweilte auf diesem Gedanken.

„Gewiß ist's," sprach der Prediger, „daß der Mensch oft mit gesenktem Auge in die Tiefen der Erkenntniß blickt. So nannte ein Blinder einst, die Dankbarkeit das Gedächtniß des Herzens; und wer möchte ihm widersprechen? Der gute Mensch kann das Gute nicht vergessen, er behält es treu im Sinn, nur für das Böse giebt es keinen Raum in seiner Seele."

„Und doch! und doch!" versetzte Elfriede, als der Geistliche nach dieser Bemerkung schwieg, welche ihr Herz

berührt zu haben schien; denn eine hohe, klare Röthe, welche sich über ihre Stirn und Wangen ergoß, warf den Schein einer verhüllten Wunde. „Gott weiß es allein, wer an uns gedacht hatte!“ setzte sie ihre Mittheilung mit bewegterer Stimme fort, als vorher; meine Mutter aber war nicht mehr abzubringen, von dem Vorsatz der Reise, vor dem mir das Herz sank. — Wir verkauften unsere Sachen und behielten nur das Nothwendigste an Wäsche und Kleidern. — Mit einem Fuhrmann, der in Leipzig Ballen Bücher laden sollte, legten wir den größten Theil der Reise zurück, für den Rest ward ein Einspänner gemiethet, denn wir konnten der Schwäche meiner Mutter wegen, die sich immer noch nicht völlig erholt hatte — nur in kleinen Stationen unserm Ziele näher kommen.“

Elfriede hielt abermals inne; ihr Athem flog — und in zitternder Bewegung fuhr sie fort: „Gleich bin ich zu Ende. Mit vieler Mühe hatten wir den Aufenthalt der Frau ausgeforscht, von der meine Mutter sich mit unerschütterlicher Ueberzeugung eine verwandtschaftliche Aufnahme versprach. Im Uebrigen wußten wir nichts Näheres von ihr, als daß sie seit mehreren Jahren schon Witwe sei und in bequemen Verhältnissen lebe.“

„Es war ein schöner Sommermorgen, an dem wir von dem letzten Nachtquartier ausgefahren waren. Die Mutter hatte nicht bei Abend auf dem bewußten Landgut

ankommen wollen, denn — sagte sie, es muß lichte sein, wenn mich die Amtsräthin erkennen soll! mich, die ich aus Gram vor der Zeit alt und grau geworden bin! — Meine Mutter lächelte mit einem Jugendblick in die entzückende Gegend hinaus, und erinnerte sich kleiner Züge aus vergangenen Tagen; ich hätte am liebsten meine Augen schließen mögen, denn ein trübes Vorgefühl sagte mir von Anfang an, daß die gehoffte Freude meiner Mutter zu Wasser werden würde.

„Vor uns sahen wir ein ritterliches Schloß, einsam gelegen; es war von Wald umgeben, und nur bemerkbar in seiner stolzen Höhe, da es auf einem Hügel stand, zu dem der Schatten der Gebüsche nicht hinauf reichen konnte. Desto weiter und breiter erstreckte sich der dunkle Streif des Forstes in die Fluren hinaus, und die rothen Dächer des Dorfes, das tiefer lag und neu gebaut schien, gegen das düstere Schloß, was eine alte Abkunft verrieth — ragte zwischen Bäumen hervor, als sei an eine freie Aussicht hier nicht zu denken.

„Weit anders sah es auf der andern Seite aus. Ein Landsitz mitten im Grünen, lag offen und einladend da. Das weiße Wohnhaus ließ auf Wohlstand schließen, und die Gehöfte mit ihren neuen Scheuern waren vielleicht kaum groß genug, den Segen der unabsehlichen Kornfelder zu fassen. — In der Ferne flimmerte ein Marktflecken im Morgenglanz — — — hier hatten wir nun die

Wahl; denn in dieser Gegend sollte das bezeichnete Gut liegen. Eine alte Rüster stand am Wege, wo die bisherige Straße abwärts bog. Meine Mutter hieß den Führer unseres kleinen Wagens ein wenig stille halten; wir wußten nicht, welcher Richtung wir zu folgen hätten. Das werden wir sogleich erfahren, sagte die gute Mutter, denn wie im Fluge kam eine Equipage grade auf uns zu. Ein junger Mann saß einzig und allein darin, der einen schwarzen Flor um seinen Oberarm trug, aber mit dem heitersten Gesicht blickte er in den goldenen Morgen hinaus — ja wohl golden! und sein Blick streifte achtlos an unserm Fuhrwerk vorüber, ohne daß weder er noch sein Kutscher auf unsern bittenden Ruf die geringste Rücksicht genommen hätte. Wir sahen dem Wagen mit blödem Staunen nach; da keuchte auf seiner Spur ein Mütterchen unter einer schweren Bürde; es kam mir grausam vor. Diese arme Alte stand uns Rede. Wir kamen um ein Weniges zu spät! die Amtsräthin war vor ein paar Tagen begraben worden. — — — Dort fährt ihr Erbe! sagte die Alte, ihr Pflegesohn, ein schmucker Herr — — — er läßt sich aber auch nichts abgehen; und die eingesperrten Thälerchen werden in die Welt rollen. —

„Wir wußten nun genug. Meine Mutter wandelte eine Ohnmacht an, auf freiem Felde konnten wir jedoch nicht bleiben, und ein Entschluß mußte gefaßt werden. So waren wir an eine Entscheidung gekommen — und

der Schatten jener alten Rüster, war ein schützender Freund, ein Engel gleichsam — der uns den rechten Weg wies."

Aufathmend fiel hier der Prediger ein: „Wie bin ich doch auf das Aeußerste gespannt, den Verfolg zu vernehmen!"

Doch dies Wort machte hier wie immer den Schatz der Erfahrung verschwinden. — Elfriede schien erschöpft; ihr Busen, von tiefem Schmerz gehoben, stieß einen Seufzer nach dem andern aus. „Es würde zu weit führen, und Ihre Geduld ermüden —" antwortete sie bedrängt, und sich besinnend, wobei sie in einige Verwirrung gerieth, als wäre sie vielleicht schon zu weit gegangen. — „Auf ein andermal Herr Pastor!" sagte Frieda bittend, „ich bin jetzt nicht dazu im Stande. Nur das lassen Sie mich noch hinzufügen: dort — hatten wir durch Gottes wunderbare Fügung eine Zuflucht gefunden. Ein hoher Schirm, ein tiefer Schatten nahm uns auf. In der einsiedlerischen Stille, worin wir lebten, erholte sich meine Mutter. Natur und Arbeit waren ihre Tröster und ihre Freunde, und beide verlassen den Unglücklichen nicht in seinem Gram. Vergehungen — welche ich als die Tochter meines Vaters nur mit Nachsicht beurtheilen kann — hatten ihn und uns in einen Abgrund von Unglück gestürzt, und hier verlebte ich meine Tage wie eine Blume im Thal, welcher der liebe Gott doch auch Thau

und Sonnenschein giebt, denn zuweilen war eine stille Thräne Labsal für die Sehnsucht meines Herzens. Wie abgeschieden ich auch war, die Gelegenheit mich geistig auszubilden ward mir dennoch zu Theil, und zwar gründlicher, als wenn ich eine Schülerin der Welt gewesen wäre. — Wer einsam lernt, lernt viel; weil die Aufmerksamkeit durch nichts zerstreut wird.

„Nur die erwerbsame Angst meiner armen Mutter konnte ich nicht theilen. Es däuchte mir, wie wenn ein Kind mit einer kleinen Muschel das Meer erschöpfen wollte. Oft, wenn ich sah, daß die Mutter von früh bis spät fleißig war, und doch so wenig vor sich brachte, warf ich mir den Müßiggang meiner Gedanken vor. Manchmal fragte sie mich auch: Was treibst du denn den lieben, langen Tag? wozu wird dir dies alles helfen? warum legst du nicht mit Hand an das Werk? — Dann schlich ich mich in das weiche Gras, fiel auf meine Kniee und betete mit Inbrunst um Kräfte des Segens, auf daß ich meine kindliche Pflicht erfüllen könnte!“

„Und dies Gebet wird erhört!“ sagte der Geistliche ergriffen, „zweifeln Sie nicht daran, daß es sich Ihnen wenn auch nicht bald, doch einst um so herrlicher offenbaren werde. O! wenn das Herz in Liebe sich ergießt und dann rein zu Gott erhebt: dann wird es am Urquell alles Guten, zum Schöpfer seiner Verhältnisse, und keine Thräne — auch die kleinste nicht, ist umsonst vergossen.“

„Das denke ich auch!" erwiederte Elfriede tiefbewegt, und suchte sich zu fassen, um in Kürze vollends auszureden.

„Als meine Mutter ihren Geist in meinen Armen aushauchte, gelobte ich ihr und mir, daß es die Angelegenheit meines ganzen Lebens sein sollte, jenen Mündeln meines Vaters, die durch ihn um das Ihrige gekommen waren, die unbezahlte Schuld zu tilgen. So verschied sie sanft, und ihr verkürztes und verkümmertes Dasein war nur ein abmattender Athemzug gewesen, Schweres zu vollbringen, was ihr doch allzuschwer war!"

„Unser Herz ist stärker, als unsere Kraft!" bemerkte der Prediger mit einem trüben Lächeln.

Elfriede schwieg traurig dazu. Dann, als ob sie nachsinnend erst durch einen weiten Gedankenweg zu dem Resultat dieser Mittheilung käme, sagte sie mit dem Tone des Abschlusses: „Sie wissen nunmehr, aus welchem Grunde ich die einträgliche Stelle bei Madame Pauvelin angenommen habe."

„Aus welchem Grunde!" wiederholte der Prediger bedeutsam. „Mein theures Fräulein, ich danke Ihnen, daß Sie meiner höchsten Achtung für Ihre Denkart diese Beruhigung gegeben haben. Wie verwirren sich doch die Motive, welche wir kurzsichtigen Menschen für das annehmen, was uns am lieben Nächsten befremdet. Wenn einst sich Alles auflösen wird: wie beschämt wird dann

der Blick zur Erde sinken, in deren Gründen wir die Wurzel nicht nur alles Uebels, nein! auch des Edlen suchen."

Bei diesem offenen Geständniß gereute es unserer jungen Freundin nicht, aufrichtig gegen diesen Ehrenmann gewesen zu sein; und doch hatte sie noch viel verschwiegen. Aber nur dem Unsichtbaren enthüllt ein weibliches Herz sich ganz!

Als Elfriede schweigend saß, sprach der Prediger: „Wie viel Böses man auch Madame Pauvelin nachreden mag, es wird ohne Schaden für Sie sein. Gift — auch das moralische — tödtet zwar; aber es schützt auch. Und ist es nicht die feinste Blüthe der Humanität, welche auch aus verderbtem Boden ihre Nahrung zieht? — Doch um wieder auf unser voriges Gespräch zu kommen, so dürfte es lange dauern, ehe Sie, liebstes Fräulein, auch bei dreihundert Thaler jährlichem Gehalt, ein namhaftes Capital erschwingen. Wäre es denn nicht möglich, sich der übernommenen Verbindlichkeit auf andere Weise zu entledigen? — Und — erlauben Sie mir noch eine Frage! kennen Sie denn Ihre Gläubiger?"

„Nein!" antwortete Elfriede mit schuldlosem Blick, „ich weiß nur, daß es ein Knabe und ein Mädchen war. So lange ich nicht — wenn auch einigermaßen nur — vergüten kann, zittere ich, zu forschen, was aus ihnen geworden ist. Die Papiere über jene Veruntreuung, die

sich mein Vater zu Schulden kommen lassen, liegen unter dem Siegel des Gerichts, an dem Orte, wo er amtlich angestellt gewesen."

„Und vielleicht hat Gott schon bezahlt!" sagte der Geistliche, und sein Auge strahlte Frieda an: so daß vor diesem hellen, verheißenden Blick die Betrübniß ihres Gesichts zerfloß, als er hinzusetzte: „dem Wunsche, gerecht zu werden irgend einer versäumten Forderung, geht ein Engel vorher, der es ausrichtet, wozu menschliche Schwachheit selten vollständig im Stande ist. Der gute Wille ist oft ohne unser Zuthun zur That geworden. —Also getrost, liebes Fräulein! Sie müssen sich dies nicht zu Gemüthe ziehen — wie man zu sagen pflegt. Mit einem schweren Herzen läßt sich die Last des Lebens nicht ertragen. Sehen Sie, meine eigene Frau kam in ihrer frühen Jugend um ihr kleines Habe, in ähnlicher Art, wie jene Waisen, deren Verlust Ihnen so nahe geht. Meine Lydie, die eigentlich meine Nichte ist —" (hier schwebte ein jugendstolzes Lächeln der Liebe in den Zügen ihres Mannes, der aus vollem Herzen weiter sprach) „war überhaupt ein armes, armes Kind zu nennen. Die verwitwete Mutter meiner Frau, eine sehr geliebte Halbschwester von mir, starb bald nach der Geburt dieses Töchterleins, das Erbe des Vaters ging durch fremde Hand zu Grunde, und das Pfarrhaus, wohin man dies verwaisete Kind in Pflege gab, ward nach wenigen Jahren verödet. So

mußte die arme Kleine im Flügelkleide von einer Schwelle zur andern, und als ich sie zu meiner Gattin nahm und nicht verabsäumte, ihr zu sagen: bedenke auch wohl, daß ich Dein Oheim bin und um viele Jahre älter als Du, da warf sie sich in meine Arme und sprach: Du bist mein Vater und mein Freund!"

Die Stimme des Predigers wankte vor überwältigender Rührung. Er legte seine Hand über die benetzten Augen, und zögerte, auszureden. „Was ich doch sagen wollte?" fragte er sich endlich, nachdem das stark angeregte Gefühl so weit bezwungen war, daß er zu Worte kommen konnte; „ja! dies Alles ist, wenn nicht durchaus verschmerzt, doch vergangen. Nur der Grundsatz, nichts für unverlierbar zu halten, ist uns aus dem bittern Kelch der Leiden geblieben. Wir leben sehr zufrieden — glücklich würde ich sagen, wenn ich nicht in Furcht schwebte, ein wesenloser Schatten könnte das Licht unserer Tage verdunkeln. — Doch jetzt —" der Geistliche machte eine verscheuchende Bewegung mit der Hand gegen die Stirn, es war, als ob etwas Unklares vor ihm verschwände. Dann fuhr er mit freiem Blick und Ton zu Frieda gewendet, fort: „Noch einmal! Sein Sie nur getrost, mein gutes Fräulein! Zeit bringt Rosen — wie ein altes Sprichwort sagt. Die Zeit theilt aber auch das Feld aus, worauf sie blühen, und ist die Güterbestätigerin der ganzen Welt. — Meine letzte Reise — trotz dem un-

glücklichen Vorfall — hat mich dies erfahren lassen. Da erhalte ich jüngst ein Schreiben von dem Nachfolger jenes Landgeistlichen, in dessen Hause meine Lydie die ersten Jahre ihres Lebens zugleich mit andern Zöglingen in Pension gewesen ist. Der Pastor baut das Kinderstübchen größer, und entdeckt bei dieser Gelegenheit einen verborgenen Wandschrank, worin Documente von der höchsten Wichtigkeit aufbewahrt liegen. Diese Documente entscheiden die Lebensfrage eines jungen Mannes, und wie sehr zu seinem Vortheil! — dieser Jüngling — der sich vielleicht sehr verlassen vom Glück vorkommt, und schwerlich träumen läßt, was ein armer Dorfpastor ihm in die Hand zu legen vermag — wird Fassung brauchen, sein Schicksal begreiflich zu finden. —"

„Und jener ehrliche Finder der Beweise wußte nun in größter Verlegenheit nicht, wo aus, noch ein. Er sah es als eine Gewissenssache an, jene glaubwürdigen Zeugnisse richtig anzubringen, was nicht ohne Schwierigkeit geschehen durfte. So schrieb nun mein Amtsbruder an mich — wir kennen uns seit lange — und bat mich, jene Papiere, welche er dem Zufall nicht anvertrauen könne, in Augenschein zu nehmen, auch meine Frau mitzubringen, von deren Gedächtniß er noch auf einige Nachweisungen hoffte. Aber Lydie — als sie jenes Pfarrhaus verließ, war — wie schon gesagt — noch ein Kind. — Doch — da kommt ja meine Frau!"

Eine schlanke Gestalt huschte flüchtig am Fenster vorüber, und Lydia, die Gattin des Geistlichen trat ein. Sie trug in der einen Hand ihren Hut, einen Strauß Feldblumen in der andern, und schien etwas befangen vom raschen Gange, oder auch von dem unerwarteten Anblick der ihr fremden Erscheinung einer jungen Dame im trautem Zusammensein mit ihrem Mann. Ein vertrautes Gespräch gestört zu haben, wäre es auch bereits verstummt — wird einem feinen Sinne sicher nicht entgehen. Diese Empfindung schließt aus, — und die Hausfrau des Predigers fand sich im ersten Augenblick von ihr berührt. Lydie eilte wie in fliehender Hast auf ihren Mann zu, der sie sanft abwehrte, um ihr Frieda vorzustellen. Die Damen begrüßten einander; Lydie nicht ohne Scheu vor der Anmuth und liebenswürdigen Bildung der Gesellschafterin, in welcher sie ein alterndes Mädchen von unschöner Persönlichkeit erwartet hatte; Elfriede mit wohlwollendem Herzen, obgleich sie sich die Gattin dieses einnehmenden Mannes anziehender noch gedacht.

„War ich zu lange?" fragte Lydie bittweise, gleichwie eine Entschuldigung. „Du hast eine schöne Stunde versäumt, welche die Güte des Fräuleins mir gewährte!" antwortete der Prediger, als hätte das Ausbleiben der Frau seinetwegen nichts zu bedeuten.

„O wie leid ist mir das!" sagte Lydie so natürlich; — und mit Schaamröthe bedeckt, setzte sie hinzu: „Doch

gönne ich Dir alles Gute und Schöne — Du weißt es!" daß Elfriede sie um dieses Reizes der Natur und des Herzens willen, lieb gewann. Der Prediger konnte nicht umhin, die feine, rothe Wange seiner Frau zu küssen. Elfriede wendete sich ab, ein leiser Schmerz war in ihrer Seele, als ob ein heimlich Unrecht geschähe — und in diesem Augenblick fiel ihr das Bild der seligen Frau, zum Sprechen getroffen, auf; in lächelnder Ruhe schaute diese treue Copie auf jene Liebkosung herab, wie die höhere Liebe aus ihrem Himmel, auf den Kuß der Erde!

Die Unterhaltung hatte den vorigen Einklang nicht mehr, doch hielt Elfriede es für schicklich, noch ein halbes Stündchen zu verweilen.

Jetzt fing die Abendglocke an zu tönen. Der Prediger, mitten im Gespräch, blieb eine Weile still, so auch seine Frau. Draußen ward ein geistlicher Vers gesungen, und die tiefen, tonlosen Stimmen zitterten durch den Hall des Geläuts, wie aus weiter Ferne.

„Es sind die Armen!" sagte der Prediger, als Frieda aufhorchte; „bin ich wohlauf, so halte ich gewöhnlich ein kurzes Gebet und spreche den Segen für die Nacht. Und diese fromme Gewohnheit, welche die Armen sammelt, und zwar in jedem Sinne, thut mir herzlich bange. Des Sonntags zerstreuen sie sich hierhin, dorthin; doch der Abendspruch wird gemeinsam vernommen, dies ist die Ordnung des Armenhauses."

Elfriede erwähnte, daß sie im Vorbeigehen bei der kleinen Bank von Stein einen Greis erschreckt habe, der ihr schlafend, oder — verstört erschienen sei. Sie sagte dies mit verhaltener Stimme.

„Dies ist der alte Fremdling —" gab der Prediger zur Antwort, „der einst von Gott und Menschen verlassen war. Er träumt nur noch, doch ist er mein wachsamster Zuhörer, und auf jener Bank hütet er die Schwelle des Hauses und der Kirche."

Elfriede stand wie angewurzelt, und hätte dem Prediger auch noch lange zuhören mögen, aber sie fragte ihn nur, ob es ihr wohl erlaubt sein werde, in seine Kirche zu kommen.

„Warum nicht?" antwortete er freimüthig, „es ist noch Raum da! heißt es auch bei uns. Doch vergessen Sie nicht, den Armen wird das Evangelium gepredigt! — Ein geistreiches Fräulein wird unter dieser betagten und verkommenen Gemeine, vorlieb nehmen müssen."

„O! ich bin auch ein armes Wesen, und oft sehr bedürftig, mich an Gottes Wort zu stärken —" erwiederte Elfriede mit schmerzlich bewegtem Ton. Darauf nahm sie Abschied; Lydie wollte ihren nur wenig genossenen Besuch über den Hofraum hinaus geleiten, um, wie sie sagte, für ein paar Minuten zu guter Letzt, das Versäumte nachzuholen. Der Prediger drohte seiner Frau

lächelnd mit dem Finger und sprach: „Ich werde unterdessen in guter Gesellschaft sein, wenn Du auch nach Deiner Weise ausbleiben solltest —“ und Lydie, schon im Gehen, rief zurück: „Bin ich gleich von Dir gewichen, stell' ich mich doch wieder ein!“

Die Sonne war im Sinken. Elfriede warf einen weiten Blick umher, und sah das Armenhaus verklärt. In dem reinlichen Hofraume war es so still, so friedsam und feierabendlich; das leise Geriesel des Springbrunnens, der schwellende Hauch des Frühlings, das linde Wehen der Abendkühle — durchdrang mit dem Schauer unnennbarer Gefühle die Seele Elfriedens. Ein Heimweh möchten wir es nennen, nach jener Gottesstadt, wo die Letzten die Ersten sein werden, wo Treu und Glauben herrscht und verwandte Gesinnung die Bande des Lebens knüpft —: ein Heimweh solch höherer Abkunft, worin Elfriede tief erseufzte, nach einer Stunde, in der ihr so wohl gewesen war, wie seit lange nicht. An der Pforte trennte sie sich von der Frau des Predigers, und sah diese mit beflügeltem Schritt ihre Wohnung erreichen; die Hausthür schloß sich klingelnd hinter ihr zu.

Elfriede vernahm es mit einem Widerhall in ihrem Herzen, der ihr nicht ganz deutlich war. Sie dachte, jetzt sänke Lydie in die geöffneten Arme ihres Mannes, an sein offenes Herz — und nicht leicht war ihr das Loos einer Gattin beneidenswerther erschienen.

„Du bist mein Vater und mein Freund!“ wiederholte sie sich aus der Erzählung des Predigers, und ihr Gedächtniß trauerte, daß sie so verwaist wäre und so einsam.

„Welch ein Glück —“ sagte sie zu sich selbst, „in der weiten, wandelbaren Welt einen Menschen zu wissen, auf den man sich fest verlassen kann! Freilich — jene Eheleute sind merklich an Jahren verschieden; aber dieser liebenswürdige Mann sieht nicht so aus, als ob er zu alt für seine Frau wäre. Zum ersten Male ist mir klar geworden, der Mann dürfe um mehr als um die kleinste Stufe höher stehen, so geistig, wie an Jahren, als die, deren Stütze er sein soll. Von ihm empfängt sie Schutz, Rath, Trost, ihr Glück — ihres Lebens schönste Freuden — — — ein Weib, was liebt, giebt minder als der Mann, der es für seine Hingebung belohnt. Nur wenn die Frau den Himmel in ihrem Herzen trägt, blickt er zu ihr empor, und sie vermag ihn zu beseligen. — —

Eine eigene Sache muß es bei alledem sein, einen Wittwer zu heirathen; das Bild der verstorbenen Frau an der Wand, wie im Innersten der Seele, mischt sich in Alles. Und wie rührend äußern sich Schweigende! Angesichts solch eines Bildes ist Jede überwacht. Ein zärtliches Wort würde mir auf den Lippen ersterben — — — ein Kuß — — o gewiß! die erste Ehe ist und bleibt ein ernster Zeuge der zweiten, und ein verheirathet

gewesener Mann, wird nie das freie Eigenthum einer nachfolgenden Frau."

Elfriede hatte sich so sehr ihren Gedanken überlassen, daß sie heftig zusammenfuhr, als Jemand sie mit den Worten anredete: „Wenn ich nicht irre, so ist es meine werthe Hausgenossin, die ich hier begrüße?"

Es war der Hauptmann und Oberrendant Wardein, der von einem Spaziergang mit raschen Schritten heimkehrte.

Elfriede erwiederte seinen Gruß und schien seines Anblicks froh. Der warme Strom der ihr in das Gesicht geschossen war, verlief sich unter der dringenden Entschuldigung, erschreckt worden zu sein.

Sie gingen in freundlichem Gespräch zusammen, und waren wie allein auf der unruhigen Straße. An der Thür des Hauses, wo sie wohnten, seufzte der Hauptmann tief, und faßte den Arm Elfriedens, sie hinauf zu führen. Nur dieser Seufzer — nichts weiter — drückte den Zustand des schweren Herzens aus, mit dem er hier einging, und es rührte die theilnehmende Elfriede, daß er von seinem Kummer so gänzlich geschwiegen.

„Ach, er hat Recht!" dachte sie, „Liebe und Leiden muß man nicht auf den Lippen tragen."

Elfriede hielt die beiden Männer gegen einander; Jeder von ihnen nahm seinen Platz in ihrer höchsten Achtung ein, nur daß der männlichere Anstand des Haupt-

manns, und das Mitleid, welches er so edel verschmähete, im Vergleich zu der krankhaften Unbeholfenheit des Geistlichen, dem das schönste Glück zur Seite stand, ihrem Gefühl für Jenen, etwas Zarteres und Weiblicheres beimischte.

Madame Pauvelin war eben erst nach Hause gekommen, und zwar ziemlich verdrießlich, wie ihre Gesellschafterin sogleich bemerkte.

„Ich hatte mir es schöner im Freien gedacht —" sagte die reiche Witwe, indem sie sich bequem machte. Der Staub incommodirt Einen — die Mücken stechen unverschämt, und jeder Laffe raucht seine Cigarre. Der Tabacksdunst durchzieht die Luft; man athmet wie in einer Schenke. Gott! wie weit ist es mit dem gemeinen Mann gekommen; welchen Staat macht das Volk! ist es Ihnen nicht aufgefallen, daß es hier ärger ist, als anderswo?"

„Ich muß gestehen, daß ich nicht Acht darauf gegeben habe," antwortete Elfriede, doch ein klein wenig verächtlich, denn es kam ihr armselig vor, daß die Natur in ihrem himmlischen Schmuck, nicht den Putz geringer Leute übersehen machen können.

„Nun, wahrhaftig! so müssen Sie sehr zerstreut gewesen sein —" versetzte Madame Pauvelin. „Oder — waren Ihre Gedanken im Armenhause? wie hat Ihnen denn der Pastor gefallen?"

Elfriede war seines Lobes voll; der angenehmste Eindruck offenbarte sich in der Weise, wie sie seines Benehmens und auch seiner Frau erwähnte.

„Ja, ein hübscher Mann ist der Armenprediger,“ entgegnete die Witwe, „und schöne Worte weiß er auch zu reden. Aber —“ setzte sie mit überhebendem Lächeln hinzu, „es ist darum nicht alles Gold, was da glänzt.“

Elfriede sah Madame Pauvelin betroffen an; doch auch nicht die leiseste Frage ehrte ihr herabsetzendes Urtheil. —

„Seine erste Frau,“ fuhr Jene fort, „betete ihn an und war wie eine Närrin in ihren Mann verliebt. Sie hätte Kieselsteine gegessen, wenn er es verlangt hätte. Dafür tyrannisirte er sie gehörig. In meinem Beisein kam er ihr einmal etwas grob — das kommt ihm nun heim.“

„Wie so?“ fragte Elfriede, sich vergessend.

„Die erste Ehe blieb kinderlos —“ antwortete Madame Pauvelin, „die Frau war schwächlich — und — lieber Gott, läßt sich ein Kindbett über's Kniee brechen? Das brach ihr das Herz. Seine jetzige Frau sieht munter und guter Dinge aus, hat aber von Zeit zu Zeit einen Anfall von Melancholie, einen Raptus, worin sie an nichts glaubt.“

„Nicht möglich!“ rief Elfriede, über und über erröthend aus Angst, daß eine Sylbe von dem, was sie so

eben vernommen, wahr sein könnte, und entrüstet über dies Geschwätz. Die klare Stirn der jungen Frau, ihr offener Blick, der in ein stilles Gemüth schauen ließ, das Auge, womit der Prediger seine Lydie betrachtet, schwebte ihr vor, und Elfriede — glaubte auch an nichts. So schwand der Schatten jener übeln Nachrede an ihr vorüber, ohne das helle Bild der vergangenen Stunden auch nur flüchtig zu trüben. — Doch plötzlich schien Elfriede sich zu entsinnen — und wurde nachdenkend, während Madame Pauvelin des Breitesten auseinander setzte, wie Unrecht es von einem Geistlichen sei, eine Frau zu heirathen, die nicht gottesfürchtig wäre.

„Welch ein Chaos mag das religiöse Element dieser erdfinstern Seele sein!“ dachte Elfriede mitleidig. Ach, wie so arm kam ihr die reiche Witwe vor, welche die feinsten menschlichen Freuden nicht kannte: die Freude am Guten und ein Gefühl für die Schönheit der Natur!

Elfriede sah sehr bald ein, daß sie hier auf ein weites Feld unaufhörlicher Kämpfe gerathen wäre. Madame Pauvelin, in ihrer Verschrobenheit, sprach kaum ein Wort, das vernünftiger Weise nicht widerlegt werden müssen; dabei war der Geist des Widerspruchs stets regsam in ihr. Wenn auch Elfriede sich hier nicht an ihrem Platze fühlte, so athmet doch eine schöne Seele nirgend vergebens. Wie entfernt unsere junge Freundin von jeder Liebedienerei auch war, wie edelstolz sie sich zu betragen

wußte, daß ihre schwierige Stellung nie erniedrigt werde; so fand Madame Pauvelin sich doch nicht wenig geschmeichelt, und vielleicht nur um desto mehr durch das Wohlgefallen, welches ihre Gesellschafterin überall einflößte. Zum ersten Male in ihrem Leben genoß die reiche Witwe jener zarteren Rücksicht aus Achtung für einen Gegenstand, dem vorzustehen sie das Glück hatte.

In der That schien Elfriede als ein Schutzgeist über die Schwelle dieses Hauses gegangen zu sein. Madame Pauvelin hielt an sich, weil das sittliche Verhalten der jungen Person, die sie als ihre Untergebene betrachtete, eine unwillkürliche Gewalt auf sie übte. Dazu kam, daß Elfriede sich durch keine, noch so gröbliche Verletzung von dem, was sie als schicklich erachtete, abwendig machen ließ. Und nirgend giebt es ein besseres Mittel, rohe Ausbrüche gemeiner Naturen zu zügeln, als dieses: will man ungethüme Leute zu ihrem Besten geniren, so darf man nur im höchsten Grade artig gegen sie sein.

Auch ihren Bruder ließ die Witwe mehr als sonst gewähren. Der selbstgefällige Ilian behauptete sich unter Waffen, die er selbst nicht kannte; aber die Weisheit war es nicht, welche ihn unsichtbar beschützte. Ein Feuer beseelte den Kämmerer, wogegen die Leidenschaft seiner Schwester für alles Holz auf Erden nur ein schwaches Fünklein war. —

Seine amtliche Gravität war der Schritt eines Jüng-

lings geworden. Er ging wie auf Springfedern, und es war sichtlich, daß er ein Ziel vor Augen hatte, welches er aus all seinen Kräften zu erreichen strebte. Ein paar Mal war es geschehen, daß der Kämmerer zu Tische kam, mit einem schönen Blumenstrauß in jeder Hand, den er den beiden Damen verehrte. Das lebhafteste Vergnügen leuchtete von seinem gutmüthigen Gesicht, wenn Fräulein Frieda — wie er sie am liebsten nannte — ein kleines Blümchen an ihren Busen steckte.

Das verdroß Madame Pauvelin, und mit spitzem Tone sagte sie: „Seit wann, Herr Bruder, wachsen denn auf dem Amte Blumen, anstatt der Federn?“

Herr Ilian, gegen seine verträgliche Gewohnheit, nahm diese Frage sehr übel auf, und sprach: „Die Kämmerei ist ja keine Gans, daß sie gerupft würde! und — wenn Du es denn wissen willst, Frau Schwester, der Muth wächst mir dort — der Muth! zu thun, was mir beliebt.“

Darüber entstand ein Zank, der deutlich zeigte, wie Madame Pauvelin es aufnehmen würde, wenn ihrem Bruder in den Sinn käme, Herz und Hand verschenken zu wollen.

Nur die völlige Unbefangenheit, worin Elfriede sich gleich blieb, und ein ihr unerklärbares Etwas, machten es der reichen Witwe unmöglich, Frieda in Verdacht zu

ziehen, als hätte Diese es auf den thörichten Ilian abgesehen. —

Da, wie wir bereits erwähnt — die Gegenwart ihrer jungen Gesellschafterin den unholden Launen der Madame Pauvelin einen heilsamen Zwang auflegte, so war ihr jede Gelegenheit erwünscht, ihren Dämon für einen Nachmittag oder Abend befreien zu können, sobald sich nur irgend ein schicklicher Grund fand, Elfriede der eigenen Anwendung ihrer Zeit anheim zu geben. Ob es auch zuweilen durch einen Vorwand geschah, daß sie sich selbst in Freiheit setzte, und gleichzeitig erlöste, deß war die arme Frieda doch von Herzen froh, und nie verlegen, die ihr gegönnten Stunden zu nützen. Vor allen Dingen sehnte sie sich nach Menschen edlerer Art, und die Familie Wardein nahm Elfriede mit offnen Armen auf, so oft sie auf ein halbes Stündchen kam, sich nach dem Befinden der Kranken zu erkundigen. Zwar boten diese Besuche keine gesellschaftliche Zerstreuung dar; aber Frieda verließ diesen kleinen, stillen Kreis nie ohne Segen. Sie stärkte sich an dem Vorbild liebevoller Pflichterfüllung, und nahm ein heiliges Mitleid mit hinweg, welches den Fehlenden und Schwachen zu Gute kam, zu deren geistiger Pflege die Vorsehung unsere Freundin berufen hatte.

Am innigsten fühlte Frieda sich von der Mutter angezogen, wie auch natürlich; denn die Leidende war ja der Mittelpunkt, an den die leisen Wünsche ihrer Angehörigen,

sich mit unwahrnehmbaren Fädchen der zärtlichsten Theilnahme knüpften; die Kranke allein war gefaßt. Sie empfand die Zartheit all jener Beziehungen, und ertrug eben deshalb ihren Zustand mit einer heldenmüthigen Geduld, die Alles überwindet.

Naide, ein liebes, sanftes Mädchen, zart von Gestalt und Wesen, und rührend durch die Thränen, die beständig in den schönsten Augen standen wie Morgenthau in der tiefen Bläue eines Veilchenkelchs — blieb ihr ein wenig fern.

„Nehmen Sie es nicht genau mit mir —" hatte Naide zu Anfange ihrer Bekanntschaft gesagt, „ich habe für nichts Sinn und Seele als für meine kranke Mutter. Nicht einen Augenblick möchte ich ihr entziehen, denn die arme Mutter hat ja nichts mehr auf der Welt als die treue Nähe der Ihrigen."

„Und das ist viel!" erwiederte Frieda schmerzlich, „wer aber einsam leidet, leidet schwer!"

„Ach, auch unsere Angst, die wir nicht immer verbergen können, ist ein Gewicht der Qual, für die schwachen Kräfte meiner guten Mutter," sprach Naide traurig; „wenn die Mutter noch einmal genesen könnte! wie gern wollte ich für sie sterben — wie gern!"

Naide weinte sehr. Auch Elfriedens Augen flossen über, und Frieda weinte selten.

„Jeder leise Seufzer meiner Mutter," hub Naide mit

schmerzbewegter Stimme wieder an, „dringt wie ein Schwert durch mein Innerstes. Wenn sie mich ansieht, und sagt: Dein betrübtes Gesicht, Naide, bricht mir das Herz — dann bemühe ich mich zu lächeln; oder es geht besser, und der Arzt spricht: Der Puls hat sich gehoben — dann breite ich in Gedanken die Arme aus, Gottes Kniee zu umfassen, den ich mir doch nur als einen Vater denken kann, der nicht Gefallen hat an unserm Schmerz."

„Und dieses Vaters Wort —" sprach Elfriede, „verheißt: Ich will dich trösten, wie Einen seine Mutter tröstet! — Auch ich habe meine Eltern verloren, ich stehe allein in der Welt —." Sie mußte inne halten, ihre Stimme wankte. „Mit Ihnen, ja, mit Ihnen ist es ein Anderes!" fiel Naide ein, „Sie besitzen einen stärkeren Geist, eine gewisse Selbstständigkeit — — — — solch einen innern Fond — ich armes Mädchen habe nichts als mein Herz. Wie konnte ich so hoch von mir denken, mich neben Sie zu stellen?"

Elfriede zerdrückte ihre Thränen. „Treue ist das Höchste!" erwiederte sie, indem ein banges Lächeln auf ihren Lippen zuckte. Das Gefühl der Verlassenheit läßt uns einen Halt für das Leben in uns selbst suchen und fassen. Wo Eine meines schwachen Geschlechts ohne die natürlichsten Stützen bestehen muß: ist die Liebe zu Gott ein Beschützer und ein Freund, der uns in keiner Noth verläßt."

Elfriede kam sich in der stillen Größe ihres verzich-

tenden Herzens alt und abgelebt vor gegen das verzagende junge Mädchen, das sich so leidenschaftlich den Tod wünschte, um der guten, kranken Mutter willen.

Mit jenem Schauen der Seele, welches nur in erhöhetem Gemüthszustande tiefere Blicke gestattet, sah Elfriede ein, daß diese heftige Betrübniß vielleicht noch einen verborgenen Grund hätte; aber der Schmerz, den sie darüber empfand, war ihr selbst nicht klar. Eine leise Ahnung war in ihr geweckt, die ihr annäherndes Gefühl verscheuchte. Sie fand eine weite Ferne zwischen sich und Naide, und doch waren beide Mädchen eben erst in Klagen, Thränen und Trost inniglich vertraut gewesen.

Elfriede wollte sich einen Augenblick sammeln, um in das Wohnzimmer zu gehen, als das Dienstmädchen ihr entgegen trat. Dorel entledigte sich der anbefohlenen Frage ihrer Dame: ob das Gesellschaftsfräulein eine Stunde für sich bleiben wolle? und nichts konnte der bewegten Elfriede erwünschter sein. Sie gegenfragte nur: „Ob Besuch gekommen wäre?“ — „Nur ein gewisser Herr,“ lautete die geringschätzende Antwort, „mit welchem Madame Geldgeschäfte treiben, wobei sie keine Zeugen brauchen. Das wird hinter verschlossenen Thüren abgemacht; hörten Fräulein nicht, wie ich den Schlüssel herumdrehte?“

Die blasse Kammerdienerin, welche die rothgeschwollenen Augen ein wenig stöckisch niederschlug, sah dabei aus, als hätte sie ihrer Herrin lieber den Hals umgedreht.

Elfriede schwieg einige Augenblicke, und fragte dann: ob etwas vorgefallen sei?

Dorel fing heftig an zu schluchzen, und beschwerte sich mit erstickter Stimme über Madame Pauvelin, bei der es Niemand auf die Länge aushalten könne. „Ja,“ setzte sie hinzu, „wäre der Herr Kämmerer nicht, der Alles ins Gleiche bringt — und wenn er mir nicht versprochen, daß ich einmal erben soll —, ich hätte es schon lange satt gehabt, übersatt!“

„Wenn es so steht,“ entgegnete Elfriede milden Ernstes, „dann thut es mir leid um Ihr Glück. Warum verbittern Sie sich das Leben? aufrichtig kann Niemand dienen, dessen Herrschaft zuvor sterben muß, daß er zufrieden gestellt werde. Der Gedanke schon käme mir wie ein heimlicher Todtschlag vor.“

Und ins Geheim tadelte Elfriede strenger noch die falsche Handlungsweise des Kämmerers, dessen Feigheit an diesem habsüchtigen Hasse schuld war, und freuete sich, ihn stolz und redlich mit einem ähnlichen Vorschlag abgewiesen zu haben.

Dorel schwieg beschämt. Sie schien diesen Worten nachzudenken, dann sagte sie: „Fräulein sollen erst Madame Pauvelin kennen lernen — Jeder der sie kennt, weiß auch, daß sie ein wahrer Saturnus an Bosheit ist. Und Redensarten führt Madame — greifende Redensarten! man möchte auf der Stelle umsinken. So ist es nicht

gar lange her, daß sie mich eine Creatur nannte. Ein Frauenzimmer, das ist der gewöhnliche Titel, den sie mir giebt."

„Nun, dieser Schimpf wäre noch zu verschmerzen —" erwiederte Elfriede mit einem begütigenden Lächeln.

„Nein, Fräulein, nein!" versetzte das Mädchen ausbrechend, „man hat auch eine Galle. Eine Creatur habe ich ihr noch nicht abgegeben — und was man ein Frauenzimmer heißt, das bin ich niemals gewesen. Madame aber ist nichts weniger, als honett. Wenn ich mir dagegen meine vorige Herrschaft denke! die war die Liebe selbst und voller Anstand!" Und Dorel weinte bitterlich bei diesem mildseligen und hochzuverehrenden Andenken. Elfriede liebte es nicht, nach der Vergangenheit dienender Personen zu forschen. Sie that keine Frage, aber das Mädchen kam ihr zuvor. „Ich bin nämlich —" sagte sie, um sich gegen den Vorwurf des Unrechts, mit dem Selbstruhm eines ungemeinen Vorzugs sicher zu stellen, „von frühester Jugend an, bei der Freifrau von Trollje in Diensten gewesen, welche Stiftshofmeisterin war."

„In Erzneuland?" rief Elfriede, froh überrascht; der Klang jenes Namens hatte ihr Herz berührt. Und zögernd setzte sie hinzu: „Haben Sie auch Fräulein von Hof daselbst gekannt?"

„Wie sollte ich nicht!" antwortete die Jungfer, und Gram und Groll waren aus ihrem Gesicht wie verschwunden.

„Ach! diese Dame war auch ein geborener Edelstein! Meine gnädige Herrschaft äußerte einmal: Fräulein von Hof hätte einen glänzenden Verstand, ja, er schimmere fast zu sehr."

Elfriede blickte ein stilles Weilchen vor sich hin, kein Laut, keine Miene verrieth, ob sie diesem zweifelhaften Lobe ihre Zustimmung gäbe. Dann sagte sie: „Wie aber kamen Sie denn aus dem Stift hierher?"

„Aus dem Himmel in die Hölle!" erwiederte Dorel, fein verstehend, was Jene kaum gedacht. „Da muß ich aber ein wenig weit ausholen. Das kam nun so. Dies Haus gehörte vordem einer gräflichen Familie von Edenrose."

„Edenrose?" fiel Elfriede, wie mit Rosen beschüttet, dem Mädchen in das Wort, „wäre das möglich! Das Gut, welches diesen Namen führt, und vermuthlich jener Herrschaft Eigenthum war und ist — liegt weit von hier –" setzte sie selbstvergessend und dringend hinzu, als ob ihr Herz daran hinge Näheres über diesen Umstand einzuziehen.

„Gewiß und wahrhaftig! wie ich Ihnen sage!" betheuerte Dorel. „Geben Sie nur Acht auf die steinerne Rose in dem hochadeligen Wappen, welches überall angebracht ist. Der Graf, der das Haus gebaut, ist Landstand gewesen. Im Kriege war es rein ausgeplündert worden, und der alte Ilian, ein reicher Weinhändler, der Vater von Madame Pauvelin, hatte es nachmals käuflich an sich

gebracht. Nun war ein junger Kellner nicht zu faul gewesen, jener Herrschaft anzuzeigen, daß einige Kostbarkeiten sich noch gerettet vorgefunden, und der Graf hatte den ehrlichen Burschen in seine Dienste genommen. Er kann nicht mehr in den jüngsten Jahren geheirathet haben, und wie es zugegangen ist, daß er sein Töchterlein der Madame Pauvelin anvertrauen können, die es wie eine Pflegetochter zu halten versprochen, dies weiß ich wirklich nicht zu sagen. — Aber als er sein Kind zurück verlangte, das in jedem Briefe zu Gott schrie, da verweigerte sie es ihm, bis er ihr ein anderes Mädchen verschafft haben würde. Um diese Zeit war meine gnädige Dame gestorben, und ich wußte vor Angst nicht, wo aus, noch ein; denn im Stift war keine Condition vacant. Da kam Fräulein von Hof aus Edenrose, und fragte mich, ob ich die Tochter des Kellners ablösen wolle; ihr Vater hätte eine Brauerei im Anschlage, und in der eigenen Wirthschaft müsse ihm sein Kind an die Hand gehen. Mir blieb kaum ein Ausweg übrig, und so nahm ich es als Bestimmung an, daß ich aus weiter Ferne an diesen Platz gekommen bin.“

Elfriede nickte freundlich. „Auch ich!“ schien ihr Blick zu sagen.

„Sie nehmen es also für Bestimmung an?“ fragte sie.

„Ja, das thue ich!“ antwortete Dorel mit feierlicher Stimme, als stände sie vor dem Altare. „Nichts von ungefähr!“ dies war der Wahlspruch der hochseligen

Frau Stiftshofmeisterin. Von dieser würdigen Dame habe ich Religion gelernt. Der Geistliche dort war ein eifriger Mann, der auf der Kanzel mit den Händen focht und Drohungen ausstieß; die Stiftsfräulein nannten ihn den Bibelhusaren, weil er unter die Frömmler gegangen war."

Elfriede konnte sich bei diesem Geschwätz eines schwachen Lächelns nicht erwehren, und da sie nicht wünschte, das Mädchen länger zu verweilen, so riß sie den Faden ab, und sprach bestimmt: „Wohlan, so halten Sie fest an diesem Glauben; vor allen Dingen jedoch lassen Sie jeden Gedanken an das Vermächtniß der Madame Pauvelin fallen. Das kleinste Legat aus dem neuen Testamente macht reicher als die größte Erbschaft. Christus diente — so treu! so gern! dies göttliche Bild prägt sich in keinem Golde aus. Unser Lohn ist im Himmel."

Dorel sah aus, als ob ihr ein Licht aufgegangen wäre. Sie trocknete die letzten Spuren ihrer Thränen hinweg, und antwortete: „Es ist auch wahr! schade für das Geld, wenn man bei alledem ewig mißlaunig ist, wie Madame. Bin ich doch seelenvergnügt, daß ich Jemand weiß, mit dem ich von Erzneuland reden kann. Das Stift steht lebendig vor meinen Augen, und es ist mir — Fräulein verzeihen meine Dreistigkeit — als hätte ich in Ihnen eine Freundin gefunden."

Elfriede reichte ihr die Hand — und Dorel war entlassen. Sie ging mit einem stillen Vorsatz, der ihr Dienst-

verhältniß von Stund' an wendete, weil sie ihm eine andere Seite abgewonnen hatte.

Elfriede versank in sich selbst.

Sie dachte dem wunderbaren Zusammenhange nach, in welchem die Schicksale den Menschen auch das Ungleichartigste verknüpfen.

Weshalb geschah es, daß ich fernher in dies Haus kommen müssen, das meinem Herzen nahe steht, wäre es auch nur durch das erloschene Wappen am Fries? — Diese Mauern haben vormals einen Namen getragen, dem ich unabtragbaren Dank schuldig bin. Vielleicht wohnt ein beschützender Geist in ihnen! — Es war etwas Leises in mir, was mir zuflüsterte, ich würde diesen Schritt nicht bereuen; ein eigenes Gefühl, was mich heimathlich anwehete. Die steinernen Rosen? nun, ich habe sie bisher übersehen; das Herz war mir zu schwer, als daß ich den Blick erheben können. Die Rosen meiner Jugend sind auch erstarrt — — dies empfinde ich hier zum ersten Male. Nur in meinem Gedächtnisse haften sie, zum Zeichen, daß auch ich mein Glück zu bauen wähnte — daß ich einst lebte und liebte. Einst? o Gott! dies Wort ist ein Abgrund — ich werde ewig lieben." Seitdem befand Elfriede sich in diesem Hause nicht ohne eine heimliche Zuneigung, und es war ihr kein fremdes mehr.

Wie es möglich sei, Sympathie für ein altes Haus zu fühlen? dies, meine Leserinnen, werden Diejenigen unter

Ihnen nicht fragen, die Sie eine Wohnung kennen, welche ein Gegenstand Ihrer innigsten Anhänglichkeit ist — die Sie vielleicht mit tiefem Schmerz verlassen mußten, und zu der Ihre Gedanken, Ihre Träume selbst mit Sehnsucht zurückkehren; da, wo sie liebt, weilt die Seele! und die Liebe trägt auch auf Mauern, längst entstanden, ehe sie in einem feinen, guten Herzen das Licht der Welt erblickte — ihren wärmenden Sonnenschein über.

Allwöchentlich fuhr Madame Pauvelin mit einer ihrer sogenannten Freundinnen spazieren; einer geldstolzen Frau, die es unter ihrer Würde hielt, den zweiten Platz im Fond des Wagens, der jungen Person, die sie als Gesellschafterin eben nicht hoch rangirte, und den Rücksitz einzunehmen. Auch war es eine Hauptsache für die beiden Damen, daß sie unter vier Augen wären, um die Schattenseiten ihrer Nebenmenschen ungestört in Betracht ziehen zu können.

Elfriede sah es für keine Zurücksetzung an, daß man sie sodann dem Gebrauch ihrer Zeit überließ, die sie gewöhnlich einem Krankenbesuch im Hause zu widmen pflegte und für den sie sich außerdem abzumüßigen wußte. An einem dieser Nachmittage, welche Elfriede ihre guten nannte, sah sie dem Wagen nach, worin Madame Pauvelin abgeholt worden war. Sie selbst sehnte sich ins Freie, nach dem Duft des Feldes, nach dem Gesang der Lerche, nach Luft und Leben — nach der schwebenden, lebendigen Freiheit unter dem weiten, blauen Himmel, der

allen Geschöpfen Raum giebt; aber Elfriede fühlte sich in Banden, und das Herz im Busen war ihr gepreßt. Sie stand unschlüssig, ob sie nicht nach dem Armenhause ginge, was sie längst Willens gewesen, und auch versprochen hatte. Aber es war, als ob eine leise Stimme sie hinab riefe, und Elfriede folgte ihr.

Der Landrentmeister war jetzt zu ungewöhnlicher Zeit im Krankenzimmer seiner Schwiegertochter, und in einem kleinen Wortkampf mit Naide, die sich sträubte, den Großvater nach einem anmuthigen Vorwerk zu begleiten, das als ein bescheidener Lustort für rüstige Städter erquickend lag. Der Weg dahin war schön, aber ziemlich weit und wer zur Zeit des Nachmittags nach dieser ländlichen Restauration gegangen war, kehrte schwerlich vor Abends heim.

Als Elfriede eintrat, verstummte jener wohlwollende Streit. Ein aufleuchtendes Lächeln war in dem blassen Gesicht der Mutter, da sie sagte: „Ach! meine Sehnsucht hat Sie gerufen! nun ist's entschieden, Naide. Der Dauerlauf wird Dir gut thun. Wer doch Athem hätte und mit könnte! ich wollte mir nicht zureden lassen." Naide sah ihre Mutter traurig mit einem bittenden Blick an. „Was bangst Du denn?" setzte die Kranke hinzu, „Du siehst, unsere Freundin ist bei mir, und Madame Pauvelin wird an diesem himmlischen Tage sobald nicht nach Hause kommen."

„Sehen Sie, liebstes Fräulein!“ nahm der Landrentmeister das Wort, „das Mädchen verkommt uns, und verbuttet, so zu sagen, wie eine Blume, welcher Luft und Sonne fehlt. Sie kommt nicht aus der Angst heraus und nährt sich nur von bitterm Thau; die blauen Aeuglein stehen ihr voll Thränen, wenn man sie nur von ferne ansieht. Ach, mein Töchterchen! wie nahe hast Du am Wasser gebaut! und die Jugend verfließt so geschwind!!!—“

„Wir wollen gehen, Großvater, ich hole mir nur meinen Hut —“ sagte Naide, und verschwand. Doch der rüstige Alte hatte keine Eile mehr. Er wendete sich an Elfriede und sprach: „Das Naturgesetz, frische Luft zu schöpfen, wird leider Gottes! von Ihrem Geschlecht nicht erfüllt, wie es sollte; aus diesem Grunde fehlt es überall an Kraft und Lebenstrieb. — Auch Sie, mein Fräulein, scheinen wenig auszukommen?“

„Die Luft zu genießen, ist mir Bedürfniß —“ erwiederte Elfriede, „auch bin ich sehr daran gewöhnt im Freien zu sein; mein früherer Aufenthalt war beinahe unter den Bäumen des Waldes.“

„Das sieht man Ihrem zarten Teint nicht an!“ versicherte der Landrentmeister mit einer Geberde altväterischer Galanterie, und halb schalkhaft, halb mitleidig bemerkte er noch, „der frische Muth, der Ihnen doch angestammt sein müßte, steckt etwas tief; denn daß er geknickt wäre — dies verhüte der Himmel!“

Ein Anflug von erhöheter Farbe auf den Wangen Elfriedens verrieth, daß der wunde Fleck getroffen worden sei. Jetzt stürmte Hänschen in das Zimmer: „Großvater!“ fragte er schmeichelnd, „darf ich auch mitgehen, nach Grüns Vorwerk?“ Die Mutter nickte ihm zu, und der alter Herr sagte: „Wenn Du folgsam sein willst, kleiner Wildfang! nur, daß Deine Schwester Dich nicht wieder auf den Hahnenbalken suchen muß; denn Naide soll sich einmal erholen.“

Der Knabe schlug vor Freuden in die Hände und jauchzte: „Welch ein schöner, guter Hahn ist da draußen, der frißt kein einzig Körnlein, und legt es gutmüthig hin!“ das Kind sagte dies mit fallendem Ton, und legte das Köpfchen dabei auf die Seite. „Die Hühner aber, nun die schnabliren, daß es eine Lust ist. Ich will die Morgensemmel mitnehmen, die noch drüben liegt; Naide rührt selten ein Bischen Semmel an, weil sie immer satt ist.“ Zum Abschied küßte der Landrentmeister seine Schwiegertochter auf die Stirne, welche betrübt aussah, bei Hänschens letzten Worten, und zu Elfriede sagte er mit inniger Aufrichtigkeit: „Mein gutes Kind! wenn es nach meinem Wunsche ginge, wollte ich Ihr Führer sein, dahin — dorthin — wo es Ihnen am liebsten wäre; auf daß Sie täglich Motion hätten, und nicht immer Ihren Gedanken nachhängen, das doch am Ende zu nichts Gutem führt.“

„O! ich danke Ihnen, mit bewegtem Herzen!“ antwortete Elfriede wirklich gerührt.

„Großpapa!“ rief Hänschen, und zupfte ihn am Rocke, „warum nennst Du denn die schöne Dame, mein gutes Kind? Du bist ja nicht ihr Vater!“

Der Großvater stand betroffen vor dem Knaben und erröthete wie ein Jüngling. „Warum? das will ich Dir sagen, mein Junge, weil ich ein alter Mann bin, der sich dies wohl erlauben darf — und weil — weil ich das verehrte Fräulein hier, sehr lieb habe. — Nun Adieu!“

Sie gingen, und Elfriede blieb mit der Frau des Hauptmanns ganz allein. —

„Mit Ihnen, meine Liebe! einmal ohne Zeugen zu reden, danach habe ich mich gesehnt —“ hub diese kranke Mutter an, als die Schritte ihrer weggehenden Kinder auf dem Vorsaal verhallt waren, „wir werden hoffentlich ungestört bleiben. — Wie tief bekümmert mich das niedergeschlagene Wesen meiner Tochter! was soll daraus werden? Und wenn das Mädchen, das um meinetwillen den Schlaf der Jugend entbehrt, bei den Anstrengungen, denen es sich unterzieht, nun vollends wenig oder gar nichts ißt, wie ich aus Hänschens Geplauder schließen kann: wo sollen denn da die Kräfte herkommen? Wenn ich stürbe, es würde besser sein. Naide müßte sich fassen; jede Gewißheit zwingt dazu.“

„Sie vergessen,“ entgegnete Elfriede, „daß alsdann der

Schmerz eines unersetzlichen Verlustes an die Stelle tritt. Nichts hält so aufrecht wie die Hoffnung."

„Nein!" widersprach die Mutter bestimmt. „Wer zwischen Furcht und Hoffnung aushalten muß, ist am schlimmsten daran, und beweint zuletzt die Freude, die ihn täuschte, als wäre ihm ein Unrecht geschehen. Ich fürchte, ich fürchte, Naide hat sich nebst meiner Krankheit eine Neigung zu Gemüth gezogen, aus der schwerlich etwas werden kann."

„So wäre der Gegenstand von Naidens Liebe nicht nach dem Sinne ihrer guten Mutter?" fragte Elfriede bescheiden, doch gespannt.

„Das möchte ich eben nicht sagen —" antwortete diese und sprach vor sich hinsehend, wie in Gedanken, und aus innerster Anschauung, „ein junger Mann, von jener offnen Bildung, die man glücklich nennt, weil sie auf den ersten Blick für sich einnimmt —; ein Augenpaar, voll Geist und Flammen, aber ohne Aussichten in die Zukunft. — Die Leidenschaft ist zwar blind, aber ach! sie verkühlt auch leicht. Wie sehr hätte ich gewünscht Naide wäre noch unbefangen geblieben, weil sie nach meinem Hingange an ernste Pflichten gebunden sein wird. Ach! das Herz bindet sich so bald, so fest! und ist seiner selbst doch niemals sicher; deshalb ist solche Zerrissenheit überall in der Welt, und am meisten in der, die man mit einer Hand be-

decken kann.“ Bei diesen Worten legte die kranke Frau ihre schneeweiße Hand auf ihre linke Brustseite.

„Das ist ein trostloser Gedanke!“ sagte Elfriede beklommen.

„Ein wahrer, meine Freundin!“ versicherte Jene, „jede Leidenschaft ist trüglich, und auch das beste, das treueste Herz geht unter wandelbaren Gefühlen durch das Leben bis zum Grabe.“

„Worauf soll man sich denn aber verlassen, wenn nicht auf die Treue eines Menschen — eines Mannes?“ fragte Elfriede, mit bebender Stimme, und athmete kaum, um auch nicht das leiseste Wörtlein zu verlieren.

„Auf Gott!“ lautete die Antwort der Mutter, indem ein heiliges Lächeln in ihren verfallenen Zügen sichtbar ward. „Der unerschütterlichste Grund der Ehe, deren Glück mehr als jedes andere in Gefahr schwebt — besteht nicht in vergänglicher Leidenschaft, sondern in bewußter Achtung der Frau vor dem Charakter des Mannes; denn Vertrauen steht höher als Liebe!“

Das mußte Elfriede eingestehen, wenn auch im Stillen nur. „Und so,“ fuhr die Frau des Hauptmanns fort, „ist es gewiß der einzige Schutz einer glücklichen Ehe, wenn sie der zartesten Freundschaft ähnlicher sieht, als der leidenschaftlichsten Zärtlichkeit. Diese Frucht vom Baume der Erkenntniß wird auf dem Gipfel erlangt, wo hinauf die Klugheit nicht reicht. Warnungstafeln, um nicht ge-

gen das Gesetz der innigsten Gemeinsamkeit zu verstoßen, sehen wir genug im raschen Lauf des Lebens; aber — o meine Freundin! es giebt eine reine, klare Höhe, wo wir den Himmel der Liebe und Seelenruhe berühren — — und von diesem Gesichtspunkt aus, ist es schon als ein Fall zu betrachten, wenn wir für Andere noch auf ebenem Wege bleiben. Sie scheinen vollkommen geneigt, dieser Ansicht zu sein. Wir sind allein, liebe Frieda, und da ich mich freier fühle als sonst, will ich diesem tieferen Blicke mein Herz öffnen. — — Mein Vater war ein Bildhauer, und als meine Mutter, die er schwärmerisch geliebt, bei meiner Geburt ihr theures Leben einbüßte, war und blieb ich sein Einzigstes und Alles, denn er heirathete nicht wieder. Meine verwaiste Wiege stand in der Werkstatt meines Vaters, der mich nicht von sich ließ, und die stillen Bilder um mich her haben mein erstes Lallen vernommen. Da mein Vater, wie jeder echte Künstler, harmlos war, so wachte nur der Genius der Kunst über meine Kindheit, deren träumerischen Genuß nirgend ein Zwang verbitterte."

„Nicht könnte ich sagen, daß ich viel gelernt hätte; doch ging ich eben nicht müßig. Ein Gärtchen an unserer Wohnung gab mir alle Hände voll zu thun, und spät pflanzte und bastelte ich darin. Daneben schleppte ich mich mit den Kindern einer armen Nachbarin, oder stand unter dem Gestäube des Marmors, an meines Vaters Seite,

wenn er arbeitete, und sah ihm zu. Ach, wie zu tausend Malen hat sein väterlicher Liebesblick mich angestrahlt! Dieser Sonnenschein war mein Segen, denn — wie hätte ich diesen guten Vater je betrüben können?"

„Eine arme Verwandte meiner seligen Mutter besorgte unser einfaches Hauswesen und nahm sich meiner treuherzig mit Leib und Seele an. Wenn sie dann und wann ein Wort fallen ließ, es wäre nun die höchste Zeit, mich zur Schule anzuhalten, und die Obrigkeit könnte dazu zwingen, so sagte mein Vater: Ein Künstler läßt sich nichts vorschreiben. Sei unbekümmert, Muhme, mein Töchterlein wird schon bestehen. Wehe dem Manne, dem ein verbildetes Mädchen zu Theil wird! Blumen pflegen, Kinder warten und seinen Vater ehren, ist die beste Schule für eine künftige Mutter. So lernte ich nothdürftig von einem Schüler lesen und schreiben, ein wenig Christenthum von der Muhme; dazwischen brachte mir mein Vater mythologische Begriffe bei, ich lernte spielend den Gebrauch von Kunstausdrücken —, und so war mein kleines Wissen, mein geringer Verstand, nur theilweise beleuchtet und geweckt, und in der Schlummerwelt meiner Gefühle lagen Keime einer Offenbarung, von der ich bis in mein sechzehntes Jahr keine Ahnung hatte. Um diese Zeit vollendete mein Vater sein gelungenstes Werk, eine Vestale. Sie athmet! sagte ich, da ich bewundernd vor der Statue stand, ehe sie verhüllet wurde. Siehe! das

bist Du, Seline! erwiederte mein Vater, es sind Deine Formen, und Du siehst in den reinsten Spiegel, mein Kind. Deine Seele sei immer keusch und wachsam, denn ein Hauch kann den jungfräulichen Tempel entweihen, dessen Priesterin hier vor Dir steht. So sprach mein Vater, und ich betrachtete die Vestale mit einem leisen Schauer."

„Der Chef der Artillerie, ein Enthusiast als Kunstfreund, kam in das Atelier meines Vaters, in der Absicht, die Vestale zu sehen, von der er gehört hatte. Sie schien ihn zu begeistern, denn dieser vornehme Mann hatte ein geübtes Auge für das, was meisterhaft war in der Arbeit des Künstlers."

„Wenn ich reich wäre! rief der Adjutant aus, der ihn begleitete, und sein leuchtender Blick fiel auf mich Aermste, die ich zugegen war."

„Wer doch auch ein Künstler wäre! rief der General, das sind glückselige Leute. Er pries den Beruf meines Vaters als neidenswerth, und dieser antwortete mit zufriedenem Lächeln: Es ist der Beruf der Menschheit, gnädigster Herr! Wir Alle haben die Aufgabe, das Bild der Gottheit in uns zu gestalten und den gegebenen Stoff zu meistern. Die Bösen sind nur Stümper in der göttlichen Kunst, zu schaffen, daß man gut werde; doch Niemand ist ganz schlecht. Aber das Ideal, was in dem spröden Kerne schläft, blüht nur durch die Kraft der edelsten Natur an das Licht des Geistes und der Liebe! und

diese Freude ist unverwelklicher, als die Schönheit dieser Jungfrau. Er wies auf die Vestale."

„Der General fing nun an um die Statue zu werben. Mein Vater weigerte sich, einen Preis dafür zu bestimmen, und obgleich die Summe wahrhaft fürstlich war, die ihm geboten wurde, konnte er sich doch zu nichts entschließen. Vater! wagte ich ihn anzureden, als die Officiere fort waren, auf diese Art wäre die Vestale eine hübsche Aussteuer für mich geworden."

„Mein Vater sah mich erstaunt an. Ich denke sie soll auf andere Art eine noch schönere für Dich werden, sagte er bedeutsam."

„Der Adjutant machte sich nun öfterer ein Gewerbe bei uns — mein Herz flog ihm entgegen, und bald kam der Tag, wo er bei meinem Vater alles Ernstes um mich anhielt. Ach gute Frieda! es war meine erste Liebe — und ward mein Mann! Wie Wenigen meines Geschlechts ist dieses Glück beschieden!"

Elfriede nickte schwer und unterdrückte einen Seufzer.

Die Frau des Hauptmanns blieb eine Minute in sich versenkt, als ruhete sie in diesem Gedanken aus, ehe sie weiteren Anlauf nähme, wie folgt: „Mit dem edlen Stolz der Offenherzigkeit und der Armuth sagte mein Vater dem Landrentmeister, daß ich keine Mitgift hätte, ja, nicht einmal zu einer sogenannten guten Wirthin erzogen worden wäre. Mein Schwiegervater erklärte sich großmüthig

bereit, unsern Hausstand aus seinen Mitteln zu bestreiten. So würde ich denn ganz glücklich gewesen sein, wenn nicht mein Vater sich unwohl geklagt hätte. Die Muhme pflegte sein — und ich? ich pflegte die Blüthe meiner Liebe, und merkte nicht, daß die geliebte Gestalt meines Vaters täglich mehr zusammen sank. —"

„Da die Ausstattung keine Schwierigkeiten verursachte, so ward unsere Hochzeit sehr bald, und nach dem ausdrücklichen Wunsche meines Vaters, der sich fühlen mochte, in aller Stille vollzogen. Am Abend vorher, o! ich werde es ewig nicht vergessen, nahm er mich noch einmal in das Atelier hinüber, und sagte mit einem seltsamen Lächeln: Du mußt doch auch Abschied nehmen von denen da! — Er wies auf die Statuen, welche — es traf in die schönste Jahreszeit — mit Blumen geschmückt waren. Wie dieser Anblick mich rührte! nur die Vestale stand ledig, unter einem langen, grünen Flor. Mein Vater hob ihn auf, ich sah, daß seine Hand zitterte, und mit einem Tone der mein Innerstes erschütterte, sprach er: Die Vestale allein begleitet Dich, gieb ihr den Platz in Deinem Schlafzimmer und lasse diese stille Gestalt für Dich wachen. Du hast keine Mutter gehabt, mein armes Kind, die Vestale soll Dein Schutzgeist sein und für Dich leben, wenn ich nicht mehr bin. Sei ein keusches Weib, meine Tochter! so wirst Du heilig werden für dein Haus, und dem kleinen Volke Deiner Kin=

der. Doch, wenn je ein sträflicher Gedanke in Deiner Brust aufstiege — so — dieser Marmor würde erröthen; denn die Seele Deines Vaters hat ihn gebildet mit heißer Liebe für Dich."

Eine athmende Pause trat ein; große Thränen funkelten in Elfriedens Augen, und mit einem Schmerz, der auch in der leisen Stimme hörbar war, sagte sie: „O! welch ein unsterbliches Glück, solch einen Vater zu haben!"

Die Kranke schien sehr bewegt, als sie erwiederte: „Ja, liebe Freundin, und was ich an ihm hatte, dies empfand ich nur zu bald in voller Stärke seines Verlustes, der mir so nahe bevorstand. Nach acht Tagen schon starb mein guter Vater, vom Schlage gerührt, und die Flittern der ersten Woche unserer Verheirathung verwandelten sich in Perlen. Wenn mir auch der Werth meines Mannes in diesen Thränen klar geworden: so konnte ich mich doch lange Zeit nicht fassen; unser jugendlicher Ehestand hatte durch diesen traurigen Fall einen Ernst der Gefühle überkommen, der, wie ich später einsah, recht eigentlich in den Charakter meines Mannes gehörte."

„Die Muhme, welche wir zu uns genommen, überhob mich wie sonst im Haushalt; und da mir das Talent fehlte, mich mit tausend andern Dingen beschäftigen zu können, nach der Weise unserer Damen, so blieb mir

Zeit genug übrig, und zuweilen schlich doch auch ein wenig Langeweile mit ein."

„Mein Mann liebte mich treu und wahrhaft; aber Treue und Wahrheit machen nicht viel Worte und verschmähen selbst öftere Versicherungen. Er blieb sich gleich — und weil ich so überaus rasch den Gipfel meiner Wünsche erreicht hatte: so dachte ich kühn, mein lieber Mann dürfe nicht unterlassen, mich bis in den dritten Himmel zu erheben. —"

„Ach, meine gute Frieda! wie ist doch jedem erfüllten Wunsche eine um so tiefere Sehnsucht beigemischt; und so muß es sein, weil wir hienieden nichts völlig erreichen sollen."

„In der Gesellschaft fühlte ich mich blöde und fremd. Ein Witzbold unter den Cameraden meines Mannes hatte mich das Bild ohne Gnade genannt, weil ich nicht Wunder that, und mich natürlich gab. Diese Anspielung auf den Stand meines Vaters verscheuchte mich vollends. So blieb ich am liebsten daheim und brachte manche einsame Stunde bei meiner stillen Freundin zu, die meiner Seele verschwistert war. Die Vestale, dieser heilige Gegenstand für meine kindliche Pietät, versetzte mich in eine ideale Welt. Wenn ich vertieft in mich selbst, vor ihr stand, dann träumte ich mich in die Vergangenheit, dann war es mir, als klopfe unter dem zarten Geäder meines Vaters Herz; ich hörte die Schläge

auf dem klingenden Marmor — — — den Nachhall seiner väterlichen Stimme, die nun verstummt war, für immer! — —"

„Wider meinen Willen drängte sich mir der Vergleich auf, zwischen der seligen Freiheit, die dem Künstler den Genuß seines Daseins vergönnt — und der strengen Regel, wonach des Dienstes immer gleich gestellte Uhr — wie unser Schiller sagt — der Mann des Militärs sich regen und bewegen läßt. Und ich merkte, daß ich durch meine Erziehung für beschränkende Verhältnisse verdorben wäre."

„Als Naide geboren war, lebte ich nur für mein Kind. Das kleine Wesen brachte den vollen Himmel der Mutterliebe über mich, und tausend Freuden lächelten mir in dem kleinen, holden Angesicht. Die Zeit, die nun folgt, ging so stillglücklich hin, daß ich weiter nichts davon zu sagen wüßte. Aber, meine Freundin, nichts Glückliches hat Bestand auf Erden! und jedes Zutheil menschlicher Glückseligkeit in den Schwankungen des Irdischen, muß durch ein schweres Herz aufgewogen werden. —"

„Mein Mann, ob auch ein guter Camerad und geachteter Officier, stand jedoch mit seinen Waffenbrüdern in keiner andern Gemeinschaft, als welche der Dienst mit sich brachte. Man hielt ihn, wie ich später erfahren, für etwas misanthropisch, und so paßte er nicht in ihre

lauten und lustigen Kreise. — Selten kam einer seiner Cameraden über unsere Schwelle. Was draußen vorging, kümmerte mich wenig, und selten mag es eine Officiersfrau geben, die, so wie ich, eine fast ängstliche Scheu empfand, sich die Beziehungen ihres Mannes anzueignen. So hörte ich auch nur, wie von Weitem, daß ein junger, reicher Edelmann, von Geburt ein Pole, zu unserm Artillerie-Corps hierher versetzt worden sei. — Man sprach von seiner Wildheit, seinem Edelmuth, womit er sich bei Gelegenheit eines Duells benommen, und selbst mein Mann, schweigsam in Lob und Tadel, sagte einst von ihm: Ein tapferer Junge, der das Herz auf dem rechten Flecke hat; noch jüngst als vom Kriege geredet ward, erwähnte er eines braven Soldaten, der im Kampfe gefallen, und sprach: Er focht wie ein Löwe! — Dabei sprühten seine Augen Feuer und Thränen; ich sah ihn darauf an, daß er so viel Muth als Gefühl hat. —"

„O, ich bitte Dich, lasse Dich nicht mit ihm ein! bat ich meinen Mann, in einer unbestimmten Furcht, ich liebe die Leute nicht, die viel Redens von sich machen."

„Am nächsten Morgen war mein Mann zu einem Scheibenschießen commandirt. Dies ist, wie Sie, meine Liebe, vielleicht wissen, eine Uebung für die junge Mannschaft der Artillerie, welche von einigen Officieren mit kriegerischer Vorsicht geleitet wird. Diese Officiere müssen dafür stehen, daß Niemand in Gefahr kommt und daß

die Scheibe in die rechte Schußweite gebracht werde. Daneben schützt ein aufgeworfener Damm Diejenigen, welche das Treffen in Augenschein nehmen, und bevor geschossen wird, ziehen sie sich zurück. — Der Vorfall, den ich Ihnen nun erzähle, traf im Herbst. Die Nacht hindurch hatte es heftig geregnet und ein feiner, dichter Nebel war noch nicht überwunden. Mir war an diesem denkwürdigen Morgen so beklommen, als verhielte mir die feuchte Luft den Athem, und eine namenlose Schwere lastete auf mir. Von dieser unerklärlichen Angst befreit, flog ich in die Arme meines Mannes, als er im schönsten Sonnenschein nach Hause kam. Doch fand ich ihn auffallend blaß, und da er mich an sein Herz drückte, fühlte ich dies gleichmäßige Herz stark klopfen. — Als ich dies laut bemerkte, sagte mein Mann mit einem todesverachtenden Lächeln: Lasse Dir's lieb sein! es hätte leicht still werden können — — — und nun theilte er mir in Kürze mit, was ich unter einem Schauer vernahm, daß das Geschütz dreimal versagt habe, wonach ein Schrei erfolgt sei: Jesus! da stehen sie ja noch! — die Militärs, hinter dem Damme nämlich. In dem Augenblick, wo die Sonne sich entschleiert, sei es klar geworden, daß das Commando um drei Minuten zu zeitig gegeben, nur vom nässenden Nebel zur wunderbarsten Rettung entkräftet worden.*) Und wer war der Unvorsichtige, der es

*) Geschehen.

gab? fragte ich mit Beben meinen Mann. Dein wilder Pole war's! den Du nicht leiden kannst, antwortete er mir. Sieh, so rächt sich das Vorurtheil. —"

„Wirklich, ich war nahe daran gewesen; doch dies feindselige Vorgefühl zu rechtfertigen, sollte ich später Ursach genug finden. Vor jetzt war meine Seele voll Dankes gegen Gott, ich wußte meinen Mann unter dem sichtbaren Schutz einer heiligen Vorsehung — ich wähnte mich sicher. Ach! —"

„Etwa ein halbes Jahr nach jenem unvergeßlichen Vorfall geschah es, daß, als mein Mann in das Laboratorium gegangen war, wo die sogenannten Ernst-Feuerwerke bereitet wurden, ein Trupp Soldaten mir ihn für todt nach Hause brachte. Mir ward schwarz vor den Augen, und so erkannte ich nicht, wer der junge Officier sei, der mit herein stürmte und sich laut dieser unglücklichen That anklagte. Durch irgend eine Explosion, die bei anbefohlner Achtsamkeit verhütet werden können, war mein armer Mann schwer verletzt. Nicht allein, daß er in dringender Gefahr schwebte den linken Arm ablösen zu lassen und den freien Gebrauch des Fußes zu verlieren, sondern durch den starken Blutverlust, der ein heftiges Wundfieber zur Folge hatte, wie durch das chirurgische Verfahren entsetzlich angegriffen, war er nahe daran, sein uns so theures Leben einzubüßen. Und wiederum war es der Pole, von Sciallowski hieß er — der

diesen Vorwurf auf sein Gewissen geladen. Er kam Tag und Nacht nicht vom Lager meines Mannes, der sich als ein Held in Geduld, in Resignation bewies. Als Gott diese Angst gnädig von uns abgewendet hatte, blieb mein Mann gelähmt, und mit dem Dienst war es vorbei. Er erhielt den Abschied als Hauptmann, und, aus besonderer Berücksichtigung den Posten als erster Rendant an der Hauptcasse."

„Der Pole hatte sich selbst zu unserm Hausfreund gesetzt und wäre von diesem Platze keiner Gewalt auf Erden gewichen. Er glaubte, alles, was nur in seinen Kräften stände, meinem Manne schuldig zu sein — der hingegen mit der zartesten Schonung seinen Grundsatz verleugnete, sich von Niemand verpflichten zu lassen. So nahmen wir es stillschweigend an, daß der junge Officier uns fast alle seine Zeit widmete und jede Einladung ausschlug, um mit meinem Manne eine Partie Schach zu spielen oder Naide zu ergötzen, daß er sie eine Polka tanzen lehrte, wobei sie die kleinen Füßchen allerliebst zusammen schlug. Dann sang er ihr den kleinen Tambour vor, und wirbelte dazu."

„Und wenn er mit dem schönsten, schmelzenden Tenor, in der Sprache seines zerrissenen Vaterlandes, Polenlieder sang und dazu weinte: dann fühlten wir uns mit Rührung seiner Weise zu empfinden verwandt. Wir hätten ihm Ersatz geben mögen — und ihn erheitern. Und so

brachte dieser heißblütige Jüngling eine gewisse Aufregung in unser einförmiges Stillleben. Schon vermißten wir ihn allzusehr, wenn er ein Mal ausblieb, als ob wir uns nicht mehr selbst genug wären — und eine Leere entstand um uns her, die wir gleich einer Lücke fühlten. Eine warnende Stimme erhob sich in mir. Doch wenn ich zu meinem Manne sprach, daß wir jetzt so selten allein wären — und ob es auch gut gethan sei, uns Sciallowski so nothwendig werden zu lassen. Ihn, der trotz allem, eine leise, abergläubische Furcht noch nicht in mir besiegen können, daß ich in ihm eher einen Störer meines friedlichen Glückes zu fliehen hätte, als daß ich ihn wie einen Freund aufrichtigen Herzens willkommen heißen dürfte — dann sagte er: Lasse ihn nur gewähren, die Zeit kommt geschwind, wo er von selber geht; denn die Freundschaft solcher Naturen ist auf keinen Tempel der Nothwendigkeit gebaut. Und lasse ihn uns lieben! das hilft verschmerzen — das Herz hat er mir doch unversehrt gelassen. Doch willst Du etwas thun: so verbanne den Feind in der Einbildung. —"

„Sehen Sie, so edel dachte mein Mann!" setzte die Frau des Hauptmanns mit einem Tone hinzu, als ob es sie gereue; „aber — liebe Frieda, meinen Sie nicht auch, daß es Menschen giebt, die zu einem persönlichen Schicksal für uns werden?" Elfriede lächelte ein wenig ängstlich. „Man möchte es glauben," antwortete sie,

„doch würde dieser scheue Gedanke unserer Nächstenliebe Gefahr bringen — und fürchten sollen wir doch nur uns selbst. Ich aber fürchte, verehrte, theure Frau, daß dies Gespräch, wie sehr es mich auch anspricht, Ihnen auf jeden Fall schädlich sein dürfte.“

„Nein, nein!“ entgegnete diese, „es thut mir wohl, mich einmal aussprechen zu können; auch werde ich bald mit meiner Geschichte zu Ende sein. — Als mein Mann langsam hergestellt war, trat er in das Civil ein und ordnete sich mit seltner Kraft des Willens die Verhältnisse eines Amtes unter, das er schwerlich aus Neigung gewählt haben würde.“

„Sciallowski besuchte uns nach wie vor. Er verschwendete Zeit und Zärtlichkeit an Naide, und nannte sie seine kleine Braut. Und — beiläufig gesagt — weil ein Mutterherz sehr bestechlich ist: so haben junge Mütter sich in Acht zu nehmen vor dem Manne, der ihren kleinen Töchtern diesen verfänglichen Namen giebt. — Der versteckte Liebhaber der Mutter ertheilt ihn öfterer, als der Bräutigam einer Tochter, die noch ein Kind ist. —“

„Sciallowski hatte nur ein Jahr vor mir voraus, und ich ging traulich mit ihm um, wie eine ältere Schwester. Jetzt, nachdem ich nun wieder freier athmete, war es mir, als lernte ich ihn erst kennen. Er erschien mir leidenschaftlich in allen Dingen, aufbrausend sogar — ungestüm in seiner Freundschaft, überschwänglich, wo es

etwas zu vergüten gab; — mit einem Worte: leichtsinnig, aber liebenswürdig in hohem Grade. Auch fand ich, daß er stiller geworden wäre und weniger unstät. Sein Flattergeist ließ die Flügel hängen. Er saß stundenlang auf derselben Stelle und sah mich starr an, wenn ich sprach, ohne mich verstanden zu haben. Als ich eines Tages zu ihm sagte: Sie sind zerstreut, und es ist gewiß nicht gut, daß Sie sich jedem Vergnügen entziehen, woran Sie früher gewöhnt waren — — da erwiederte er mir: Vergnügen? Oh! ich finde nirgend Ruhe als hier! — Eine Ahnung berührte mich, — doch ließ ich diese Warnung nicht aufkommen gegen den Gedanken — wie behende sind wir doch uns selbst zu täuschen, — daß Sciallowski noch nicht aufgehört hätte, sich Vorwürfe zu machen, und ich redete ihm tröstlich zu."

„Der Himmel mag es wissen, warum ich, anstatt vorsichtig zu werden, da ich an einem Abgrund wandelte, nur aufmerksam auf meinen Mann ward, der graden Sinnes die Bahn des Rechten ging und keine Spur von Eifersucht verrieth. Doch ein Geschäftsmann, der vollwichtig in Anspruch genommen, ohne Weiteres seiner Pflicht folgt, nimmt gar leicht für seine junge, lebhafte Frau den Schein der Kälte des höhern Alters an, wogegen die fliegende Hitze der Leidenschaft verjüngt, und der Müßiggang eines jungen Mannes, auch für das weibliche Wesen, was er im Herzen trägt, verlockend

wird. — Wehe aber der Frau, die auch nur eine Secunde lang aufhört, in ihrem Manne den einzig unvergleichbaren Gegenstand ihrer Liebe zu sehen!!!"

„An einem Sommerabend — mein Mann war ausgegangen — kam Sciallowski, nachdem er einige Tage weg geblieben war, was jetzt öfterer geschah — und kündigte mir an, es sei unwiderruflich beschlossen, daß er sich versetzen lassen wolle. Es überraschte mich, ich erschrak — es that mir wehe, und ein paar warme Tröpflein rieselten mir aus der Nase; das Blut war mir aus dem Herzen in den Kopf gestiegen. Unter dem Vorwand mein Taschentuch zu holen, das ich vermißte, eilte ich hinweg, und ließ Sciallowski mit der kleinen Naide allein."

„Mit Hast öffne ich mein Schlafgemach, und — o gerechter Gott! die Vestale von Abendroth umflossen, blickt mich mit den todten Augen in reinster Würde an. Diese himmlische Glut, dies heilige Erröthen erschien mir wie ein Vorwurf meines Vaters; mir brannte das Herz im Busen, ich gedachte seiner ermahnenden Worte und fühlte mich vernichtet. — "

„Ja, meine Freundin! die Treue ist göttlicher Natur, ein heiliger Geist, der auch dem stummen Stein eine flammende Zunge giebt. — "

„Was in jenem Augenblicke mit mir vorging, weiß ich nicht; gewiß ist's, daß ich damals den Keim meiner

unheilbaren Krankheit empfing, wenn er sich auch später erst bei Hänschens Geburt entwickelte."

„Sciallowski kam fort, und weit von hier — doch unser altes, schönes Glück kam nicht wieder. Ich war mir keiner Schuld gegen meinen Mann bewußt; aber der reine Strahl meiner Liebe war durch einen Schatten von Reue getrübt, und Reue ist ein trauriges Gefühl, das den Zustand des Gemüthes umschafft. Manchmal dachte ich, ich sei nicht dankbar genug gegen meinen edeln Mann. Was wäre ich ohne ihn gewesen? ein verlassenes Geschöpf! — Er hatte mich, ein blutarmes Mädchen, vorgezogen — und der Unselige, der ihm nun doch das Herz getroffen; ihm reichte er für die gelähmte Hand die andere, und nahm ihn zum Freunde an. Um aber meinen Mann in seiner ganzen Größe kennen zu lernen, mußte ich erst tiefer noch gebeugt werden. Mit welcher Willigkeit und Sanftmuth hat er mich in meinen schweren Leiden ertragen! dafür muß es einen Lohn geben. Nur in seinen Armen fand ich Ruhe, fand ich Schlummer, und in seinen Armen will ich sterben. Und dann — und dort —" hier schwieg die Kranke in einem Seufzer; ihre Finger falteten sich wie flehend in einander.

Elfriede drückte diese Hand und sprach: „Gott wolle Ihr theures Leben fristen und erhalten! warum sollte Ihre Genesung nicht möglich sein? —"

Die Frau des Hauptmanns blickte mit einem Lächeln der Ueberwindung auf, und dieses Lächeln verneinte jene schwanke Hoffnung. Sie erwiederte: „Ich habe mich von dem Wunsch des Lebens losgerissen, und diese Fäden, einmal gelöst, knüpfen sich nicht wieder. Aber — ich bin in meiner Erzählung abgekommen, von dem was ich eigentlich sagen wollte: daß weder die erste, noch die leidenschaftlichste Liebe hinreichend ist, für das Glück der Ehe — und selten — ach! wie selten, aushält."

Eine lange Pause erfolgte hierauf, worin die Gedanken Beider auseinander gingen; denn als Elfriede mit scheuer Stimme fragte: „Sie wünschen diese Verbindung Ihrer Tochter gelöst?" war sie auf jene mütterliche Besorgniß zurückgekommen. Die Mutter zuckte die Achsel und sprach: „Ich weiß nicht, ob Naide ihrem stillen Gefühl diesen Namen geben dürfte, und — in Wahrheit, ich fürchte mich, es zu erfahren. — Die Sache ist einfach diese. Wie Sie bereits wissen, waren wir vorigen Sommer in B..., wohin mein Arzt mich gesendet hatte, weil er auf den Gebrauch des trefflichen Gesundbrunnens daselbst und der Molkencur von jenen heilsamen Kräutern noch einige Hoffnung für mich setzen mochte. Vielleicht war es eine Ahnung von der Nähe einer Gefahr für mein Kind, und nicht der weite Weg der Reise, was mich dieser Verordnung anhaltend widerstreben ließ, bis ich mich endlich vermocht durch das Zu-

reden meines Mannes, ihr doch fügte. Wir kamen glücklich an, und fanden unser bestelltes Quartier im goldnen Krug, so hieß das Haus, nach der Gewohnheit, die Häuser in den Bädern bildlich zu bezeichnen. Wohl an dreißig Familien wohnten darin, meistens Ausländer und Adelige. Eine vornehme Dame, die ich kaum gesehen, weil sie nie ohne Schleier ging, erschien beständig im Geleit eines Jünglings, edel von Gestalt und Wesen; aber doch in untergeordneter Stellung zu ihr, wie mir däuchte. Das Gespräch dieser beiden Personen ward nur italiänisch geführt, und als die Dame, vermuthlich einer Unpäßlichkeit wegen, längere Zeit den Brunnen auf ihrem Zimmer trank, las ihr der junge Mann in dieser Sprache vor. Es war dicht neben dem unsrigen, und die Wand war dünn."

„Naide lauschte — es klingt wie Musik! sagte sie unschuldig; ich möchte auch italiänisch lernen, jeder Laut ist lieblich. Noch merkte ich nichts und entgegnete ihr nur: Naide, ein deutsches Mädchen spricht die Sprache des Herzens, diese ist die schönste in der Welt. —"

„Da ich mich vor der Abendluft in Acht nehmen mußte, so ließ ich meine Tochter allein frische Luft schöpfen, im Garten zum goldnen Kruge. Und dieser späte Gang, den ich für einsam hielt, ist Schuld, daß der armen Naide das Herz bricht. —"

„So hatte Ihre Tochter sich mit dem Jüngling zusammen gefunden und gestand Ihnen ihre Liebe?“ fragte Elfriede mit unverkennbarem Antheil und fast dringend.

„Ach nein!“ antwortete die Mutter betrübt, „aber jeder Blick, jede Bewegung verrieth mir, was in ihrer Seele vorging. Der Zufall wollte, daß ich ihren Abschied sah, da ward mir klar, welch ein Band hier geknüpft worden ohne mein Wissen. Was sich so schwer trennt, ist inniger verkettet als durch den Faden einer flüchtigen Bekanntschaft, der sich so leicht und lose anhängt, ein Spiel des Windes, wenn der Sommer davon fliegt.“

„Die arme Naide!“ sagte Elfriede mit einem Seufzer. „Wie arglos mag sich Ihre Tochter dem Zuge ihres Herzens überlassen haben, ohne auf ein Hinderniß gefaßt zu sein; in der Gewalt solch einer ersten Liebe ist jede Empfindung siegend, und die Seele ist ganz voll Triumph. Dieser Jüngling — — —“ „wenn sich ihn Naide aus den Gedanken schlüge. Es wäre jedenfalls mein Wunsch,“ fiel hier die Mutter ein. „Nicht daß ich etwas von ihm wüßte, das eine Abneigung in mir begründet hätte; o nein! auch bekümmerte ich mich nicht um ihn, weil — aufrichtig gestanden — ich ein Vorurtheil habe, gegen junge Männer, welche älteren Damen in die Bäder folgen. Es setzt immer ein Verhältniß voraus, das nicht durchaus in der Ordnung ist. Wenn ich jedoch hätte ahnen können, wie folgenschwer diese Begegnung werden würde, ich würde

mir den Vorwurf erspart haben, nicht aufmerksam genug gewesen zu sein.“

Elfriede lächelte. „Sollten Sie wirklich glauben, daß einer Mutter Auge das Herz der Tochter hüten könne?“ fragte unsere Freundin, wie aus Erfahrung.

„Und kann Naide nicht noch glücklich werden? der reine Sinn Ihrer Tochter wird gewiß in den Gegenstand ihrer Liebe das Achtungswürdige ausgefunden haben.“

Hier, mit einem schwachen Lächeln, welches dennoch vielsagend war, sprach die Kranke: „Die Liebe ist wie der Thau des Himmels, er fällt auch auf die Saat des Bösen.“

„O nein, nein!“ versetzte Elfriede bittenden Tones und mit Heftigkeit; „die Liebe ist kein Zufall, die Liebe ist frei, weil sie göttlich ist.“

Die Frau des Hauptmanns neigte ihr Angesicht ein wenig und sagte: „Auch die Herzen werden gelenkt — es ist meine völlige Ueberzeugung. Gott wende es zum Guten! — Ach, es war mein höchster Wunsch, daß mein armes, gutes Kind, einst einem Manne, im vollen Sinne des Wortes, zu Theil würde, nur dann, so glaubte ich, könnte Naide ein gesegnetes Weib werden, jenes Vorzugs werth. Die zarte Frische ihres Gemüths hätte ich schützen mögen, vor der Glut der Leidenschaft und ihren unausbleiblichen Schmerzen. Schon im Flügelkleide war Naide ohne jenen Flattersinn der

früheren Jugend; die Leiden ihrer Mutter haben meine Tochter geistig gehoben, und Naide wäre zeitlebens zu bedauern, wenn ihr Glück auf ihrer Nachsicht beruhete. Und wenn ich bedenke, daß ein junger Fant, der die weite Welt durchschweift — — doch lassen wir es. Nur dies behaupte ich noch: ein Mädchen, was in der Schule der Trübsal geübt worden, ist stets allein im stillen Herzen, wenn die Erfahrung ihm nicht zur Seite geht. Bei Weitem weniger leidensfähig als wir, sind die Männer — und so müssen sie erst heranreifen, um weibliche Gefühle, über die sie gebieten, vor Verbitterung zu schützen."

Elfriede fühlte zwar, wie sehr die Mutter Recht hätte; dennoch war sie von Stund an, eine Freundin der Liebe Naidens. Sie überließ die kranke Frau der Stille, die ihr jetzt Noth that, und erreichte ihr Zimmer in ungewöhnlicher Aufregung.

Frieda fand es kühl — ein Schauer ging ihr durch Mark und Bein. Das Bild des Jünglings, den Naide liebte, schwebte ihr vor der Seele, und diese gute Seele arbeitete sich ab, jenes Phantom in einen Gedanken des Glückes umzuschaffen. In der schlaflosen Nacht dachte sie dem dunkeln Leben nach, das, einem Orakel gleich, so oft falsch verstanden würde; und als sie gestärkt von einem kurzen Schlummer erwachte, und in die goldnen Strahlen der Morgensonne sah, betete ihr Geist: „Herr!

gieb mir Licht vom Heiligthume, und Deine Rechte bewahre mich!" —

Nicht so gottselig war Madame Pauvelin aufgestanden. Sie kam sehr verdrießlich zum Vorschein; ihr Dämon regierte diesen Tag. In solchem Falle schien die junge Gesellschafterin nicht das Mindeste zu bemerken, das finstere Aussehen einer Frau, die nur zu oft einer Hagelwolke glich und nie mit sich selbst im Klaren war, däuchte ihr kaum der Rede werth. Auch meinte Elfriede, der sausende Sturm, der auf der Stirn der Madame Pauvelin drohete, zöge unschädlich vorüber, für Jeden, der gleichmüthig darunter hin ginge. — Der Kämmerer aber, welcher seiner Schwester Alles an den Augen absah, war das auserseheue Opfer ihrer unholden Laune. Auf den armen Ilian entladeten sich die häuslichen Gewitter, die zuweilen von früh bis spät grollten, und er duckte sich in die Furche der Gewohnheit, oder strengte sich an, aufmunternd zu werden, was allemal unglücklich ausfiel.

Die Geschwister zankten sich bei dem dritten Worte, über's Wetter — um nichts! und Madame, welche keinen Grund für ihre Mißstimmung anzugeben wußte, ward nur zu bald durch den zureichendsten auf die unwillkommenste Weise überrascht.

Der Postbote brachte einen gewichtigen Brief. „Ah, von meiner Tochter! Niemand anders kritzelt so unleserlich —" sagte Madame Pauvelin, und warf das Schrei-

ben verschmählich hin, um den Briefträger zu bezahlen. Elfriede erröthete über diese eben so unzarte, als unmütterliche Aeußerung in Gegenwart des fremden Mannes, der von mancher Freude über den Empfang kindlicher Briefe Zeuge gewesen — und schämte sich der Gemeinschaft dieser Frau. Als er hinaus gegangen war, sagte Madame Pauvelin: „Lesen Sie nur, Fräulein! es wäre mein Ende, wenn ich mich mit dem Wirrwarr da, plagen sollte. Von allen Briefen meiner Tochter habe ich immer nur den Anfang heraus gebracht. Gutes — ich weiß es schon — steht doch nicht darinnen.“

Ach! es ist nicht leicht, für das Zartgefühl einer gebildeten Seele, die rohe Denkart ordinairer Menschen zu ertragen! dies empfand Elfriede während jener kleinen Scene. Der fremde Brief wog einem Centner gleich in ihrer Hand, und tiefer noch sollte sein Inhalt ihre Meinung herabziehen. Elfriede öffnete ihn — ihr Blick irrte staunend von einer Zeile zur andern. Der Kämmerer stand wie erwartend. Sein Auge ruhte im vollen Schein verwandtlichen Antheils auf ihrem sprechenden Gesicht, welches eine entstehende Bestürzung ausdrückte, die von Minute zu Minute stieg. Endlich ließ Frieda das Blatt sinken. —

Madame Pauvelin, welche blinzelnd die Ringe an ihren Fingern betrachtet hatte, hob an: „Nicht wahr, das kostet Kopfzerbrechen?“

„Wenn es nur nicht herzbrechend für Sie würde — — —" antwortete Elfriede, und in dem Nachdruck, den sie auf dieses Wort legte, lag der Vorklang einer Hiobspost.

„In der That! dieser Brief gehört allein für das Auge einer Mutter. Ihre Frau Tochter — — —" „will doch nicht etwa hierher kommen? Das wäre mir gelegen!" unterbrach Madame Pauvelin jene vorbereitende Aeußerung, „will sich scheiden lassen!" setzte Frieda entschiedenen Tones schnell und leise hinzu.

Madame Pauvelin schrie zu Gott. „Das gestehe ich!" rief ihr Bruder, und ohne eine Miene zu verziehen leerte er sein Glas Wein bis auf den letzten Tropfen aus, als tränke er auf die Gesundheit dieser bittern Kunde. Dann sagte er: „Beruhige Dich, Frau Schwester, es wird so schlimm nicht sein. So heiß wird nicht gegessen, wie man aufträgt."

Madame Pauvelin aber wehklagte laut und sprach: „Nun, das fehlte mir noch, daß meine Tochter mit dem Schreihals von Jungen zu mir ins Haus käme, und der Amme dazu, die sich erdreistete mich vor allen Leuten Großmama! zu nennen. Wollte ich doch lieber des Teufels Großmutter sein, als solch einer Flunker, die sich für ihre Frechheit noch gut bezahlen läßt. — Was mag denn aber Schuld und Ursache sein, daß die Frau Tochter, und der Tollkopf, ihr Mann, von einander weg

wollen? —“ „So viel ich sehen kann —“ erwiederte Elfriede, und hielt den gesenkten Blick auf dem Briefe fest, „ein natürliches Töchterlein von Ihrem Herrn Schwiegersohn, dessen er sich mit Vorwissen seiner Frau angenommen, und das nun jetzt der Zankapfel zwischen ihnen ist.“

„Es mag ein schönes Früchtchen sein!“ versetzte Madame Pauvelin entrüstet „und wer heißt denn meinen Schwiegersohn natürliche Kinder haben? Du lieber Gott! er wird unnatürliche genug bekommen.“

Elfriede sah diese Mutter darauf an, und gedachte lächelnd des Sprichworts vom Apfel und vom Stamme. Dann sagte sie mit fallender Stimme: „Ihre Frau Tochter äußert, wenn sich Jemand fände, der die Kleine zu sich nähme — — — das könnte den Hausfrieden vielleicht wieder herstellen.“

„Aha! mit dem Jemand bin ich gemeint —“ entgegnete Madame Pauvelin mit dem Unwillen der Selbstsucht. „Was geht mich der Balg an, daß ich ihn groß ziehen sollte? solch ein Aufschößling, schwuppig wie eine Weidenruthe, steht im Umsehen wie eine Standarte da, und jeden Tag möchte ich ein neues Fähnchen kaufen. Und das junge Ding unterstände sich wohl gar und spräche: Großmama! zu mir; wie uralt käme ich mir und Andern vor! — Nein! das kann Gott nicht wollen.“

Elfriede hob ihre schönen Augen zum Himmel auf

und sprach: „Ach! warum bin ich nicht reich, nicht unabhängig, um mich solch eines armen Kindes annehmen zu können; mit tausend Freuden würde ich es thun. Der Tod ist's nicht, der die ärmsten Waisen macht, sondern, leider Gottes! das Leben. Solch ein Stiefkind der Natur muß im väterlichen Hause verkommen; jeder Blick wirft ihm vor, daß es geboren worden. Was es bittet — das kleinste Wörtlein, das ihm zu Theil wird, ist nur ein Almosen, und oft hart wie Stein, die ganze Erde giebt ihm nichts Liebes, als das Grab! Dort ruht es im Schooße seiner Mutter, neben ebenbürtigen Geschwistern. O! wie wahr sagt doch ein Dichter: Nicht Der ist auf der Welt verwaist, dessen Vater und Mutter gestorben; sondern, der für Herz und Geist keine Liebe — — — ach! keine Liebe und kein Wissen erworben."

Und als Elfriede diese Strophen mit Wehmuth gesprochen, heftete sie einen gedankenvollen Blick auf den vor ihr stehenden Kämmerer, der sie entzückt anstarrte. Eine flehende Fürbitte, tiefes Erbarmen mit ihm selbst und mit seinem Unvermögen, Gutes zu stiften, lag in diesem Blick, der hinter dem Schleier einer Thräne hervorglänzte, und ein Strahl von Verständniß floß in die Seele des Kämmerers.

„Nun, wie wäre es denn, wenn ich die Kleine zu mir nähme?" sagte er halb fragend, halb entschlossen.—

„Du?“ erwiederte Madame Pauvelin, und diese kleine, einfache Silbe, dieser Laut der Lieb' und Traulichkeit, drückte unaussprechliche Verachtung aus. Wer sollte sich um das muthwillige Ding bekümmern, wenn Du auf dem Amte wärest? Ich will mir ausgebeten haben, daß Du nicht auf mich rechnest, mein Herr Bruder. Wer selbst zu Tische geht, kann fremder Leute Kindern nicht Brod geben — und zuletzt dächte das Publicum es wäre Dein Kind, was Du auffüttertest.“

Der unschuldige Ilian erröthete stark und sprach: „Das wäre meine letzte Sorge, Frau Schwester, meine allerletzte. Und —“ er faßte sich ein Herz — „auf daß ich Dir nicht lästig fiele, könnte ich ja heirathen! ja, wahrhaftig, darauf käme es mir auch nicht an.“

Bei diesen Worten blickte der großmüthige Hagestolz sich nach der Gesellschafterin seiner Schwester um, ob sie diesem heroischen Entschluß ihren Beifall gäbe? — Aber Elfriede sah noch unverwandt in jenen Brief, der diese Fehde entzündet hatte.

Madame Pauvelin glich im Moment der unerwarteten Erklärung ihres Brnders, einer häßlichen Büste von Bronze. Sie sah ihn so argwöhnend an, als fürchte sie, er habe den Verstand verloren.

„Du faselst bedeutend, Jacob —“ sagte sie mit Indignation. „Du wolltest heirathen? nun, das spielt aus! behalte Dir nur die alte Junggesellen-Lade, Herr Bruder,

denn Du weißt nicht, welch ein unnützes Möbel Du an einer Frau bekommst. Und ich ließe mir neue Einführungen nicht gefallen; ich bliebe Frau in meinem Hause —" es klopfte an die Thür. Madame Pauvelin, welche alle Furien losgelassen, hielt inne, und herein trat der Landrentmeister Wardein.

Dieser herrliche, alte Mann, der mit einer heitern Lebensphilosophie persönliche Würde verband, grüßte verbindlich — und mochte merken, wie es eben zugegangen wäre. Aber jede Spur von Gemeinheit war verweht, vor seinem nähernden Schritt; und als die erboßte Witwe ihn so höflich, als es bei ihrer Aufregung nur möglich war, fragte, was ihr die seltne Ehre seines Besuches bringe, sagte er treuherzig: „Eine Bitte, Madame, die ich mir erlaube, Ihnen vorzutragen — wenn auch, wie ich beinahe fürchte, zur Unzeit; entschuldigen Sie gütigst meine Zudringlichkeit, wenn ich etwa einen kleinen Familienrath gestört hätte."

Madame Pauvelin verneinte mit Heftigkeit. Von Familie könne hier gar nicht die Rede sein, erwiederte sie in dem hochmüthigen Tone einer gebietenden Frau, und ihr Auge warf eine Schleuder von Blitzen, welche ein ganzes Geschlecht von Heiraths-Ideen in ihrem Bruder vernichteten. Sie wisse sich selbst Rath — versicherte sie noch.

„Um so besser!" entgegnete der Landrentmeister, der

nun wußte und es dieser Antwort abhörte, was die Glocke geschlagen, „so werden Sie nach Belieben über mein Anliegen entscheiden. Also zur Sache: — Ein alter Bekannter von mir, ein leidenschaftlicher Theaterfreund, ist ziemlich weit hergekommen, um Nathan den Weisen zu sehen, den der berühmte Anschütz als erste Gastrolle hieselbst giebt. Die Pflicht der Freundlichkeit fordert, daß ich meinen Gast in das Schauspielhaus begleite, welches sehr vermuthlich überfüllt sein wird. Nun leide ich dann und wann unter einem leichten Anfall von Schwindel, den mir jedes nahe Gedränge erregt. Die besten Plätze sind vergriffen, ich war selbst bei dem Cassirer, der mir sagte, nur in der Loge der Madame Pauvelin —" „Ohne Umstände!" unterbrach ihn diese, „einem so geschätzten Miether steht jeder Platz zu Diensten, über den ich zu verfügen habe. Sie können die Billets nur immer holen lassen."

„Nun, das ist mir lieb!" sagte der alte Herr, sichtlich erfreut. „Sie erzeigen mir eine große Gefälligkeit damit, Madame! — Nicht, daß ich just darauf versessen wäre, mir ein derartiges Vergnügen zu machen, aber — Alter schützt vor Thorheit nicht! und Nathan den Weisen zu sehen, von einem Künstler dieses Ranges, darf auch ein Mann mit grauem Haar für eine Güte halten, die er seinem schwachen Geiste thut."

„Die Comödienspieler thun alle ein wenig vornehm —

und, Du lieber Gott! doch heißt es bei ihnen: Großthun, das ist mein Reichthum! —" erwiederte Madame Pauvelin mit Geringschätzung. „Diesen Nathan kenne ich noch nicht von Person; doch den Freischütz habe ich schon einige Male gesehen."

Der Landrentmeister war verblüfft. „Nathan der Weise heißt das Stück, und Anschütz ist der Name des Schauspielers, der ihn darstellt —" sagte er im Tone einer höflichen Belehrung, doch behutsam, um nicht zu beleidigen.

„Es kommt ziemlich auf Eins heraus —" versetzte Madame Pauvelin, viel zu hartnäckig in ihrer Plumpheit, um auf solch eine Zurechtweisung schicklich einzugehen. „Die Opern sind mir noch am liebsten, wenn nur die Musik nicht wäre, es ist entsetzlich, was meine Nerven dabei ausstehen."

Der Landrentmeister schwieg zu diesem Criterium der gröblichsten Unwissenheit. Doch als der Kämmerer, der sich vergebens angestrengt hatte, zum Wort zu kommen, schnell einfiel: „Du darfst ja nur nicht darauf hören, Frau Schwester! Schade jedoch! denn die Musik ist bei alledem eine angenehme Unterhaltung, für den, der sie gern mag —" da wendete der alte Herr sich um und sprach: „Sie, mein werthes Fräulein, haben gewiß Lessing's Meisterwerk schon auf bedeutenden Bühnen gesehen?"

„Noch niemals habe ich ein Schauspiel gesehen,"

antwortete Elfriede, indem sie hinzusetzte: „so wie ich überhaupt ein Neuling bin, auf der Bühne der Welt.“

„Was?“ rief Madame Pauvelin; „sind Sie klug, Fräulein, keine Comödie? wäre dies möglich?“

„Es ist so, wie ich Ihnen sage —“ versicherte Elfriede mit einer Rosenfarbe im Gesicht, welche einen Frühlingsschein von Jugend und Unschuld über ihre belebten Züge verbreitete.

„Ich glaube Ihnen, mein theures Kind,“ sagte der Landrentmeister (uneingedenk der Lection, die ihm sein kleiner Großsohn gegeben), „und Sie dürfen Sich dessen wahrlich nicht schämen. Gott hat die Menschen aufrichtig gemacht, aber sie brauchen viel Künste — so etwas steht in der heiligen Schrift, wie ich mich erinnere. Mir erscheint es als ein Kleinod von seltnem Werth, daß ein weibliches Wesen den Reiz des Theaters nicht einmal kennt. Da blüht Ihnen eine schöne Freude — — —“

„Nun, Sie werden Augen machen!“ unterbrach ihn Madame Pauvelin; „der Vorhang ist über und über mit goldnen Blumen besäet, und die Lampen flimmern wie in einem ungeheuern Kranze.“

„Ja, und diese Pracht kostet einen Thaler und acht gute Groschen!“ warf der Kämmerer ein, mit einer Miene, welche in herabgezogenen Mundwinkeln den Werth des Geldes anschlug, und als hätte er Wunder

was Wichtiges gesagt. Doch Niemand achtete dieser sprichwörtlichen Bemerkung, und seine Schwester nahm das Wort.

„Zur Frühlingszeit, wo es gewöhnlich ein leeres Haus giebt, gebe ich mein schönes Geld umsonst hin. Was soll man dort, wenn es an Zuschauern fehlt? Sie glauben also, daß es heute voll sein werde?"

„Das sollte ich meinen!" lautete die Antwort „in unserer guten Stadt ist der Sinn für die Kunst nicht so vertrocknet, so seicht, daß nicht Alles zusammenströmen sollte, um hingerissen zu werden."

„Wir wollen auch ins Theater, Fräulein!" entschied Madame Pauvelin voller Begierde, ihre Gesellschafterin in ein bewunderndes Erstaunen zu versetzen. „Ich muß mich zerstreuen — — — eine Fatalität geht mir im Kopfe herum. Bekommen Sie auch zuweilen unangenehme Briefe, Herr Landrentmeister?"

„Die verbrenne ich auf der Stelle —" erwiederte er mit heiterm Muthe; „das wohlthätigste Leben muß ja zu Asche verstäuben, warum nicht auch ein todtes, nichtsnutziges Blatt? — Ein Brief, kränkenden Inhalts, ist und bleibt ein Brandmaal auf den Charakter dessen, der ihn schrieb; vernichtet ist er am besten aufgehoben."

Der Landrentmeister stand auf, sich den Damen zu empfehlen; der Kämmerer begleitete ihn. Als die Herren fort waren, fing Madame Pauvelin wieder vom Theater

an; doch Elfriede sprach: „Wie gern ich auch das heutige Stück sehen möchte, so kann ich doch nicht annehmen, daß Sie in solcher Stimmung mir dies Opfer bringen.“

Madame Pauvelin entgegnete: „Reden Sie mir kein Wort darein! wir bringen ein paar Stunden Zeit hin, und das ist nicht mit Gelde zu bezahlen. — Auf den Abend sollen Sie mir den Brief von meiner Tochter auserzählen; dann ist es mir, als hörte ich nur im Traume zu.“

„O! Sie müssen jedenfalls das Schreiben selbst leser, um eine Uebersicht jener unklaren Umstände zu gewinnen,“ äußerte Elfriede dringend.

„Nein! ich thue keinen Blick in den Brief — das ist beschlossen!“ erwiederte Madame Pauvelin mit eigensinnigem Widerstand. „Auch ist da nichts zu gewinnen — ich bin immer der verlierende Theil. Es ist mir klar, daß wenn meine Tochter schriftlich bei mir einkommt, so kommt sie auch mit leeren Händen; aber endlich schöpft man auch einen Brunnen aus.“

„Nun, so legen wir die Zuschrift in die Hände Ihres Herrn Bruders,“ sagte Elfriede, nahe daran, ärgerlich zu werden. „Ihm, als Oheim, liegt die Pflicht ob und gebührt das Recht einen Brief von seiner Nichte zu lesen, der Dinge enthält — — —“ „vor allen Dingen,“ fiel ihr Madame Pauvelin ungestüm in die Rede „werde ich, seine Schwester, ihm den Leviten lesen. Ist er nicht ein

rechter alter Narre, daß er vom Heirathen spricht, während seine nächsten Anverwandten an Scheidung denken? Unsinn!"

„Es rührte mich, daß jenes Kind, das in aller Unschuld den Frieden seines Vaters stört, Ihrem guten Bruder so an das Herz ging," antwortete Elfriede mit Offenheit.

„Was geht ihn denn in aller Welt das Kind an?" fragte Madame Pauvelin gereizt. „Was Deines Amtes nicht ist, da laß Deinen Vorwitz."

Elfriede sah wohl ein, das jeder Widerspruch jetzt das Uebel ärger machen würde; doch konnte sie nicht umhin zu sagen: „Welch einen Segen könnte Ihre Frau Tochter sich erwerben, wenn —" „wenn die an erwerben dächte!" unterbrach Madame Pauvelin diese Worte; denn Niemand ausreden zu lassen, war eine ihrer mißfälligsten Unarten. „Es ist schon erworben! denkt sie; wer aber nicht wirbt, der verdirbt."

So wehrte diese herzlose Mutter sich aus allen Kräften, die nähere Kenntniß von Verhältnissen in Betracht zu ziehen, welche das zeitliche und ewige Verderben ihrer Tochter herbei führen konnten — und Elfriede sah sich darauf angewiesen, die rohe Skizze einer unseligen Ehe in ihr beunruhigtes Herz aufzunehmen.

Dieser Tag war durch mehr noch getrübt. Elfriede hatte ihre eigenen Gedanken, die wie Wolkenzüge ihrer

Seele vorüber schwebten. Es war ihr, als ginge sie am Rande eines Abgrunds, und müßte vorsichtiger sein, als jemals in ihrem Leben.

„Wenn der Kämmerer mich meinte, mich Aermste! jedes Wort, das er spricht, klingt mir wie Glas; ich höre deutlich, ich sehe es klar, der Heirathsantrag liegt ihm auf der Zunge. Gott helfe mir! annehmen kann ich diese ehrliche Hand nicht, auch wenn ich könnte! dann aber dürfte ich auch nicht hier bleiben. — Und der Landrentmeister sieht auch so aus, als ob er besondern Theil an mir nähme. — Bin ich denn so eitel, oder so alt, daß ich mir einbilde, diese älteren Männer sähen mich mit Absichten an, wenn sie nur einen freundlichen Blick auf mich werfen? Am Ende ist es nur das Gefühl der Verlassenheit, das mich vor Jedem zittern lässet, der mir auf meinem Wege wohlwollend begegnet. Wer doch einen Schutz hätte in der weiten, wimmelnden Welt! Wer sich doch flüchten könnte, in einen treuen Arm — — — treu? Ach! — Nun, so will ich mir selbst unverbrüchlich treu sein." So dachte Elfriede, und der Freund, der treueste von allen Freunden, der nicht fern ist, von einem Jeglichen unter uns — flüsterte ihr zu: „Ich will Dich nicht verlassen, noch versäumen."

Als der Abend herannahete, fuhr Madame Pauvelin, festlich gekleidet und mit Juwelen angethan, nebst ihrer

jungen Gesellschafterin nach dem Theater. Und hierbei möge eine Bemerkung ihren Platz finden. Niemand sollte in überladenem Putz erscheinen, der zu seiner eigenen Ehre besser Leid und Sorge trüge. Der Glanz beleidigt an einer Person, welche sich der Fehler derer bewußt ist, welche ihr zunächst angehören.

Madame Pauvelin fühlte nicht so fein, um ihre Toilette danach zu richten. Doch auch dieser Mißgriff, über welchen nur das Zartgefühl entscheidet, sollte gelenkt von unsichtbarer Hand, zu einem Fingerzeig der Warnung werden. Elfriede hingegen, war stets ihrem Geschmack wie ihrer Lage angemessen, sehr einfach gekleidet, und so auch heute. Der leichte, weiße Anzug, eine Schleife von himmelblauem Sammetband in ihrem hellbraunen Haar, ein Zweig duftiger Blumen an ihrem jungfräulichen Busen — ließ ihr so bescheiden, und doch so schön, daß die prunkende Gestalt neben ihr, nur einen breiten Schatten warf. Wenn Madame Pauvelin niemals vermied, auffallend zu sein, so war Elfriede immer im Geheimniß dessen, was gefällt. —

Freude strahlte in ihrem Gesicht, als sie es der niegesehenen Bühne zuwendete. Der Anblick so vieler Menschen, das surrende Geräusch, das Stimmen der Instrumente, wirkte anfänglich verwirrend auf ihre stille Gewöhnung; bald aber machte jenes magische Gefühl, welches Jeden fesselt, der zum ersten Mal auf das Zeichen wartet,

wonach der Vorhang emporrauschen soll, sich auch an unserer ernsten, jungen Freundin geltend. Elfriede war ganz Auge, ganz Ohr! Die Darstellung entflammte ihre Phantasie; Scene auf Scene enthüllte eine fremde Empfindungswelt, und ließ sie tief, tief, in ihr Inneres schauen. Die Leidenschaft, welche Elfriede mit dem Feuer der Wahrheit geschildert sah, theilte sich ihr mit; heiße Thränen flossen über ihre Wangen, ohne daß sie es merkte — das Herz loderte in ihrer Brust, und die moosgrünen Aurikeln senkten ihre schönen Augen und entschliefen. —

Aber Elfriede träumte wunderbar! Der Zauber der Kunst hielt ihren Geist umfangen. Sie hatte noch nicht um sich gesehen. Jetzt, bei einer kleinen Wendung ward sie von einem Blick berührt, der — wie ihr ein leises Erschrecken sagte — wahrscheinlich länger schon ihre Selbstvergessenheit beobachtet hatte. Nicht der Landrentmeister war es, der an der Seite eines Fremden schräg hinter ihnen saß, wohl aber sein Sohn. Ein flüchtiges Lächeln, mehr ein Wink als ein Gruß, schien der betroffenen Elfriede zu sagen: „Sei ruhig, und laß Dich nicht stören!“

Aber Elfriede blieb sich der Gegenwart eines Mannes bewußt, der ihre höchste Achtung besaß; denn — wen man hochachtet, den kann man an keiner Stelle außer Acht lassen.

„Ach! wenn der dichte Vorhang, der ein Menschenherz vor dem andern verbirgt, — Gottes Hand webte ihn! sich heben sollte: welch eine Welt voll fremder Leiden, voll stiller Thaten würden wir darin erblicken!“

Dies dachte Elfriede, als sie den Gemahl der kranken Frau, so schwermüthig sitzen sah mit gesenktem Blick, als würde er nicht gewahr, was auf der Bühne vorging. — Mit ihrer Aufmerksamkeit war es nun auch vorbei. In einer seltsamen Ideenverbindung knüpfte sie den abgerissenen Faden des Stückes — der Allwissende allein kennt den subtilen Zusammenhang unserer Gedanken — an das Verhängniß dieses wackern Mannes, der schwerlich ahnete, daß sie davon Wissen hätte. Und Elfriede dachte bei sich selbst: „Dankbarkeit kann Leidenschaft werden; aber Liebe — Liebe ist sie nicht. Es giebt eine Vergeltung auch für Dich, für Dich! Du stiller Held, unüberwindlich in Geduld, großmüthig gegen den Feind Deines Friedens — doch das Beste hienieden ist ohne Dank!“

Madame Pauvelin ließ sich auf nichts ein, was ein echtes Interesse an künstlerischer Schönheit verrathen können. Vollauf beschäftiget, die Damen in den Logen zu mustern, war das Schauspiel an sich, nur als eine Nebensache für sie da. Indem sie sich nicht die Mühe gab, richtig aufzufassen, sollte Elfriede in der horchenden Stille unaufhörlich erklären und nachholen. Wie ungern die arme Elfriede sich auch in ihrem beschaulichen Genuß ge-

stört sah, so that sie doch dieser lästigen Neugier so gut sie konnte, ein Genüge.

Noch hatte Madame Pauvelin von dem, was ihr am anziehendsten war, den Anzügen nämlich, in denen man zusah, nicht so weit absehen können, um einen Blick hinter sich zu werfen, als sie auf einmal die beiden Männer in Augenschein nahm, welche unbemerkt und möglichst ohne Geräusch bei ihrem Eintritt ein wenig seitwärts Plätze in der zweiten Reihe eingenommen hatten, um ein paar Stellen im vordern Raum der Loge für Damen unbesetzt zu lassen; doch standen sie das Stück hindurch leer.

Sie grüßte herablassend, und sprach: „Ach, sieh da, Herr Oberrendant!“ (Madame Pauvelin nannte ihn nur bei dem Titel, den sein Posten im Civile ihm gab), „wo ist denn Ihr Herr Vater geblieben?“

Hauptmann Wardein erwiederte: „Ein starkes Nasenbluten, eben als er im Begriff stand, hierher zu gehen, ließ sich nicht sogleich stillen; an seiner Statt begleitete ich unsern werthen Gast an diesen Platz, den Ihre Güte uns vergönnt.“

„Also Nasenbluten? ist das nicht sehr ängstlich?“ fragte Madame Pauvelin wieder, und wendete sich geschwind, um, als ein Geräusch in der nächsten Loge entstand.

„Wer ist denn dieses lebendige Fragespiel?“ flüsterte der Fremde. Der Hauptmann nannte Madame Pauvelin.

Doch nicht die Schwiegermutter von Fernbach in St....?“ entgegnete der Freund seines Vaters.

„Dieselbe!“ verlautete so leise als möglich die Antwort, mit dem Zusatze: „seine Frau ist die einzige Erbin ihrer reichen Mutter. Sie kennen diesen Fernbach?“

„Nur zu genau —“ raunte der fremde Mann ihm zu. „Wenn diese thörichte Mutter, welche übel daran gethan, ihre einzige Tochter nicht besser zu versorgen — Vermögen hat, wie Sie sagen, und wie es scheint: so wird es bald genug in Nichts zerrinnen. Fernbach spielt — — und stürzt sich täglich tiefer in ein Meer von Schulden. Seine Frau verschwendet fabelhaft — — ihr Ruf ist auch geschmolzen — Jedes lebt nach seinem Gelüst, so müssen die Leute zu Grunde gehen. Und diese Brillanten —“ er deutete auf den Schmuck der Madame Pauvelin, die in träumerischer Indolenz die Perlen anstarrte, welche des Sultans Schwester trug — „können einmal ganz und gar zu Wasser werden.“

Elfriede athmete kaum; es entging ihr keine Sylbe von diesem Gespräch, wie leise und verhalten es auch geführt ward, und vielleicht verrieth eine unwillkürliche Bewegung ihr Entsetzen bei dieser traurigen Verkündigung.

Eine Pause entstand. Dann fragte sacht der Fremde: „Wer mag denn die Weiße hier sein?“

„Ein Engel!“ erwiederte der Hauptmann eben so, „fremd in der Welt — abgeschieden — still, wie das

Gute! — Von wannen sie gekommen? ich weiß es nicht. Der Himmel, dessen Farbe dieses liebenswürdige Wesen trägt, ist höchst wahrscheinlich ihre Heimath, hienieden — — —" Elfriede zitterte zu sehr, um etwas weiter noch zu verstehen, als das Wörtlein: „Hölle!" dem ein Schauer in der Stimme des freundlichen Berichterstatters, einen für ihr feines Ohr vernehmlichen Accent gab. Nicht schwer ließ sich errathen, daß ihres Verhältnisses zu Madame Pauvelin damit erwähnt worden sei.

Elfriede, als hätte die Hand des Hauptmanns, die nach dem blauen Bande wies, ihr eine Krone aufgesetzt, bebte zusammen, und senkte die Augen in ihren Schooß; der Glanz der Bühne in Saladins Bereich, erlosch vor dem Gedanken, in welchem Lichte sie dem ehrenwerthen Hausgenossen erschienen wäre. In diesem hellen, warmen Augenblicke erkannte Elfriede sein Innerstes, und das Vertrauen — einst geknickt in seiner schönsten Blüthe — faßte tief in ihrem gebeugten Gemüth eine zarte Wurzel.

Es ist eine ganz eigene Sache um das Urtheil des Herzens. Wir können tausend Gründe häufen, und doch außer Stande sein, den lieben Nächsten in unserer Meinung steigen zu lassen. Aber, wie geschieht das? — Ach! die Tonleiter der menschlichen Gefühle wird im Verborgenen angelegt, und der Laut eines Wörtleins — der Athem zu einem Seufzer, reicht oft aus, unsern Blick so weit zu erheben, daß wir tief in eine andere Seele

schauen können. Das Geheimniß der Gegenseitigkeit entsteht nur auf diese Weise.

„Der arme, edle Hauptmann!“ dachte Elfriede beschämt und gerührt. Doch indem sie ihn beklagte, schwebten ihr die Worte vor: „Von allen seltnen Gaben, ist doch die seltenste, ein Freund zu sein!“ Diesen Diamant, im Feuer der Prüfung erhärtet, besaß er, und Elfriede schätzte ihn sehr hoch.

Was unsere Freundin von nun an in dem Genuß des Schauspiels störte, war die Sorge, wie der reichen Witwe die Gefahr beizubringen wäre, worin Geld, ihr Alles! schwebte. — Elfriede wußte sehr wohl, wie verhaßt sich Jeder macht, der eine Täuschung vernichtet, um künftiges Elend wahrnehmen zu lassen; dann durfte auch Niemand compromittirt werden. Eben so wenig sollten die Herren in der Loge jemals erfahren, daß ihre geheime Unterredung vernommen worden sei, und endlich, wie hätte eine Frau sich zu vernünftigen Maßregeln entschließen mögen, welche nicht dahin zu bringen war, einen Brief von ihrer Tochter auszulesen? — Elfriede überlegte ängstlich hin und her, und nahm sich vor, in dieser schwierigen Angelegenheit, den Prediger Abenstädt in Rath zu ziehen.

Das Stück war aus, der Vorhang rauschte herab, und vor dem schallenden Applaus, dem Gerassel der Wagen, konnte kein Wort gewechselt werden.

„Nun, wie hat es Ihnen denn gefallen? ein wenig langweilig — wie?“ fragte Madame Pauvelin zu Hause, indem sie sich ihres Putzes entledigte.

„Ich werde diesen Abend nie vergessen —“ antwortete Elfriede etwas beklommen, während sie der Dame beizustehen eilte, deren seidener Kragen, in der Hast, womit sie in sich hineinriß, an ihrem Halsbande hängen geblieben war.

„Danke! danke schön!“ sagte diese, indem sie sich vollends losmachte.

„Wissen Sie, was mir am besten gefiel? Die Geldsäcke des Juden! aber was zu viel ist, das ist zu viel. Solche Uebertreibungen sollten wegbleiben. Wo wird denn ein Mann, wie dieser alte Jude, dem Sultan das Gold nur so haufenweise hinwerfen, als wäre es eine Hand voller Sand — —“ „Kummer der Gemüther —“ fiel Elfriede mit bangem Lächeln ein, „diese Stelle aus dem Gesangbuch, schließt sich wahr und wörtlich Ihrem Gleichniß an, Madame. Was jene Beutel enthielten, die der Weise dem Saladin überlieferte, war vermuthlich nur Sand; doch wäre es auch das schwerste Gold gewesen —: die Zeit nimmt es auch hinweg.“

Madame Pauvelin nahm bei diesen Worten ihrer Gesellschafterin eine so habsüchtige und herrische Miene an, als wollte sie sagen: „Das soll die Zeit wohl bleiben lassen!“ Sie fragte nunmehr: „Was soll denn das

heißen, mit dem Nil? Dummheiten! das Wasser wird zeitlebens keine Schätze zu Wege bringen."

„Doch! o doch!" versicherte Elfriede bescheiden.

„Nun, das laß ich mich doch all mein Lebtag nicht überreden;" versetzte Madame Pauvelin mit dem Trotz der Unwissenheit. „Wenn ich mich auch nicht für so gelehrt halte, wie Sie, Fräulein, so bin ich doch gut bewandert in der Geographie, und weiß auch Bescheid in Afrika, bei den Asiaten."

Elfriede erröthete nur, und lächelte leise. Sie antwortete nicht hierauf, denn die unverschämte Ignoranz zwingt zum Verstummen.

„Und was das mit dem Märchen für ein Gemähre war!" fuhr Madame Pauvelin fort, indem sie die blitzenden Ringe nicht ohne Anstrengung von ihren Fingern streifte, wobei sie sich der Geschichte, die den Juwel des Stückes einfaßt, erinnern mochte.

„Der echte Ring wird nicht zu erkennen gewesen sein, ich mußte lachen. — Der das Stück geschrieben, war wohl nur ein armer Schlucker, der sein Lebzeit keine Steine vom reinsten Wasser gesehen hat, als Kiesel, die am Bache liegen."

„O, du Kieselherz!" dachte Elfriede, und konnte nun nicht länger an sich halten. „Sie irren, Madame!" entgegnete sie mit Indignation. „Der Verfasser dieses Schauspiels war ein geistreicher Mann — der sehr wohl

unterscheiden konnte. Vielleicht hätte er den Lorbeer, der sein Andenken schmückt, nicht um das grüne Gewölbe getauscht, welches, wie ich gehört habe, so erstaunenswerthe Schätze enthält. — Jener unschätzbare Edelstein, von dem im Munde des weisen Nathan die Rede ist, wird nur erkannt vom Auge Gottes; dieser reine Glanz ist etwas Anderes als das eitle Gepränge der Welt, das mit falschem Golde erkauft wird. — — —"

„Was ficht Sie an, Fräulein?" rief Madame Pauvelin verdutzt aus, von einer Ahnung beschlichen, diese Wendung in der Sprache ihrer Gesellschafterin könne einleitend sein, und auf einen möglichen Verlust hinauslaufen. — „Was hat das für einen Grund, daß Sie von falschem Golde sprechen?" setzte sie halb furchtsam, halb fordernd hinzu.

„Daß auch der ergiebigste Goldquell versiegen kann, zur größten Betrübniß Derer, die nur daraus ihre Hoffnung schöpfen — — —" antwortete Elfriede ohne Zögern.

Madame Pauvelin lachte, obgleich ihr nicht ganz lächerlich zu Muthe war, und sprach: „Man kennt das! so reden am liebsten Leute, die nichts im Vermögen haben; denn es ist wohlfeil, zu verschmähen, was man nicht erlangen kann. Die Trauben sind sauer, hat der Fuchs gesagt. — Wenn man sein Schäfchen ins Trockene gebracht, wo sollte denn da die Trübsal herkommen?"

„Dies Wort — zur guten Stunde möge es gesprochen sein!“ erwiederte Elfriede bestürzt. „Der weise Nathan in der Bibel, an den sein Namensbruder mich erinnert, erzählt von einem armen Mann, dem sein einzig Schäflein, das er herzlich liebte, genommen ward. — Wie viel kann nicht Jeder verlieren, der auch noch so wenig besitzt. Niemand ist sicher — und eine Mutter — — —“

„Apropos!“ kam Madame Pauvelin dem Nachsatz zuvor, „erwähnen Sie den bewußten Brief nicht weiter, ich will durchaus nichts mehr davon wissen. Sie können ihn nach Gutdünken beantworten, Fräulein! Sie sind ja klug und weise —“ setzte sie zwischen Zuversicht und Hohn hinzu.

Elfriede wich vor diesem Auftrage einen Schritt zurück, und sprach: „Da sei Gott für, daß ich in einer so wichtigen Familiensache entscheiden sollte; meine Erfahrung ist zu eingeschränkt, als daß ich mich mit Erfolg über Verhältnisse auslassen könnte, denen ich in jedem Sinne eine Fremde bin.“

„Wenn ich Ihnen nun aber Vollmacht gebe?“ fragte Madame Pauvelin gereizt, „dazu, vor allen Dingen, halte ich mir Sie, oder eine Andere, und erspare mir lieber hundert Buchstaben, als hundert Thaler. Gott sei's gedankt, ich kann es mir anthun.“

„Können Sie es aber auch Ihrer Frau Tochter anthun, einem Schreiben, worin sie ihr Herz ausschüttet,

das Vorrecht mütterlicher Theilnahme zu versagen?" fragte Elfriede ernsten Blickes.

„Und warum denn nicht?" gegenfragte Madame Pauvelin, mit unerschütterlicher Härte. „Meine Tochter hat das Recht verscherzt, daß ich mir ihr Wischiwaschi zu Herzen nähme. Das sollte mir einfallen! Wie denn nun, wenn der verwünschte Brief gar nicht gekommen wäre? kann man etwas lesen, das nicht da ist? — Sehen Sie wohl? mit einem Wort: Ich nehme keine Notiz davon."

„Wer weiß, ob es nicht um so besser ist!" dachte Elfriede, und ließ die bequeme Logik der Madame Pauvelin auf sich beruhen, still entschlossen, auch diese aufgebürdete Herzenslast als eine Gewissenssache dem Pastor im Armenhause vorzulegen, sobald sie dahin käme, ihn allein zu sprechen.

Durch jene Correspondenz der Gedanken, welche schneller als die Post geht, noch durch Dampf getrieben wird, geschah es, daß, als jener Vorsatz kaum gefaßt war, das Dienstmädchen in das Zimmer trat, und ein nettes Briefchen in die Hände unserer Freundin überreichte.

„Woher?" fragte Elfriede verwundert.

„Ein Knabe aus dem Armenhause brachte es," berichtete Dorel, und wollte durchaus auf Antwort warten; ich aber hieß ihn gehen, und sagte, ich würde schon selbst Bescheid bringen."

„Ja, solch ein Schicketanz von Jungen denkt, Lesen und Schreiben springt nur so aus dem Aermel!“ sagte Madame Pauvelin, und wir sehen aus diesem Gleichniß, daß auch das schwache Gedankenfädchen, wonach Dorel mit vollem Rechte gegen den kleinen Boten kurz angebunden gewesen wäre — mit der Garderobe zusammenhing, die das Kleid jener verpuppten Seele war. „Ach! wie ruhig lebte man doch in der Welt, wenn gar kein Brief käme!“ setzte die reiche Witwe mit einem Seufzer hinzu.

Manche unserer lieben Leserinnen dürfte dieser Meinung nicht sein; auch Elfriede nicht — welche inzwischen vollauf beschäftiget, das feingefalzte Briefblatt erbrochen hatte. Der Prediger Abenstädt zeigte ihr in einigen freundlichen Zeilen an, daß er morgen zum ersten Male nach seinem Unfall die Kanzel besteigen würde, und da Fräulein Arneth den Wunsch geäußert, einmal in das Kirchlein der Anstalt zu kommen, so lade er hiemit unsere Freundin ergebenst ein, seine Frau um die zehnte Stunde abzuholen, und nach beendigtem Gottesdienst eine Mittagssuppe bei ihnen einzunehmen. Ihre liebe Gegenwart werde eine besondere Freude seiner einfachen Genesungsfeier sein — wenn er nämlich voraussetzen dürfe, daß dieser herzliche Wunsch, einer Anordnung der Madame Pauvelin nicht entgegen stände. Sobald er im Stande sein würde, einen Gang in die Stadt unternehmen zu

können, werde er um die Erlaubniß bitten, ihr selbst seinen Dank darbringen zu dürfen.

Elfriede erröthete vor Vergnügen über diese Einladung, welche ihr wie gerufen kam, und Madame Pauvelin schien nicht abgeneigt, den angenehmen Pastor zu verpflichten. Sie sagte daher gütiger, als zu hoffen gewesen: „Es kommt auf Sie an, Fräulein, ich habe ganz und gar nichts dawider. Wir essen in der Humanität und bleiben im Concert.“

„Humanität!“ wiederholte Elfriede im Echo der Seele. „Dächte ich doch, dies Wort müßte im Munde einer Frau ersterben, welche dem Andringen ihres leiblichen Kindes das Urtheil der Verbannung gesprochen!“

Ein Sommermorgen am Sonntag, weckt so feierlichrührend aus dem Traum von Arbeit, Unruhe und Genuß, den die meisten Menschen ihr Leben nennen, daß mit ihm die Ahnung von etwas Höherem erwacht. — In der lauten Stadt schweigt der Verkehr des Marktes; in der stillen Natur ist Ruhe über die Felder verbreitet. Unter dem blauen Dom des Himmels gehen die Glocken, und singen die Lerchen. Und wo tief in der Brust die kleine Capelle sich öffnet, darin ein Gott verehrt wird: da zieht die Sehnsucht nach dem Unendlichen mit jedem Athemzuge ein, und voller Inbrunst fließt das Herz über, sei es nun im frommen Gesange in Mitten einer andächtigen Gemeine, oder in einer stillen Thräne, die verbor-

gen auf ein liebes beweinenswerthes Grab fällt, fern oder nah.

Von jeher hatte Elfriede die Stille des Sonntags heilig gehalten, wenn auch nur im Tempel der Natur. Und heute war ihr die Freude der Andacht vergönnt, in einer Predigt, die unserer Freundin schon im Voraus gefiel. Sie sollte Gottes Wort hören, aus dem Munde eines Mannes, den sie für einen geweiheten Jünger der Lehre Jesu hielt. Elfriede freute sich darauf.

Sie stand sehr früh auf, kleidete sich fein, doch schlicht an, leistete der Madame Pauvelin noch ein Stündchen Gesellschaft, und eilte dann mit leichten Schritten ihrem Ziele zu, als hätte sie eine schwere Bürde abgeworfen.

Elfriede trat zur anberaumten Zeit, durch das Pförtchen in den Hof des Armenhauses, und der Geist des Ortes empfing sie auch diesmal, wie bei ihrem ersten Besuch, mit einem unwillkürlichen Schauer. Bei dem Engel der Barmherzigkeit hätte sie ein stilles Vaterunser beten mögen —; aber Lydia, die Frau des Predigers, stand schon in völliger Erwartung, und kam ihr entgegen. Er selbst, der Geistliche, war nicht sichtbar.

Der reizende Anzug der jungen Frau verrieth, wenn auch nicht das Studium der Mode, doch den Luxus des Geschmacks, und Elfriede, der diese sorgfältige Wahl auffiel, unterdrückte die Bemerkung, wie ungleich mehr Zartgefühl es verrathen würde, wenn die Gattin des

Predigers der Armen, so einfach als möglich gekleidet erschiene. Aber die milde Elfriede tadelte sich dieses leisen Tadels wegen, der doch unfreiwillig in ihr aufgestiegen war. — Lydia kam ihr sehr hübsch, sehr heiter vor. Mit zutraulicher Anmuth erwähnte die junge Frau, bei ihrem Gegenbesuch im Hause der Madame Pauvelin Niemand angetroffen zu haben, und entschuldigte, daß sie sich bisher verhindert gesehen, ihn zu wiederholen. Dann seien mehrmals Fremde da gewesen, welche ihren Mann in Anspruch genommen, der Frieda gern für sich behalten wollen — (scherzte die kleine Frau gefällig) und lieber das Vergnügen ihrer Gegenwart sich aufgespart hätte, als daß er es mit Andern theilen wollen.

„Aber dieser selbstsüchtige Vorbehalt," setzte Lydia hinzu, „sollte ihm nicht so hingehen; denn gestern, eben als das Briefchen fort war, welches unsere Bitte an Sie enthielt, kam ein Gast, wie aus den Wolken gefallen. Ein junger Mann, dessen Mutter vor langer Zeit in hiesiger Stiftung verstorben, und der in weiter Ferne sein Glück gefunden, kommt hierher, um —" Der Küster trat in die Thür, den Damen zum Zeichen, daß der Gottesdienst beginne. Lydia nickte, er verschwand — und zerstreut fuhr sie fort: „Was ich doch sagen wollte? ja! dieser junge Künstler will seiner armen Mutter ein Denkmal setzen, und sich zugleich von meinem Manne ein für alle Mal aufbieten lassen. Diese Idee ist so dankbar! nicht

wahr? es wird Ihnen hoffentlich nicht störend sein, diesen Bräutigam bei Tisch zu sehen? Doch nun müssen wir wohl gehen, wenn wir zurecht kommen wollen.“ Sie gingen schweigend.

Das Kirchlein war voller Sonnenglanz und die Gemeine bereits versammelt. Der kleine Altar flammte in der schönsten Beleuchtung; frische Blumen dufteten in silbernen Vasen, und die stille Flamme hoher, weißer Kerzen von jungfräulichem Wachs (ein Festgeschenk der unbekannten Braut, welche hier aufgeboten werden sollte), warf einen schwachen, wehenden Schein auf das gelagerte Volk in der Bergpredigt Christi, die als das Altarblatt, wie unter einem zarten Weihrauchnebel erschien. Aber ein verklärender Strahl hob wie aus Goldgrund die Gestalt des Heilands hervor, von einem dunkelblauen Gewande umflossen — ein Finger Gottes gleichsam, den Blick hinauf zu richten.

Elfriede war wie geblendet. Da war kein Stand, worin ein Armer saß, der nicht vergoldet gewesen wäre vom leuchtenden Morgen; nur das Chor erhob sich im Schatten. In der weiblichen Gemeine hielt Jede ein kleines Blumensträuschen in den Händen, auch Elfriede fand solch ein duftendes Blumenopfer neben dem Gesangbuch vor sich liegen. Die Männer, deren Anzahl die geringere war, saßen gesondert von den Frauen in langen Reihen. Auf dem Chore herrschte eine gewaltige Unruhe

nicht, als würde ein sanftes Präludium den Gesang anheben lassen im Raum einer Kirche, sondern, als sollte im Geräusch der Welt ein Concert beginnen. Mit gespannter Aufmerksamkeit lauschte die Versammlung, in einer Stimmung, die weit mehr Neugier als Andacht war. Jetzt aber entstand eine tiefe, athmende Stille; der Bräutigam setzte sich an die Orgel. Es kam ein Brausen wie vom Himmel — der Geist der Musik rauschte heran. Das Genie mit seiner Hand, berührt Saiten der Empfindung, welche sich außerdem dem feinsten Tastsinn der Kunst entziehen; es schafft das Instrument zu einer wunderbaren Kraft um, die im Einklang ist mit jedem erhabenen Gefühl.

Elfriede, in ihrer tiefsten Seele erschüttert, wußte nicht, wie ihr geschah; ihr bebte das Herz im Busen und es ging eine Wandlung darin vor. In ihrem Gedächtniß öffneten sich die kleinen Gräber von tausend bittern Schmerzen; was sie geliebt und gelitten — es schwebte zum Himmel auf, der sie umfing in all seiner unendlichen Liebe und Treue. Freud' und Leid war nur ein Traum gewesen, der sich in selige Harmonie auflöste — und Elfriede weinte, daß eine Thräne nach der andern auf das Blatt des Liedes niederfloß. Bei den letzten Strophen trat der Prediger auf die Kanzel. Elfriede bemerkte, daß er blaß aussähe; aber der Anblick und das Aeußere des Geistlichen, das in einer lichten

Verschmelzung von Ernst, Leutseligkeit und Würde, vollkommen kirchlich war, wenn wir so sagen dürfen, erhöhete die Achtung, womit sie sich bisher an ihn erinnert hatte. Sein schöner Sprachton war von Rührung gedämpft, vielleicht von einer zurückgebliebenen Mattigkeit. Nach dem Gebet, das er innig und herzergreifend hielt, steigerte sich sein Vortrag. Er redete über die göttliche Vergeltung.

Einen durchdringenden Blick der Gemeine zugewendet, als läse er ihre Gedanken, hob er unter andern an: „Oder glaubet Ihr etwa, ein Armer könne nur Barmherzigkeit empfangen und nicht üben? o! Ihr irret meine armen Freunde! wozu hätte Gott das heilige Mitleid gegeben? wahrlich! ich sage Euch: die christliche Liebe ist eine bleibende Schuld, und wir sollen sie bezahlen. Es wird keine Thräne umsonst vergossen — entweder muß sie einst mit vollen Zinsen bezahlt werden, oder trägt als die Saat des Leidens und der Liebe tausendfältige Früchte. Wallt Euch nicht das Herz bei dieser Aussicht? wenn einst jene Garben gesammelt werden, was wird ein geknicktes Hälmchen irdischen Hoffens dann sein? — Ach! das Gute ist noch stets in frommer Stille aufgegangen; die reinsten Edelthaten geschehen verborgen vor der Welt und ihrem trügerischen Ruhm. Wir gehen gleichgültig an Menschen vorüber, die einen Tempel der aufopferndsten Tugend in sich tragen — wir achten Nichtswürdige,

die ihr heilloses Thun, ihre Unehre unter dem Mantel der Wohlanständigkeit verbergen. So wahr aber ein Gott lebt, so gewiß vergilt er Jedem nach Verdienst! — Er kennet unsere Gedanken von ferne — — — wir entgehen ihm nicht. Wollen wir nun immerdar daran denken, wie gerecht dieser allwissende Richter im Himmel sei? O! Ihr, die Ihr arm seid, nicht an Gut und Geld; denn dies ist Staub, wie die Hand, die sich danach ausstreckt — nein, arm am Segen des Himmelreichs, betet um ein gutes Gewissen! das Gebet ist ein starker Schutz, ein Freund in der Noth, der uns beisteht, ein Trost in der Angst unsers Herzens, ein Lichtstrahl der Ewigkeit, der selbst im Tode noch in die verdunkelte Seele fällt. — Betet! und Ihr werdet die Nähe Gottes inne werden. So viel Sterne am Firmament, so viel himmlische Augen wachen über Euch, wenn ein Gedanke der Finsterniß vor Euch tritt. Seht diesen schwebenden Sonnenstrahl, er kann kraft höheren Gebots in einen Abgrund bringen, und an das Licht ziehen, was verborgen war. — — —“

Der Pastor ließ die aufgehobene Hand und seine Stimme sinken. Elfriede folgte dem Lichtstreif, der unter dem beschwörenden Worte des Geistlichen zu zittern schien, und dieser warme Schimmer verschwand in einem Winkel, worin ein Greis ganz einsam saß. Es war derselbe alte

Mann, den unsere Freundin auf dem Bänkchen vor der Kirche gesehen.

Elfriede konnte kein Auge von ihm verwenden. „Wie traurig ist das Alter!“ dachte sie mitleidig. „Dieser Greis träumt in der Sonne, die ihn erquicken sollte, und schläft in der Predigt, die ihn erbauen könnte. — Wovon mag eine abgelebte Seele wohl träumen, die in die Kindheit des Daseins zurücksinkt?“ Und Elfriede versank in diese Frage.

Ein plötzliches Schweigen — dann ein vorüberfliegendes Geräusch, wie wenn der Wind ein stilles Aehrenfeld bewegt, zeigte an, daß der Prediger das Amen gesprochen.

Unter dem Kirchengebete flüsterte Lydia: „Diese göttliche Musik hat mich bis in den dritten Himmel entzückt! — Das ist ja ein zweiter Abt Vogler! seine künftige Frau müßte, wie ich dächte, mit Wonne in die Kirche gehen, nur um ihren Mann zu hören.“

„Du nicht auch?“ schwebte auf den Lippen unserer Freundin; aber für die Sprache des Geistes schien Lydia weniger empfänglich, als für den seelenvollen Ausdruck der Töne. — Die Frau des Geistlichen muß sehr geistig gebildet sein, wenn eine vollendete Rede ihres Mannes ihr mehr sein soll, als ein gelungenes Stück Arbeit. —

Das Aufgebot ward verlesen; ein Flüstern ging durch

die Gemeine. Darauf erfolgte ein himmelansteigendes Tosen der Orgel vor dem Schlußvers, und nun war der Gottesdienst zu Ende. Die schwachen Zuhörer waren wie berauscht, als wäre Champagner im Kirchlein zum Armenhause geflossen, und nicht die milde Thräne der Rührung.

„Wir wollen noch ein wenig warten, und den Zug an uns vorüber lassen —“ sagte Lydia, und lehnte sich an die schmale, vergitterte Brüstung in ihrem Gestühle. Elfriede war der niedern Thür zunächst stehen geblieben und grüßte die Armen, welche sich nach dem Ausgange drängten, als hätten sie Wunder was zu versäumen. Zuletzt kam der oft erwähnte Greis. Ganz nahe dem Stand, wo Elfriede sich befand, beugte er sich zu Boden, um das Taschentuch aufzuheben, welches ihr entfallen war.

„O! ich danke Euch, Vater!“ sagte Frieda, als sie das Tüchelchen von Battist aus seiner zitternden Hand nahm. Aber ein Schwindel erfaßte ihn, so daß er taumelte. Sein todter Blick drang ihr an das Herz; — als sie ihm in die matten Augensterne sah, war es ihr, als ob ein Wolkenschleier zerrisse. Elfriede streckte unwillkürlich den Arm nach ihm aus; doch ein Mann mit aufgedunsenem Gesicht riß ihn unsanft mit sich fort, und sie vernahm, wie er mit roher Stimme sagte: „Wenn Ihr mit Schwindel behaftet seid, Alter, warum bückt Ihr Euch denn? solche Feinheiten hängen Euch

noch an. Es schadet jungen, reichen Leuten nicht, wenn sie sich selbst bedienen müssen."

Elfriede lächelte schmerzlich, und dachte: „Ich reich! lieber Gott!" Sie vermuthete, dieser abgelebte Greis, dessen Anblick ihr so ergreifend war, obzwar ihr der Grund dieser Gemüthsbewegung nur dunkel vorschwebte — werde von besserer Herkunft sein, als die andern, und in dem herzlichen Wunsche, ihm etwas Gutes und Liebes zu erweisen, wollte sie sich gelegentlich näher nach ihm erkundigen. —

Pastor Abenstädt und sein Gast waren schon daheim. Ersterer hatte die Amtstracht abgeworfen und einen netten Sommerrock von lichtgrauem Zeug angelegt, der die geistlichen Außenfarben häuslich verschmolz, ohne ihn bequem zu zeigen.

Der Bräutigam, eine schlanke Figur, mit einem überaus hübschen Kopf, war gekleidet wie ein Genie — das heißt, etwas nachlässig. Auch ließ er sich ein wenig gehen, was eben so für genial gelten mag. Ein leinenes Bändchen vom Hemdkragen hing ungebunden über die modische Cravatte hinaus, und der zierlichen jungen Frau zuckten die Finger so lange, bis sie es glücklich beseitiget hatte. Die silbermoirne Weste gaffte, weil ein Knöpfchen überhüpft worden — und in dem Aufschlag der Aermel, wie in den Falten der Taille, die sich beständig zusammenzogen, weil dieser junge Mann niemals

grade stand — ruheten kleine Lagen Staub, welche aus den Tiefen der Orgel aufgeflogen waren.

Lydia entfaltete nebst dem Tischtuch alle Grazien der Gastfreundschaft; nur war sie so lebhaft, so nervös heiter, daß diese aufgeregte Stimmung sich eher ängstlich als angenehm mittheilte. Ihr silbernes Lachen weckte keinen Widerhall, und fand nur bei dem Fremden vollen Beifall, der Niemand zu Worte kommen ließ. Eine prickelnde Ungeduld des musikalischen Bräutigams, der heute noch einige Meilen zurücklegen wollte, doch zuvor einen Einkauf in der Stadt zu machen wünschte — beschleunigte das Essen und ließ keinen Genuß der Unterhaltung in gemächlicher Ruhe zu.

Auch sprach dieser unruhige Gast nur von der Musik, von seiner Mutter und von seiner Braut; außer dieser Dreieinigkeit gab es keinen Gegenstand für seine Verehrung; nichts in der Welt, würdig genug, mit Gefühl besprochen zu werden. Die kleine Tischgesellschaft war so artig, darauf einzugehen. Lydia schien ein Geheimniß mit dem Bräutigam zu haben. Sie sprachen leise zusammen, worauf Jene ihm ein bejahendes Zeichen und dem aufwartenden Mädchen einen Wink gab.

Der Kaffee ward fast zugleich mit dem Nachtisch aufgetragen. Ein leichter Wagen rollte in den Hof, und der Bräutigam ersuchte nun die Wirthin des kleinen Gastmahls laut um die Gefälligkeit, ihn auf ein halbes Stünd-

chen zu einem Juwelier zu begleiten, woselbst er die Wahl eines Brautgeschenks gern ihrem Geschmack überlassen wolle.

Sie führten eine kleine, höfliche Comödie auf; denn Lydia hatte es ihm bereits versprochen.

Der Pastor lächelte gezwungen; ein Schatten von Mißbehagen ließ errathen, daß dieser Mangel an Rücksicht auf unsere Freundin nicht nach seinem Sinne sei. Doch wie gern ließ Elfriede es sich gefallen, daß sie um Jenes willen, außer Acht gelassen würde. — Sie athmete auf. Lydia, wie reizend und rosig die junge Frau erschien, gefiel ihr minder als das erstemal.

Ach! wie unsäglich viel gehört dazu, daß den Glücklichen nur Gerechtigkeit zu Theil werde; und Elfriede hielt die geliebte Gattin dieses vortrefflichen Mannes für eine höchst glückliche Frau.

Der Pastor, als er die Beiden fortrollen sah, holte tief Athem, wie aus befreiter Brust, und sprach: „Der Verkehr mit solch einem leidenschaftlichen Künstler mag in gewissem Sinne hinreißend sein; ich gestehe jedoch, man wird schwach davon; mir wenigstens geht es so.“

„Wer an ein stilles Leben gewöhnt ist, wird dies Gefühl mit Ihnen theilen —“ erwiederte Elfriede hierauf.

„Oft habe ich darüber nachgedacht,“ setzte der Geistliche dies traulichere Gespräch fort, „warum doch alles, was sich heftig äußert, niederschlagend auf mich wirkt?

Ja, werden sie es für möglich halten, wenn ich Ihnen sage, daß, wenn meine Frau, für deren Glück ich lebe, im höchsten Grade heiter ist, mich dies mehr traurig stimmt, als daß ich mich darüber freuen könnte? Diese Seltsamkeit mag wohl in einem trüben Geheimniß ihren Grund haben; denn, wissen Sie, verehrtes Fräulein, daß meine arme Lydia seit ihrer frühen Kindheit Anfälle der tiefsten Melancholie durchgekämpft hat, die sich regelmäßig von fünf Jahren zu fünf Jahren bis auf den Punkt wiederholten."

„Wer sollte dies diesen lachenden Augen ansehen!" sagte Elfriede bestürzt, mit einem Blick, als möchte sie in Betreff dieser erstaunlichen Mittheilung lieber ungläubig sein.

„Ach! sie haben viel geweint, diese lieben Augen," versicherte der Pastor mit Wehmuth; „und Thränen der finstersten Verzweiflung waren es, die sie stromweise vergossen. Wie auch diese Herzensangst ihren Gegenstand gewechselt hat, immer war es die fixe Idee der Furcht, unter der ihre Seele litt. — Als Lydia ein zartes Kind war, bebte sie vor dem Ton des Nachtwächters; als ein erwachsenes Mädchen, war es die Furcht vor der Nacht des Grabes, was Lydia ängstete. Sie ist meine Anverwandte — ich wußte um jenen leidenden Zustand, und nächst dem Gefühl ihrer Liebenswürdigkeit, war es die Theilnahme an diesem dunkeln Schicksal, und der Wunsch,

ihre Ruhe zu überwachen, was mich bestimmte, ihr meine Hand zu bieten.“

Diese aufrichtige Erklärung rührte unsere Freundin. Doch konnte Elfriede sich des Gedankens nicht erwehren, daß der Pastor als forschender Seelenarzt, einen geistlichen Versuch machen wollen. — So ist denn der liebende, menschliche Wille auch in seiner Reinheit, nicht ohne den Schatten einer Nebenabsicht. —

„Und jener beängstende Zustand — er ist nunmehr vorüber?“ fragte Elfriede gespannt, und gewissermaßen voraussetzend.

„Die Zeit ist noch nicht um —“ antwortete der Pastor mit einem tiefen Athemzuge; „ich hoffe aber zu Gott, wenn ich es auch nicht beschwören möchte — das Gespenst der Furcht wird meiner Frau nicht mehr erscheinen. Es war mein fester Glaube, daß es, wenn auch nicht der Trauformel — doch dem Geist der Liebe weichen würde. Vor Allem war ich bemüht, die religiösen Begriffe meiner Lydia aufzuklären, in denen es noch ein wenig dämmerte. Ich ließ ihr gleichsam die Sonne aufgehen — — — und vor dem Licht verschwinden die Schatten. Der Tag des Frommen kann verdunkelt, aber nimmermehr besiegt werden. — Die kleine Frau ahnete nicht, daß unsere Flitterwochen eine Schulübung erster Classe für sie wären; — und jetzt haben wir Ferien.“ Der Pastor sagte dies mit einem warmen Lächeln.

Elfriede schwieg und schien nachdenklich. Dann erwiederte sie: „Mir däucht, Herr Pastor, jenes traurige Problem, das sich so pünktlich wiederholt, wie Sie sagen — gehöre eher in den geheimnißvollen Mechanismus der Natur, als daß es geistig aufzulösen wäre. Sie vergeben wohl, daß ich mir diesen Einwand erlaube?"

„Im Gegentheil, es freut mich, fahren Sie fort!" versetzte der Geistliche lebhaft.

„Nun denn," hob Elfriede wieder an; „ich bilde mir ein, wir nennen bisweilen Verhängniß, was nur von dem zarten Gewebe der Nerven abhängt, nämlich jenen schlaffen Hang, in trübe Träume zu versinken, woraus denn eine Verwirrung unserer Begriffe entsteht. Solch ein krankhafter Trübsinn, von dem kein vernünftiger Grund nachzuweisen, geht vom Gemüth aus; das Gemüth aber ist unergründlich, und auch die lichtvollste Erkenntniß dringt da nicht hinab, wie ich glauben möchte."

„Das Gemüth des Weibes ist sein Geist!" nahm der Pastor das Wort; „und wenn es allerdings das Dunkelste verbirgt, so ist es nicht minder empfänglich für den Strahl des Himmels. Und was wäre denn auch der Geist, wenn er nicht über jedem Abgrund schwebte?"

Elfriede seufzte tief und sprach: „Doch können geistig gebildete Menschen dessenungeachtet sehr unglücklich sein."

„Das ist ein Anderes, Fräulein!" entgegnete der

Pastor, mit einem Schmerz zustimmend, der selbst aus seinem Widerspruch sehr hörbar war.

„Ich behaupte sogar, es giebt tausend und abermals tausend Seiten des Unglücks, dessen nur höher gerichtete Menschen fähig sind, weil ihr inneres Auge eine Welt umfaßt, in welcher niedere Seelen begnügsam und deshalb glücklich, nur oberflächlich einen engen Raum einnehmen. Doch — möchten wir tauschen, meine Freundie? Wir sehen die Wolken in der Tiefe ziehen, und wissen, daß Freude immer wieder aufgehen muß, denen, die auf Gott vertrauen.“

Elfriede fühlte ihr Herz schwellen, und ihr Blick benetzte sich sanft.

Der Pastor sah vor sich nieder; die Reihenfolge seiner Gedanken mochte auch ein Wolkenzug sein. Dann lichtete sich seine Stirne aus, und wie wenn er sich die Brust freier sprechen wollte, von etwas, das er wie eine Last empfunden — hob er aufblickend an: „Um nun wieder auf den Künstler zurück zu kommen, der mir, aufrichtig gestanden, heute weniger willkommen, als ein Störer gewesen, so bin ich durch diesen Besuch ein wenig verstimmt, der mir eine Freude verdorben hat. Wir waren gesonnen, diesen Tag in Ihrer lieben Gesellschaft, gleich einem Fest zu begehen. In unserm kleinen Gärtchen wollten wir Kaffee trinken — meine Frau ist stolz darauf. Die gute Lydia sprach viel von dieser Genesungsfeier, zu der

sie mich mit einem Album beschenken wollte, was jedoch nicht fertig geworden ist. — Nun, ich nehme mit dem guten Willen vorlieb, und werde mich doch mit Vergnügen an diesen Tag erinnern."

Pastor Abenstädt, als er dies sagte, lächelte wie die Nachsicht; es war aber ein Sonnenblick der reinsten Wahrheit, dieses Lächeln, und Elfriede konnte nicht verkennen, wie lieb ihm ihre Nähe sei.

„O! wenn dies Ihr Ernst wäre — wenn Sie vorwillen nehmen wollten; so würde ich den Muth haben, Sie um die freundliche Annahme eines kleinen, sehr kleinen Albums zu bitten, welches erst ein paar Worte enthält —" hob Elfriede mit schüchterner Stimme an, während ihre schmale, weiße Hand, noch halb in der seidenen Tasche den Gegenstand der Rede verdeckte, und ihr liebliches Gesicht wie unter einem Purpurflor hervorsah. Bei diesen Worten glitt ein gothisches Fensterlein in die Rechte des Geistlichen.

Nichts konnte zierlicher sein, als dieses Format. Ein Zweig Rosen, wunderschön auf Glas gemalt, und von einem feinen, spiegelnden Rand eingefaßt, ließ den Pastor seine Freude daran sehen. Das echte, goldne Schlößchen, durch den Druck einer Feder zu öffnen, legte ihm eine Schicht in dieselbe Form geschnittener Blätter vor, von denen nur die ersten zwei beschrieben waren. Diese Blätter, vielleicht weil sie nicht so mathemathisch genau

eingefügt waren, wie die andern, fielen heraus, und der Pastor, der sich in jener Verlegenheit befand, deren sich selten Jemand erwehren kann, der sich von einem zarten Geschenk überrascht sieht — konnte nicht umhin zu lesen: „Die alte, ewige Liebe erschuf die Welt; aber die ewige Liebe hatte sich noch nicht erschöpft. Unter den Blüthen die höchste und herrlichste, unter den Blumen die Rose, war die Liebe, deren Vater der Moment, deren Wiege das Herz, deren Bote der Blick, deren Sprache das Entzücken, deren Gesetz, die Wahl, deren Recht die Ewigkeit ist. Diese Liebe ist der Rosenschein, das einzige Gut, was aus dem Paradiese auf unser armes, sterbliches Geschlecht gekommen. Diese Liebe — sie ist frei! ein Hauch, ein Aetherzug! erhebt sie sich über die schwarze Erde, und strebt als geläuterte Flamme zum Himmel. Nichts Irdisches kann ihr gebieten! Königreiche schlägt sie aus, duldet Qualen, und verläßt Vater und Mutter“ — — —

Der Pastor hielt inne und sprach: „Fräulein! ist dieser kleine Aufsatz von Ihnen selbst?“ Elfriede verneinte es, indem sie dunkler noch erröthend, hinzu setzte: sie könne weder sagen, wer der Autor sei? noch aus welchem Buche sie diese Stelle ausgezogen habe. —

„Ihre liebe Handschrift habe ich sogleich erkannt,“ erwiederte hierauf der Geistliche; „ihrer bewunderswürdig kleinen Züge ungeachtet —“

„Die mit einer Rabenfeder geschrieben worden —“ fiel Elfriede schnell ein.

„Mit einer weißen —“ bemerkte der Pastor, und ein Lächeln umschwebte seine Lippen. „Mindestens,“ fuhr er fort, „dürfte die normale Deutlichkeit dieser kleinen Schriftzüge eben so selten sein, als jene. — Doch, was steht denn auf der andern Seite?“ Und er las laut: „Wiedersehen! himmlischer Gedanke! Wiedersehen — dort, an Edens Thor!“ —

„Mein edler Schiller!“ setzte der Pastor gerührt hinzu „ja, Dich kennen wir! Dich finden wir, wenn nicht in jedem Album — doch in jedem schönen Herzen!“ Und so sinnvoll sagte er dies, als hätte er durch das kleine gothische Fenster einen tiefen Blick in Elfriedens Herz gethan. In ihren Augen standen ein paar krystallhelle Tropfen, Perlen der Sehnsucht; und ein sanfter Schimmer umfloß ihr Gesicht.

Der Pastor, welcher unsere Freundin hochzuschätzen sich gedrungen fühlte, senkte seine Augenlieder vor diesen Zeichen, daß Elfriede von Grund der Seele bewegt sei, und sprach: „Mein theures Fräulein! ich fühle mich innig beschämt von Ihrer Güte! wie aber könnte ich Sie eines so allerliebsten Besitzes berauben, der recht eigentlich

in Ihre zarte Hand gehört? der Ihnen gewiß selbst werth ist —"

„Eben deshalb!" unterbrach ihn Elfriede. „Nur weil diese kleine Gabe, die ich einst von Fräulein von Hof empfing, mir selbst lieb und werth ist — wagte ich es, sie Ihnen anzubieten, zum dankbaren Andenken an einen Sonntag, der mich zum erstenmale in meinem Leben durch eine erbauliche Predigt das Glück kennen gelehrt hat, mit der Gemeine zu Gott erhoben zu werden."

Das Gespräch wendete sich nun der Kanzel zu. Unterdessen war die Zeit schnell vergangen. Die Uhr und ihr flüchtig rückender Weiser blieb unbemerkt, und länger als eine volle Stunde war vorüber, und noch immer sollte Lydia nebst ihrem Begleiter aus der Stadt zurückkehren. Endlich kamen sie, und brachten eine unwillkommene Aufregung mit. —

„Wie sehr habe ich um Verzeihung zu bitten, Fräulein Arneth!" hob die Frau des Predigers bei ihrem Eintritt an, indem sie auf diese zueilte, und ihrem Manne ein Kußhändchen zuwarf, „aber alle Schuld trägt dieser wählige Herr, der nicht fertig werden konnte."

Des Pastors Auge verfinsterte sich ein wenig, als er an dem Köpfchen seiner Frau ein paar kostbare Ohrgehänge blitzen sah. Lydia bemerkte es augenblicklich, und sagte im Ton der Anklage: „Sieh nur, Männchen! was ich mir habe gefallen lassen müssen! es half nichts, daß

ich mich weigerte — halb mit Gewalt wurden diese theuren Ohrgehänge mir eingezwungen.“

„Also doch nur h a l b?“ erwiederte der Pastor, und eine leise Rüge sprach aus dem Accent dieses Wörtleins, „es ist gut, Lydia, daß Du so ehrlich bist.“

Dies klang etwas ehemännisch, und lautete verantwortlich für ein weibliches Gehör. Der Bräutigam trat hinzu. Er nahm sich die Freiheit heraus, daß er eine hangende Locke der erröthenden jungen Frau berührte, und ein Gefunkel von Rubin, woran kleine, goldene Glöckchen hingen, in der Sonne spielen ließ, indem er sagte: „Sie, mein würdiger Gönner, werden doch gestatten, daß Ihre liebenswerthe Frau diese Kleinigkeit zu meinem Andenken trägt?“

„Eines Geistlichen Frau darf nicht eitel sein —“ versetzte Pastor Abenstädt alles Ernstes, doch höflich. „Wir würden Ihr schönes Spiel auch ohne diese prächtige Gabe nicht vergessen haben.“

Jener, von dieser Antwort mehr geschmeichelt als betroffen, entgegnete hierauf: „Das Ohr ist das Organ, welches ich vorzugsweise in Anspruch nehme, und ein niedlicheres konnte ich nicht schmücken. Diese englischen, angewachsenen Ohrläppchen sind das Vorzeichen, daß die schönste Frau einen Witwer heirathen würde.“

Wie ist doch der Dünkel stets ohne Tact! auch der Dünkel eines musikalischen Genies.

Elfriede litt unter dieser kleinen Scene. Als wäre aller Welt Eitelkeit plötzlich in den Frieden dieser Sonntagsstunde gedrungen, so war der Geist des Gesprächs verscheucht. Sie verglich das rosige Gesicht der aufgeweckten Lydia, ihr munteres Aussehen, ihre sichtliche Freude an dem Geschenk, welches nicht in der feinsten Manier an sie gekommen, ja, selbst ihr Wohlgefallen an dem Geber, der außer seiner Kunst ein Geck war —, mit dem schlafenden Kummer ihres Mannes, der so edel für das Wohl seiner Gattin wachte. Und unsere Freundin konnte es nicht hindern, daß bei diesem sonnenklaren Vergleich ein Schatten auf Lydia fiel. —

Vielleicht mochte die heiße Lydia sich von der Kühle des Ehestandes angeweht fühlen, oder etwas von der unfreiwilligen Zurücksetzung empfinden, die in dem Herzen der Gesellschafterin ihres Mannes vorging; wir können das Geheimniß ihrer Ideenverbindung nur errathen, indem sie lachend das Bild des Juweliers in die Lücke des Gesprächs fügte, und mit schelmischer Miene hinzu setzte: „Ich mußte immerfort an das Gedicht, das so heißt, denken, und so kam mir der ganze Handel äußerst drollig vor.“

„An welches Gedicht?“ fragte der Pastor zerstreut.

„Nun, hast Du das auch vergessen?“ fragte seine Frau leichthin, aber doch, wie wenn eine Rose vorgeworfen würde, und der Dorn hätte ein klein wenig geritzt: „Weißt Du nicht mehr? Ich werde nur den Anfang noch

auswendig wissen. Es fing sich an: Ha, Lydie! träufelnde Rubinen! wie Schade, holdes Götterkind! daß sie nicht auch geeignet sind, als Stein im goldnen Ring zu dienen.“ —

„O köstlich!“ rief der Bräutigam in Extase aus. Lydia schämte sich dieses Beifalls. Sie sah ihren Mann an — der Pastor verzog den Mund nur ein klein wenig — und der Faden des Zusammenhanges war ihr entschlüpft.

„Wo bin ich denn geblieben?“ fragte Lydia in Verwirrung, „ist es möglich, daß mein Gedächtniß so treulos wäre? nun der Inhalt ist einfach genug. Die Braut vergoß ein paar Tröpflein Blut bei ihrer Stickerei, und der Bräutigam faselte von träufelnden Rubinen! doch als die Frau sich in den Finger stach, da schalt er — ja! jetzt fällt mir der Schluß ein: In einer kleinen Spanne Zeit thut jedes Wort den Schmeichlern leid. Was gilt's! Gold, Silber, Lapis Lazuli, Korallen, Perlen, Alabaster, tarirt man dann als Schmuck der Phantasie. Sag, ist das Liebe — weiser Zoroaster? —“

Pastor Abenstädt stand auf, ohne diesen Scherz, den seine Frau vortrug, auch nur eines Wortes zu würdigen. Man ließ den Gegenstand der Rede fallen.

Elfriede fühlte zu fein, um nicht zu empfinden, daß

die goldnen Glöckchen einen Mißton in die kleine Gesellschaft gebracht hätten. Lydia kannte ihren Mann gut genug, um seine Verstimmung darüber zu bemerken, wie sehr er sich auch zu beherrschen wußte. Dies war Lydia's Stärke jedoch nicht. Sie ward äußerst unruhig, und konnte es kaum verbergen. Der Virtuose rannte hin und wider — nur wenige Worte wurden gewechselt, und neben dieser eintretenden Stille, verursachte die Erwartung des nahen Aufbruchs ein gewisses Geräusch.

Elfriede hatte den besten Theil des Tages hinweg, und jenes leise Etwas, welches nur dem Zartsinn eigen ist, der da immer die rechte Zeit weiß, sagte ihr, daß sie wohl thun würde, sich zu entfernen. Zwar war es ihr, als hätte sie noch an Dies und Jenes zu gedenken; aber zerstreut, wie sie war, konnte sie sich durchaus nicht genau besinnen, was ihr noch auf dem Herzen läge.

Der Pastor hatte nicht den Muth unsere Freundin aufzuhalten, und der bittende Vorschlag seiner Frau, den Abend bei ihnen zu bleiben, war auch nur halber Ernst. So ging denn Elfriede noch vor der Abreise des Gastes, und lehnte seinetwegen die Begleitung an der Schwelle ab. Der volle Sonnenschein des Nachmittags umfloß das Becken des Springbrunnens, an welchem Elfriede stehen blieb, um die erquickende Frische der Luft zu schöpfen, als ihr plötzlich einfiel, was sie vergessen hätte. Sie hatte ja dem Pastor jenen Brief mittheilen

wollen, den die Tochter der Madame Pauvelin an ihre Mutter geschrieben; und auch was sie von dem Fremden in der Loge über jene mißlichen Verhältnisse vernommen. Aber umkehren? nein! das ging nicht an. Umkehren muß man niemals — muß Niemand. Wie hatte sie doch diese Hauptsache außer Acht lassen können! — Im Nachdenken über diese unverzeihliche Vergeßlichkeit, machte sie nur sich selbst Vorwürfe. Lydia, die nach der Meinung Elfriedens den Werth ihres Mannes nicht zu fassen schien — und deren Vortrag ihr ein wenig leichtfertig vorgekommen war — ging frei aus.

In der Stadt, wie es am Sonntag der schönen Jahreszeit zu gehen pflegt, war Alles ausgeflogen; nur hier und da schwirrte ein gelbes Vögelchen am offnen Fenster in die hellen Lüfte. Indem Elfriede unachtsam durch die hallenden Straßen schritt, schwebte ihr der Verlauf des Tages vor, dessen Sonne noch nicht an ihrer Neige war. An der Hausthür der Madame Pauvelin saß der alte Diener des Kämmerers, und wunderte sich der zeitigen Rückkehr des Fräuleins, indem er hinzufügte, die Herrschaft würde vor Abends nicht nach Hause kommen, um neun Uhr erst solle er sich zur Abholung einstellen.

Elfriede ging leise und langsam die Treppe hinauf und öffnete ihr Zimmer, als ob sie einen Tempel des Friedens aufschlösse. Sie athmete mit erleichtertem Ge-

fühl, wie schwer ihr der Gedanke auch auf dem Herzen lag, etwas Wichtiges verabsäumt zu haben. Wer an stillen Selbstumgang gewöhnt ist, nimmt diesen liebsten Freund aus jeder fremden Umgebung mit sich heim.

„Ich bin allein!“ dachte Elfriede innig, und schickte sich an, dieses Glück zu genießen. Sie zog Papiere hervor und las darin, und jedes Blättchen wehete wie Frühlingssäuseln um sie her. Diese kleinen, flüchtigen Schriftzüge, hier und da schon vergilbt — doch von jenem blühenden Stil, den nur die Hand der Jugend führt — zogen die Seele der vertieften Elfriede in ein Vormals, so traulich und heimlich, aber auch so traurig, wie es nicht zu beschreiben wäre. Wir, meine freundliche Leserin! wollen die Geschichte dieser Vergangenheit zwischen den Zeilen lesen. Die magische Tinte der Zeit verschwindet, wenn sich das Blatt gewendet hat — und ihr Geheimniß ist nur für Diejenigen, welche das Unsichtbare allein für den Inhalt des wahren Lebens halten.

Elfriede, als sie ihres frühesten Lebenslaufs gegen den Pastor im Armenhause erwähnte, — wobei kein Pünktchen der Wahrheit überhüpft worden — blieb, wie unsere Leserinnen sich erinnern wollen — bei der alten Rüster am Wege stehen, die ihren breiten Schatten auf die Sonnenseite eines Feldmorgens warf, der hell und hoffnungsgrün aus dem Dunkel einer nicht entfernten Waldung hervor zu gehen schien. Hier hielt das Wägelchen — und der Verstand der Mutter, ohnehin etwas schwerfällig, stand stille. Die Tochter blickte ängstlich umher, als sollte ihr irgend guter Rath kommen.

Nachdem die tröstende Aussicht, der sie sich bei dieser beschwerlichen Reise anvertraut hatten, in der Staubwolke verschwunden war, die den Erben ihrer Anverwandtin an ihnen vorüber führte — war das junge Mädchen weit entfernt, die hülflose Lage zu übersehen, in der sich Beide eben befanden. Sie sahen kaum deutlich, was sich zunächst thun ließe oder ereignen könnte für ihr Fortkommen. Es waren Augenblicke träumerischen Staunens über die jähe Wendung ihres Schicksals, so nahe dem Ziele. Für etwas mußten sie sich doch entscheiden, und zwar bald, die Zeit drängte; aber das erschrockene Herz

der Mutter konnte sich nicht sogleich fassen. — Die Witwe und Waise eines Mannes, der sich und die Seinen in das tiefste Unglück gestürzt, wußte keinen Freund, an den sie sich hätte wenden können. Die Familie der Verlassenen ist so weitläufig in der Welt, daß es unter allen Umständen fraglich bleibt, Jemand aufzufinden, dem ihr Elend nahe ginge. Doch, wäre auch alles Mitleid erstorben auf Erden; ein Vater im Himmel lebt, der sich ihrer annimmt, und wo die Noth am größten, mit seiner Hülfe am nächsten ist. —

Die Mutter seufzte kläglich und sprach: „Wenn wir nur einen Platz sähen, nicht grade am Wege, wie hier — wo ich ein wenig ausruhen von meinem Schrecken und mich besinnen könnte! es ist mir in alle Glieder geschlagen.“

Der Fuhrmann, welcher ein Zeuge der plötzlichen Niedergeschlagenheit gewesen war, die diesen Wunsch hervorgerufen, und in der Gegend Bescheid wußte, schlug vor, am Raine der links umbog, entlang zu gehen, wo sie an den schönen, herrschaftlichen Garten kommen würden, der von der hintern Seite kaum versperrt sein dürfte. Er wolle indeß den gefräßigen Gaul versorgen, das schadhafte Wägelchen ein wenig in Stand setzen lassen, und in der Schenke des Dorfes auf weitere Ordre warten. Und als die Mutter zu diesem Vorschlage schweigend

nickte, lenkte er gleichmüthig um, und überließ sie einer höheren Leitung. —

Aber welch ein Weg war dies, als die Mutter, gestützt auf den Arm ihrer Tochter, von der alten Rüster ausging, um für ein Weilchen der Erholung, Schatten und Ruhe zu suchen!

„Mein Gott!“ jammerte sie, „ich weiß nicht, wie mir zu Muthe ist; die Gedanken summen wie Wespen in mir und ein stechender Schmerz am Knie macht mir das Gehen beschwerlich. — Wir hätten den jungen Mann, der unsere Muhme beerbt hat, nicht so stolz vorüber lassen sollen! meinst Du nicht auch, mein Kind?“

Elfriede — (wir wollen diese Firmelung beibehalten) schüttelte nur heftig mit dem Kopfe, ohne mit einer Silbe auf diese vorwurfsvolle Frage einzugehen. „Ist der Schmerz am Knie sehr arg? wie gern möchte ich Dich heben und tragen, wenn ich nur stark genug dazu wäre!“ sagte sie, hörbar in der Angst ihres Herzens. „Es geht wohl noch —“ antwortete Jene und stellte sich rüstig an.

Elfriede sah schmerzlich vor sich hin, ihr Geist flog voraus, während die schwachen, angestrengten Schritte der Mutter nur langsam von der Stelle kamen. Baumgruppen von höchster Schönheit, traten aus dem zarten Duft der Gehölze hervor, hier lichtete sich ein dunkler Punkt zu einer entzückenden Fernsicht, und dort lächelte

der Himmel aus dem ovalen Spiegel eines Teiches, an dessen Rande etwas Milchweißes zu schweben schien.

„Wenn ich nicht irre,“ sagte Elfriede, „so stehen dort am Teiche ein paar Bänke; darauf könntest Du Dich niederlassen und ausruhen. Ist das ein Täubchen, welches sich im Grünen regt? unmöglich!“

„Am Wasser?“ erwiederte die Mutter mit einem Schauder. „Ach, mein Kind! wenn ich doch im Grabe läge! auf mir ruht die Schuld und der Gram — vielleicht würdest Du es leichter haben.“ Thränen brachen aus ihren Augen, und bei dem Falle jedes Tropfens zitterte das gebrochene Herz der Tochter.

Diese schwieg. Elfriede war nicht im Stande, ein Wörtlein hervorzubringen; denn das Geleit der Verzweiflung ist sehr schwer.

Der schwebende Gesang der Lerche in den blauen Lüften ließ ihren lautlosen Weg so einsam sein, als ginge es mit ihnen zu Ende. Als das Gehäge mühselig erreicht war, fanden sie das versteckte Pförtchen nur angelehnt. Sie traten hinein, nicht ohne Scheu, ob es erlaubt wäre? — Ein schneeweißer Pfau, in seinem seltnen Flügelkleide stolzirend, verschwand in eine Wildniß von dunkelm Gesträuch, als sie sich näherten.

Der Wind rauschte in den dichten Wipfeln und kräuselte die Fläche des Wassers, so daß aus seinen feuchten Augen zu tausendmalen die liebe Sonne schien. Der

frische Morgenglanz ruhte auf dem hohen Grase und verrieth keine Spur menschlichen Daseins, und nur der schrille, öde Ton eines Waldvogels unterbrach die tiefe, traumgleiche Stille, worin die Natur athmete. Ein kleines Haus blickte zwischen den Stämmen der Bäume hindurch, aber es schien ganz unbewohnt zu sein; die Fensterladen waren verschlossen, und Blumen, welche die Verborgenheit zieht, wuchsen um seine Schwelle. —

Die Mutter sank auf eine Bank von bläulichgeädertem Marmor, deren zwei einander gegenüber standen, und seufzte: „Ich bin erschöpft zum Umsinken; seit ich in den Gang gekommen bin, fühle ich mich erst. Es ist vielleicht von anhaltendem Fahren, daß mir das Knie so weh thut?" — Und wie unter dem Schatten einer Trauerweide die beklagenswerthe Frau so da saß in ihrer peinlichen Lage, unempfindlich gegen den schwelgerischen Genuß des köstlichen Morgens, gleichgültig gegen alles Schöne, was sie umgab, war sie in Wahrheit ein melancholisches Bild menschlicher Schwäche und Gebrechlichkeit.

Elfriede duckte sich auf den Fußboden, um nach der leidenden Stelle ihrer Mutter zu sehen; das Knie war entzündet und geschwollen, und einige Vorschläge, kühlende Blätter anzuwenden, wurden mit solcher Lieb' und Lindigkeit gemacht, daß sie schon deshalb geeignet gewesen wären, den brennendsten Schmerz zu lindern. Als

aber die Mutter leidend sagte: „Mein gutes Kind! hier hilft nichts als Geduld! die brauche ich —“ da stand Elfriede auf und setzte sich ihr gegenüber. Die arme Frieda blickte himmelwärts, und dann so dringend um sich her, als sollte und müßte ihr der Geist Gottes sichtbar werden zur Hülfe für die Mutter. Aber nichts erschien in dieser heiligen Stille als das strahlende Morgenlicht; nur das Laub am Baume bewegte sich leise und glänzte im warmen Sonnenschein, und der Spiegel des Teiches glitzerte im Säuseln des sanften Windes. Der weiße Pfau wagte sich wieder hervor in sein Revier und ging in Unschuld und Unwissenheit an ihnen vorüber.

„Wie glücklich ist dieser Pfau!“ sagte Elfriede, nicht fähig, länger an sich zu halten; „er wohnt herrlich und in Freude, und weiß von nichts, als daß es ihm unsäglich wohl geht. Ach! es ist auch göttlich hier! so einsam, so lieb — — —“ Bei diesen Worten brach das junge Mädchen in einen Strom von Thränen aus. Ein Lüftchen streifte über den Teich, und flugs war das kleine Tüchlein, womit Elfriede ihre schwimmenden Augen trocknete, hinabgeweht. Sie beugte sich tief und tiefer — die Mutter stieß einen gellenden Schrei aus —; doch im Nu stand die Tochter auf ihren Füßen und hielt das benetzte Taschentuch in der einen Hand, und einen kleinen blinkenden Gegenstand in der andern. „Sieh, Mutter! was ich gefunden habe?“ sagte das gute Kind in froher

Hast, auch das kleinste Glück zu verkünden; „ein kleiner Schlüssel ist's, der an dem gekrümmten Bärtchen eines braunen Rohrstengels hing, als wäre er künstlicher Weise dahin aufgehoben worden. Nun, wer ihn verloren hat —“

Die Mutter erblaßte. „Gott!“ stammelte sie, „ich zittere an allen Gliedern, wenn das der Schlüssel wäre, den unser Vater suchte, und endlich im Wasser — —“

Elfriede starrte ihre Mutter an. Sie fürchtete, die unglückliche Frau hätte den Verstand verloren. In diesem Moment rauschte leicht, wie auf Schwingen, eine weibliche Gestalt heran, und fragte mit silberner Stimme: „Ist hier ein Unglück vorgefallen? ich glaubte einen Schrei zu vernehmen — gewiß, er kam von dieser Stelle.“

Mutter und Tochter verneigten sich tief. Sie wähnten die Herrin des Platzes vor sich zu sehen und baten schüchtern um Verzeihung, ihn in einer sonderbaren Bedrängniß für ein kleines Weilchen eingenommen zu haben. Die Dame schien dieser einfachen Entschuldigung ihre volle Aufmerksamkeit zu schenken. Sie erkundigte sich eifrig näher, und nicht eben schwierig war es, von ihnen zu erfahren, daß sie auf einer Reise wären, deren Plan und Hoffnung zu ihrem Leidwesen fehlgegangen; daß sie nun für den Augenblick nicht wüßten, wohin? und noch zum größten Unglück die Mutter sich so leidend befände, daß zu fürchten stehe, sie werde das Fahren nicht

aushalten können. Und schon war die Mutter wieder zusammengeknickt, und trotz ihrer Anstrengung auf die Marmorbank geglitten. Dies war genug; ihre Blässe und ein Wandel von Ohnmacht in ihren Zügen redeten lauter noch die Wahrheit dieses Zustandes, und Angst und Bangen drückte sich in dem lieblichen Gesicht der Tochter aus, so daß die Thränenspuren in ihren schönen Augen schnur grade in ein Herz führten, das eben nicht durchaus zugänglich war. — Als Elfriede den kleinen Schlüssel vorzeigte, den sie im Rohr gefunden, und dabei des Schreckens ihrer Mutter erwähnte — ging ein strahlendes Lächeln, Seitens der Dame, wie ein Glücksstern für die Tochter auf.

„Meine liebe Kleine," sagte sie mit freudigem Ton, „Sie sind vielleicht sehr zur guten Stunde hierhergekommen. Wollen Sie mir diesen Schlüssel anvertrauen? bald bin ich wieder bei Ihnen; nehmen Sie einstweilen dies in Verwahrung." Bei diesen Worten, zu denen sie sich die möglichst wenigste Zeit nahm, streifte sie eben so schnell eine Arbeitstasche von ihrem Arm, und legte sie auf den Schooß der betäubten Elfriede, welche, ergriffen von all diesem, binnen ein paar Minuten einen Fund gethan, und ein Pfand empfangen hatte, ohne diese rasche Aufeinanderfolge fassen zu können.

Diese Dame, welche, flüchtig wie sie erschienen, auf und davon schwebte, war ein Stifsfräulein von Hof. Als die

intimste Jugendfreundin der Gutsfrau, pflegte die Stiftsdame seit manchem Jahr jeden Sommer in Edenrose zuzubringen, wo sie beinahe mehr als die eigentliche Herrschaft galt. Sie repräsentirte mit einer Machtvollkommenheit, der Niemand im Bereich des Schlosses widersprach. Das Vertrauen der Gräfin hatte alles in die Hände ihrer Freundin gelegt, die sich großes Verdienst um sie erworben — und jeden Umstand und dessen Maßnahme zu ihrer Verfügung gestellt. Wer aber an fremder Stelle steht, kann sich leicht hier und da kleiner Uebergriffe schuldig finden lassen; daher es denn auch kam, daß man im Gebiet von Edenrose Fräulein von Hof für äußerst anmaßend hielt, und ihr auch solche Anordnungen übel auslegte, zu denen sie in jedem Sinne berechtigt war.

Fräulein von Hof führte ihren Namen in Wahrheit, denn sie erschien stets vornehm, ein Gefolge unsichtbarer Lebensgeister umschwebten ihre Schritte, ein gebietendes Wesen war ihr angeboren, und ihre klingende Stimme, die wie die Glocke des Befehls klang, hatte sich wohl selten noch von dem hohen Ton, worin sie sich behauptete, zu einer Bitte herabgelassen. — Sobald dieser stehende Sommergast sich im gräflichen Schlosse von Edenrose eingefunden hatte, war es, als zählte dieser einsame Wittwensitz tausend Seelen mehr.

Dieses schönen Morgens zu genießen, den wir noch

nicht ausgelebt haben — saß die Gräfin auf einem Balcon, der von ihrem Wohnzimmer ausging und mit Orangerie besetzt war. In Mitten der wohlgezogensten Zwergbäume dieser Gattung, war eine kleine Volière angebracht, deren gitternes Haus, welches aus starkem, vergoldetem Drathe bestand — groß genug schien, einer Anzahl ausländischer Vögel Raum zu geben. Doch nur drei Papagoyen befanden sich darin, an denen das Herz der Gräfin hing, gleichsam in der Schwebe, ob an diesem mehr, oder an jenem? — Aus diesem schimmernden Käfig ragten in etwas entfernt, schmale Spiegel empor, nicht unähnlich Wandleuchtern, in einer altmodigen Form; ein reizender Reflex für die feenhafte Umgebung und die gebirgsblaue Ferne. Doch leistete diese optische Täuschung jenen Dienst nicht allein; die Vögel sahen sich in zahlreicher Gesellschaft.

Die Gräfin, deren Erfindung diese schmalen Spiegelwände waren, wollte nicht, daß einer ihrer Lieblinge sich jemals so einsam fühlen sollte, wie sie selbst. Hier, an diesem Plätzchen saß die Gräfin am liebsten, während ihre Freundin rastlos umher schweifte im Garten und überall. Hierher ward die Gräfin, frühe schon am Tage, wie durch Zauber gelockt, wo ihr das Herz vor der himmlischen Aussicht aufging, wo sie im Aroma der Orangerie sich vom Odem einer längst entfremdeten Hei-

math angeweht fühlte, wo der Lüfte leises Gefächel ihre heißen Seelenwunden kühlte. —

Wenn ihre großen, vollen dunkeln Augen auf den brennenden Farben dieser Vögel ruhten, flog ihre Sehnsucht gen Süden, um die Freuden ihrer Kindheit zu suchen, oder, in den rauhen Norden, wo ihr Vater begraben lag. Die Gedanken der Gräfin weilten selten an diesem Orte, von welchem sie dennoch nicht wegzubringen war. Sie gönnte den Papagoyen, die alle drei gewiegte Sprecher waren, das Schweigen, was sie selbst für ihre größte Wohlthat hielt, welches aber ihre Freundin an den Vögeln „stöckisch" nannte, und an der Gräfin eine „Verschlossenheit," die eine offenbare Sünde gegen die Freundschaft sei. — Die Gräfin saß in sich versunken und achtete des Gluckens und Lockens ihrer Pfleglinge nicht, die mittheilender als sonst gestimmt schienen. Ihr schwarzseidenes Kleid, das sich in der Einfachheit des Schnitts, wie im Faltenwurf der Antike näherte, war bedeckt mit Krümchen von Bisquit und Hülsen von Mais, welche die leckern Vögel verschleudert hatten, ihre Hand, für die es kein Tagewerk gab, als dies: sich plastisch schön zu zeigen — ruhte im Schooße, zu lässig sogar, um diese verwüsteten Reste abzustreifen — und ihr Haar, dessen glänzende Schwärze, gegen das zarte Olivenblaß ihrer Hautfarbe vortheilhaft abstach, war fast im Nacken in einen römischen Knoten geschlungen

und mit einer goldenen Nadel festgehalten. Und um diese gedankenvolle Gestalt spielten die Schatten der schwanken Zweige, welche, den niedern Sitze ausbeugend, bis an die Kuppel der Volière ragten: so daß die Gräfin wie von einem starken Blüthenarm umschlungen da saß.

Die Flügelthüren öffneten sich rasch, und Fräulein von Hof, deren Schritt so unhörbar war, als wäre sie eine Tochter der Luft — trat so geschwind auf den Balcon, daß die Gräfin heftig zusammenschrak und die Papagoyen mit wildem Geräusch aufflatterten.

„Guten Morgen, Tolie!“ rief die Stiftsdame athemlos; „dachte ich's doch, daß ich Dich hier suchen müßte! vergieb mir, Liebste, wenn ich Dich erschreckt hätte. „Gieb! gieb! gieb!“ kreischten die Vögel einer um den andern, und wiederholten diese Silbe im gellenden Wetteifer ihrer Redefertigkeit.

Die Gräfin winkte Stille, und Fräulein von Hof sagte ungeduldig: „Ja wahrhaftig! hier Gehör zu geben, das ist schwer! wollt ihr wohl ruhig sein, ihr Duckmäuser? ich muß schnell zu Worte kommen können. O! rathe einmal, was ich Dir bringe? ich wünsche nur, daß es etwas Gutes ist.“

„Das klingt räthselhaft,“ erwiederte die Gräfin, immer noch bemüht die Papagoyen zu beschwichtigen, welche wie ein losgelassener Mechanismus unaufhaltsam durcheinander wirrten und kollerten, „sage es mir lieber bald;

durch Scharfsinn werde ich schwerlich mein Glück ergründen.“ Diese Antwort begleitete die Gräfin mit einem schwachen Lächeln. Wie leicht sie getäuscht worden oder werden könne, dies ging in diesem melancholischen Lächeln ihrer Freundin an das Herz. Das Fräulein besann sich keinen Augenblick länger. Auf ihrem flachen Handteller präsentirte sie der Gräfin den kleinen Schlüssel von Stahl, und ein Funke der Ueberraschung blitzte in dem dunkeln Auge auf.

„Wär's möglich?“ sagte sie ungläubig, indem sie den gefundenen Schlüssel berührte; ein elektrischer Blitz schien durch ihre Glieder zu schlagen, und ihre blasse, feine Hand zitterte sichtbar; „wie aber bist Du denn dazu gekommen?“

„Wunderbar genug,“ antwortete das Fräulein, und erzählte den Vorfall mit einer Geläufigkeit, der selbst die Feder nicht nachkommen kann. Sie schilderte mit den lebhaftesten Farben das elende Aussehen der Mutter, die edle Bildung der Tochter, daß die Gräfin, ihrer untheilnehmenden Zerstreutheit ungeachtet davon gerührt ward. „Nun aber, Liebste!“ mit diesen Worten endete Fräulein von Hof den Bericht ihres Anliegens —, „wenn ich Dir diesen kleinen Schlüssel überlassen soll, wirst Du mir schon einen größeren gewähren müssen; den Schlüssel nämlich zu dem Häuschen in der Fasanerie, weiland! wo unsere alte Försterin lebte und starb. Es ist noch alles

drinnen, wie es zuvor gewesen. Was zur Einrichtung noch fehlt, könnte hinzugeschafft werden. So wäre ohne große Beschwerde für einen Aufenthalt gesorgt, wo diese armen Leutchen sich erholen könnten. Was mich betrifft, so bin ich entschlossen, für sie zu thun, was nur in meinen Kräften steht.“

Die Gräfin entgegnete hierauf mit einiger Ungeduld: „Verliere doch kein Wort und keine Zeit! Du weißt, daß ich in allen Dingen mit Dir einverstanden bin. Was ich zu gewähren vermag, ist zu Deiner Verfügung. Lasse Dir geben, was Du bedarfst, nimm, was Du brauchst und gieb Befehl, daß Deine Schützlinge beköstiget werden. Nur Eins bedinge ich mir — — —“ „weiß schon —“ fiel die Freundin ein, die wie auf Sprungfedern stand, „sorge nicht! Du sollst verschont bleiben. Doch —“ setzte sie hinzu, als sie sah, daß die Gräfin in einer Art krampfhafter Anstrengung versuchte, mit einem Shwal, der geschmeidig um ihre schönen Formen lag, kleine Rostflecken an dem Schlüssel hinweg zu tilgen, „was reibst Du denn, Tolie? lasse es doch sein! das feine Gewebe leidet darunter. Und eben so wenig würdest Du, wenn der kleine Schlüssel Dir Aufschluß geben sollte, gegen das alte Sprichwort Dich mit Glück versuchen.“

„Welches?“ fragte die Gräfin gereizt.

„Alte Liebe rostet nicht!“ lautete die Antwort;

„Du würdest Dich aufreiben.“ Und abermals stieg ein Wetterstrahl in das Auge der Gräfin; die Thränen waren nicht weit — und Fräulein von Hof eilte so geschwind als möglich, um zu entrinnen.

Während dieses flüchtigen Zwiegesprächs saßen Mutter und Kind in stummer Erwartung auf den Marmorbänken am Teiche. — Die Zeit verging; aber auch Frau Arneth hätte vergehen mögen, aus Aengsten der Dinge, die da kommen sollten. In jenem leisen Instinct, der oft das dumpfe Gefühl der Noth zum Bewußtsein erhöht, sagte sie zu ihrer Tochter: „Lasse uns vorsichtig sein und unser Unglück verschweigen. (Sie meinte die Schuld ihres Mannes.) Es ist genug, wenn wir sagen, daß der Vater blödsinnig gewesen, und es ist auch die Wahrheit. Der lieben Dame, die sich uns so gütig bezeigt, sieht die Klugheit aus den Augen. Sie könnte — wenn sie Alles wüßte, unsere Liebe wie unser Herzeleid für thöricht halten.“

Elfriede erwachte wie aus einem Taumel. Sie hielt den Arbeitsbeutel, den sie übernommen, mit Blick und Hand in Gewahrsam; sein Inhalt hauchte einen feinen Wohlgeruch aus, und dieser zarte Duft berauschte Sinn und Seele des jugendlichen Töchterleins der Frau Arneth so ahnungsvoll, als wären alle Blüthen aus dem Garten einer wohlthätigen Fee auf ihrem Schooße versammelt.

„Ach Mutter!“ antwortete sie traurig „was redest

Du doch? die Dame wird sich so genau nicht um uns bekümmern."

Aber die nächsten Minuten schon widerlegten diese anspruchslose Voraussetzung.

Fräulein von Hof kam zurück — und nicht allein. Sie brachte Leute mit, denen sie in beschleunigten Worten ihre Aufträge ertheilte. Ein gutes Frühstück wurde gereicht; die Herrschaft selbst hätte nicht besser bedient werden können.

„Bitte! genießen Sie etwas, meine Liebe!" sagte das Fräulein zu der Frau, die sehr schwach aussah. „Sie scheinen entkräftet und müssen sich stärken. Auch habe ich mit Jemand gesprochen, der einmal durch die chirurgische Schule gegangen, und bin seiner Meinung, daß Ihr Schmerz am Kniee ein rheumatischer Stoff sei, der sich durch das Fahren auf diese empfindliche Stelle fixirt habe. — Ruhe und Wärme würden hiebei das Beste thun. Es ist dafür gesorgt, daß Sie sich hier erholen können. Sehen Sie das Haus dort zwischen den Bäumen? es wird Ihnen von der Gräfin gern und willig eingeräumt. Kommen Sie, liebe Kleine! ich werde es Ihnen von innen zeigen. Ihrer Mutter dürfte das Gehen ein wenig sauer werden."

Elfriede ging an der seidenweichen Hand des Fräuleins bis dahin — sanfter hatte sie noch kein Geschick geführt. Die Thür des Hauses stand bereits offen, die

Fenster waren gelüftet und ein frischer Athemzug wehete aus und ein. Ein gemächliches Stübchen, als wäre es erst Tages vorher von seiner Bewohnerin verlassen worden, that sich vor ihnen auf. Ein hochgethürmtes, ländliches Bett mit Vorhängen nahm den größten Raum ein. Noch schien ein Himmel von Ruhe um diese stille Decke zu schweben —: denn fromme Entschlafene lassen einen Theil ihres Friedens zurück, der empfinden läßt, wer an dieser Stätte gewesen. — Ein uraltes Gesangbuch und eine abgegriffene Bibel lagen Oben auf. Die dunkelblauen Vorhänge von gedruckter Leinwand waren dicht zugezogen; auf dem Sims des Kamins stand ein ausgestopfter Goldfasan, das Prachtstück dieses armseligen Gemachs. Der todte Vogel schien wie zur Wache hingestellt, für ein Häuflein Asche im Kamin, längst verglimmt, wie der Lebensfunke seiner Pflegerin. Als nähme ihre abgeschiedene Seele hier noch Platz in der zeitlichen Wohnung, so stand ein wurmstichiger Lehnstuhl gegen das Licht gestellt. Das kleine, rohe Werk einer Schwarzwälder Uhr — weit entfernt von dem Höhenpunkt der Industrie, den ihresgleichen heut zu Tage erreicht haben — war abgelaufen; auch dieser Puls der Zeitlichkeit schlug nicht mehr. Insignien eines Waidmanns hingen an der Wand, und eine Garnwinde hing daneben.

Die Hofdame schritt voran, und nachdem sie mit ihren

blitzenden, braunen Augen den Rahmen der Genügsamkeit aufgefaßt hatte, sagte sie, indem ein Lächeln vornehmer Verspottung, gutmüthig gemildert, ihren Mund umzog: „Es sieht hier sehr einfach aus! nicht wahr, mein gutes Kind! aber binnen einer Stunde wird die Einrichtung für Sie und Ihre Mutter gethan sei."

Darauf streichelte sie den glänzenden Schweif des Fasans und sprach: „Armes Goldmännchen du! Niemand liebkos't dich mehr! aber deine Treue versetzt dich in die Auen der Sterne."

„Er war —" so wendete sie sich an das junge Mädchen „der letzte seines Stammes; die Fasanerie ist eingegangen. Wen hätte es nicht rühren sollen, daß man ihn, den Zögling jener redlichen Frau, die hier wohnte, todt an ihrem Grabe fand? nicht ein Körnlein Futter nahm er aus fremder Hand."

Und die Dame legte ihre weiche Wange schmeichelnd an das glatte Gefieder. Der Vogel pickte nicht mehr — das kleine treue Herz war tief verstummt.

Fräulein von Hof verstand sich meisterhaft auf den aristokratischen Pfiff, die trägen Diener des Schlosses fliegen zu machen; und ehe man es sich versah, waren jene ausgestorbenen Räume wohnlich umgeschaffen. Was von Geräth und Gerümpel mobil war, wurde beseitiget; nur als das breite Himmelbett gerückt werden sollte, seufzte das Holz — und Frau Arneth legte feierlich Protest da-

gegen ein, indem sie es sich für ihre eigene Person, wie für die ihres Töchterleins zur Lagerstelle erbat. So blieb das Gerüst an seinem Ort stehen; doch die strotzenden Pfühle und kugelnden Betten wurden gegen schwellende Matratzen und leichte Kissen umgetauscht. Nichts Nöthiges irgend an Sachen, durfte fehlen, ein chemisches Feuerzeug sogar — welch ein geringer Gegenstand auch — ward nicht vergessen. Wachslichte, die kleine Kaffeemaschine, schon versorgt für den nächsten Morgen, der Spiritus durfte nur angezündet werden — ein reichlicher Vorrath von Zucker; alles dies war vorhanden. Das Fräulein flog emsig wie eine Biene hin und her, um in diese dumpfe, grün umwebte Zelle Licht zu bringen, und süße, versöhnende Lust an einem verbitterten Dasein, aus freiem Antrieb, oder richtiger: kraft einer unbezwinglichen Neigung, es zu thun.

Der Fuhrmann der Frau Arneth war herbeigeholt worden, abgelohnt und ferneren Dienstes entlassen. Mutter und Tochter waren wie im Traume, von dem, was vor ihren Augen und zu ihren Gunsten geschah. —

Fräulein von Hof ging bis spät ab und zu und wünschte ihnen endlich eine gute Nacht, mit dem Versprechen, am nächsten Morgen bald wieder bei ihnen zu sein.

Beide waren nun allein, wonach sie sich, tief ermüdet, gesehnt hatten. — Sie sahen sich an, ohne zu sprechen.

Sie sahen sich um, als könne ihr Glück hinter ihnen verschwinden. Die Mutter hob sprachlos ihren Blick zum Himmel, wo der Abendstern in einer Glorie lichter Wölkchen erschien. Dieser überirdische Zeuge antwortete jenem demüthigen Blicke. Und als der Mond aufging in seinem milden Glanze, war es, als ob ein Lächeln Gottes ihnen den Trost der Verheißung zuspräche.

Sie nahmen Besitz von ihrem breiten Lager, und ruheten Arm in Arm. Elfriede umschlang den mütterlichen Nacken und drückte das Haupt, von Sorgen schwer, auf ihre schuldlose Brust.

„Weinst Du, Mutter?“ fragte sie, als ein warmer Tropfen auf diesem jungfräulichen Schnee versiegte.

„Aus Dank und Freude!“ antwortete die Mutter leise, ihrer Schmerzen nicht achtend. Ein kleines Gebet ward gesprochen, während sich schon Regenbogenkreise um die Blicke der Tochter zogen — und ein unsichtbarer Segen sprach Amen. Und bald lagen Beide in tiefem Schlafe.

Der Mutter träumte, sie sähe ihren beweinten Mann, heiter, wie einst in den Tagen ihres Glückes, gelassenen Schrittes auf dem Teiche wandeln. Sie zagte, er möchte versinken; aber im Nu war das Ufer erreicht. Er hielt den kleinen Schlüssel empor den seine Tochter gefunden, und nickte, als wolle er sagen: „Siehst Du wohl?“

Elfriede sah die verstorbene Försterin im Traum. Die

Alte, bleichen Angesichts, doch freundlich, saß in dem wackeligen Lehnstuhl und spann einen langen, langen Faden aus. Sie sang mit leiser Stimme ein Lied. —

Die Vögel sangen in den Zweigen, als die lauschende Schläferin erwachte. Ihr erster, furchtsamer Blick wendete sich dem Lehnstuhl zu; er stand leer, doch leuchtend, als hätte ein Geist seinen Glanz darauf zurückgelassen. Die Morgenröthe bekleidete mit ihrem Purpur jene kahlen Wände, der Goldfasan schien verklärt. Das gute Kind ließ die Mutter noch ein Weilchen im Frieden schlummern und weidete sich an ihrem stillen Anblick. Dann schlich Elfriede sich hinaus. Sie kniete nieder auf das thauige Moos und bat Gott um seinen heiligen Schutz auch fernerhin. Nie stieg ein lieblicheres Morgenopfer zur Gottheit empor, als aus diesem Tempel der Natur und des reinsten Herzens.

Als das Frühstück fertig war, weckte Elfriede ihre Mutter, die sich wunderbar erquickt fühlte. „Ach, Mütterlein! welch ein seliger Ort! wahrlich, wir haben den Schlüssel zum Paradiese gefunden.“ Mit diesen Worten sprach das junge Mädchen ein dankbares Entzücken aus.

„Du mußt wissen, mein Kind!“ versetzte die Mutter bedeutsam „wir sind in Edenrose! so heißt das Gut. Ach! lasse es gut sein — das Uebel wird nicht ausbleiben, und der Engel mit dem feurigen Schwerte steht gewiß auch an dieses Gartens Thür.“

Aber alle Pforten der Glückseligkeit standen offen für die beiden Pilgerinnen, einsam unter Menschen, fremd in der Welt. Die Mutter, verwundert, ob der zuvorkommenden Theilnahme, mit der man ihnen begegnete, fragte sich selbst: „Womit haben wir das verdient?“ Dieser Frage bei wohlwollendem Anlaß ist nur das Zartgefühl fähig; in verletzenden Erfahrungen werden die rohesten Gemüther darauf geführt. Die Tochter nahm mit bewegtem Herzen hin, was sich ihr so liebreich darbot; die Jugend glaubt noch an Wunder der Menschenfreundlichkeit.

Fräulein von Hof erschien zeitig bei ihren Gästen. Sie redete der Mutter zu, sich ruhig zu verhalten, und äußerte ihre Freude, daß die Tochter erfrischt aussähe. Als die Stiftsdame, das Gespräch zu beleben, nun fragte, was ihnen geträumt hätte? schwankte die Mutter in der Absicht des Verschweigens; doch Elfriede kam ihr zuvor mit der Antwort: „Ich sah eine alte Frau in diesem Lehnstuhl sitzen, die spann — — —“

Das Fräulein ließ sich die Gestalt beschreiben und sagte: „Das ist die Försterin gewesen, leibhaftig! der schützende Geist dieser stillen Behausung, was sie schon bei Leibes Leben war. Und wie traut! sie hat Dich, mein gutes Kind, in den Schlaf gesungen — ich muß schon Du sagen; nicht wahr, ich darf doch?“

Frau Arneth zog die linke Hand des Fräuleins an ihre Lippen, während ihre Tochter die Rechte dieser

mütterlichen Gönnerin an ihr Herz drückte, mit einer Geberde sprechenden Dankes. Dann aber ließ sie zart die Frage fallen, von der die Rede nicht sein konnte.

„Auch weiß ich die Strophen noch, welche ich deutlich vernommen," erwiederte Elfriede, indem sie den Faden des Traumes wieder aufnahm. „Wie herrlich ist's, ein Schäflein Christi werden, und in der Huld des treusten Hirten stehn — — —"

Ein Schauer schwand über das Gesicht der Stiftsdame. Dieses flüchtige Verblassen ward zu einem lichten Lächeln, und mit Trauer im gedämpften Tone sprach sie: Wahr ist's aber doch! die Meisten dienen ihm aus Furcht und Scheue; die Wenigsten aus Lieb' und Herzenstreue."

Und gegen die Mutter gewendet, setzte sie hinzu: „Dieser Traum giebt Zeugniß, wie fromm Sie Ihre Tochter erzogen haben."

Frau Arneth, die mit vollen Augen zu dem Fräulein aufsah, und ihres Vorsatzes vergaß, erwiederte: „Ach! Frömmigkeit thut meinem Kinde Noth. Das arme Lamm, das aufgebürdete Schuld tragen muß — — — und fremden Menschen zur Last werden, verlassen von — — —"

„Aber, Mutter!" fiel ihr Elfriede schnell und verweisend in das Wort, „wie kannst Du nur so kleinmüthig sein, nachdem die Güte selbst uns aufgenommen?

Das giebt Muth! wir finden uns vorläufig geborgen, und Gott wird schon weiter helfen."

„So lange Sie wollen, bleiben Sie einstweilen hier!" sagte Fräulein von Hof ganz entschieden. „Dies kleine Haus steht gleichsam zur Disposition, und ich stehe Ihnen dafür, daß Niemand Sie daraus vertreiben wird." Und mit besonderem Nachdruck setzte die Stiftsdame hinzu: „Ihren Bedarf lassen Sie meine Sorge sein! ich versichere Sie, daß es mir zum Vergnügen gereicht, etwas beitragen zu können zu Ihrem Wohl."

Und gewiß! es war des Fräuleins völliger Ernst mit dieser Versicherung. Alle Großmuth dieses Herzens, welches — wenn auch unterdrückt vom vorherrschenden Verstande — jeder edlen Regung höchst fähig war, kam nun jener Mutter und Tochter zu Gute. Nicht langer Zeit bedurfte es für den Scharfsinn des Fräuleins, um zu erforschen, daß die Quelle ihrer Betrübniß tiefer liegen müsse, als in der schutzlosen Lage einer Witwe und Waise; aber das Geheimniß der Schuld kann nur die Liebe ergründen, dieser Lichtstrahl der ewigen Klarheit! — Doch wenn die Vergangenheit mit ihren Vergehungen am liebsten unberührt blieb, so drang doch diese wohlwollende Freundin, so weit sie konnte, in ihr Vertrauen ein, hinsichtlich der Zukunft.

„Wo wollen Sie denn nun hin?" fragte Fräulein von Hof die Mutter, als einige Tage um waren, und

Frau Arneth in ihrer Aengstlichkeit Miene machte, diesen gastfreien Ruhepunkt zu verlassen.

„Welch einen Lebensplan haben Sie entworfen? und — wenn ich fragen darf — was soll aus Ihrer Tochter werden?“

Mit kummervollem Blick antwortete die Mutter: „Ich weiß nirgend ein Glück zu suchen; aber mein Bischen Brod hoffe ich, wenn auch kümmerlich, zu finden. In feinen, weiblichen Arbeiten bin ich nicht ungeübt, und meine Tochter könnte Stunden geben. Sie hat in der That Geschick dazu. Wir könnten eine kleine Schule bilden — — — dies, gnädiges Fräulein, war mein Gedanke.“

Die junge Lehrerin erröthete über und über; in ihrer Bescheidenheit meinte sie: es sei nicht schicklich, daß die Mutter ihre schüchternen Versuche so ruhmredig hervorzöge.

Fräulein von Hof stand sinnend, gesenkten Auges. Sie hielt eine Minute lang an sich — die Waage des Geschickes schwebte — dann hob sie an: „Ich hätte einen Vorschlag zur Güte für Sie, meine Liebe! wie wäre es, wenn Sie hier blieben, bis sich Ihnen ein besseres Unterkommen darbietet?“

„Nun, dann bleibe ich hier, bis zum jüngsten Tage!“ antwortete Frau Arneth, mit einer Stimme, die in dank-

barer Rührung bebte, „denn wo sollte ich es besser haben, für mein Bedürfniß?“

„Und schöner! und stiller!“ fiel ihre Tochter ein, und die Morgenröthe ihrer Wangen und eine leuchtende Freudenthräne in ihren Augen warf einen hellen Schein auf den Tag der nächsten Zukunft, der im Dunkel für sie aufging.

Fräulein von Hof labte sich daran. Diese Wohlthat war ihr Werk, und der Mensch liebt, wem er Gutes gethan, und thut mit tausend Freuden noch mehr. Sie erwiederte: „Das ist mir lieb! und zwar aus guten Gründen; nicht allein, daß ich selbstsüchtig nur an mich dächte: nein! ich wünschte Ihnen nützlich zu werden. — Sie müssen diesen Aufenthalt, der Ihnen herzlich gern vergönnt wird, als eine Cur betrachten. Ihre Brust scheint nicht die stärkste; die frische Luft, deren Sie von früh bis spät genießen, dürfte Ihnen gut thun. Der Wind, der über das Wasser streicht, ist eine schwächere Seeluft, und diese soll ja schwachen Lungen zuträglich sein. So auch der Odem des harzigen Gehölzes. Sie werden hier in jedem Sinne freier athmen. Bitte! lassen Sie mich ausreden! lassen Sie mich ganz offen sein. Für ein wundes Gemüth ist einsame Ruhe Balsam! die Zeit verbindet leise — und die Natur ist eine sanfte Freundin des Grams und der Traurigkeit. Sie werden hier allein sein, und doch nicht ohne Trost. Und end=

lich giebt uns jede Einsamkeit an ein verjüngtes Leben zurück. — Sie gehen also auf meine Idee ein?"

„O, Gnädigste!" stammelte Frau Arneth, und ihre Brust arbeitete unter der Last unaussprechlicher Gefühle, „Gott segne Sie zu tausend Malen für diese Idee! sie kommt von Oben. Ich werde hier Kräfte sammeln, und mein schweres Schicksal wird mir in aller Stille leichter zu tragen sein, als wo die Blicke der Menschen auf mich fallen. — — Gestern um diese Zeit glaubte ich mich von Gott verlassen — und heute —" weinend erlosch die Stimme der Mutter. Auch die Tochter schluchzte.

Eine Pause entstand.

Fräulein von Hof trank in tiefen Zügen die Wonne, geholfen zu haben. Aus welcher Quelle diese rasche Wohlthat auch entsprungen sein mochte: die Stiftsdame genoß das reinste Vergnügen, daß ihr Feenstab ein paar dankbare Herzen berührt und ihre sorgenvolle Angst in Freude und Genüge verwandelt hätte. Sie richtete einen prüfenden Blick auf die Mutter, und sprach: „Vor allen Dingen liegt Ihnen gewiß das künftige Glück Ihrer Tochter am Herzen. Für Dich, mein gutes Kind, hätte ich eine Laufbahn im Sinne, wozu man sich vorbereiten muß. Die kleine Schule, welche ein junges Mädchen errichten möchte, fordert große Anstrengung, und wer unter der Bank geboren ist, wie das Sprichwort sagt, geht doch dabei

zu Grunde. Der Brodneid würde Dich chicaniren, und unbeschützt wärest Du manchem Angriff ausgesetzt. — — Um zu lehren ist es zu früh für Dich! doch um zu lernen, wird es noch nicht zu spät für Dich sein. Mein Wunsch wäre, daß Du einmal Gouvernante würdest."

Elfriede wich bestürzt einen Schritt zurück. Wie mit Blut begossen, war ihr holdes Gesicht in diesem Augenblick der Widerschein einer mißfälligen Vorstellung.

Fräulein von Hof lächelte und sprach: „Du erschrickst? arme Kleine! die pädagogische Ader, welche die Mutter vorhin erwähnte, ist Dir ein wenig in den Kopf gestiegen. — Aber das Verhältniß einer Gouvernante ist überall so schlimm nicht, wie Du vielleicht denkst, und die meisten mittellosen Mädchen sind darauf angewiesen."

Elfriede antwortete nicht. Allein ihr sprachloses Erstaunen sagte mehr, als sie selbst dachte. Die Form, in der sie künftig den Kindern der Reichen nützen sollte, preßte ihr das Herz zusammen; eine gewisse egoistische Härte lag für ihr Gefühl in diesem Prognostikon, wie wenn das Fräulein ihr die Liebe genommen. Ein peinlicher Eindruck, der nicht sobald zu verwinden war.

„Nun, wir werden Zeit haben, die Sache in nähere Ueberlegung zu ziehen —" sagte begütigend die Stiftsdame, deren Scharfsinn augenblicklich merkte, daß ihrer wohlmeinenden, und — wenn wir so sagen dürften —

standesmäßigen Absicht, ein bürgerliches Vorurtheil entgegen stände. „Die Wissenschaften stehen keinem Wunsch im Wege! Niemand darf davor erschrecken; denn Nichts ist so schüchtern, als das Wissen!“

Elfriede erholte sich bei diesen Worten, die ihr gleichsam die Zusicherung gaben, ihr Geschlecht niemals verleugnen zu dürfen.

„Jetzt,“ fuhr Fräulein von Hof fort, „wollen wir Deine Mutter pflegen und die Blüthe Deines Geistes entfalten. Der Dichter sagt: Es bildet ein Talent sich in der Stille — und dieser Garten, wahrlich! ist still genug.“ Eine unwillkürliche Klage drückte sich in diesen Worten aus, wenn auch die trefflich organisirte Sprache des Fräuleins selten oder nie die leise Gleichgültigkeit aufhob, welche den Ton einer leidenschaftlichen Stimmung vermied.

Frau Arneth fragte in ihrer blöden Unterwürfigkeit, ob es ihnen nicht erlaubt sei, der Gräfin für ihre Gnade zu danken? „Behüte!“ gab Fräulein von Hof rasch zur Antwort. „Die Gräfin ist krank — — kränklich und trübsinnig vielmehr, und will auf keine Weise behelliget sein. — Wenn sie erfährt, daß es Ihnen hier gut geht, so reicht dies zu ihrer Genugthuung hin.“

Als sie allein waren, sagte Elfriede: „Das Fräulein ist die Güte selbst; aber die Gräfin ist ein Engel des Himmels! nichts verlangend für ihre Gutthat, genügt

ihr fremdes Wohlergehen. Nun, mein Gebet soll zum Segen werden und unser einziger Dank sein.“

Dem tiefverpflichteten Gefühl der Mutter und dem höheren Sinne der Tochter erschien die Gräfin in ihrer Unsichtbarkeit als die Gottheit des Ortes, die in einem Licht wohnte, dahin Niemand kommen kann. Die wohlwollende Stiftsdame hingegen, erinnerte in ihrer ätherischen Gestalt, in dem brennenden Drange, etwas auszurichten bei ihren Schutzbefohlenen, an das Bild der heiligen Schrift, worin das höchste Wesen seine Boten zu Feuerflammen macht.

Die Mutter war so reichlich mit Arbeit versehen worden, daß sie zu ihrer vollen Augenweide ein weites Feld der Thätigkeit vor sich sah.

Für die Tochter öffnete sich eine neue Welt. Das Fräulein gab ihr Unterricht in fremden Sprachen und theilte ihr durch Lehre und Lectüre Kenntnisse mit, von denen das junge Mädchen nie zuvor eine Ahnung gehabt hatte. Und wie sich nun Elfriede wissenschaftlich ausbildete und einlebte in das Fach der Intelligenz, fand sie täglich mehr Geschmack daran, die Kraft des Gedankens zu üben.

Fräulein von Hof, in der Feinheit ihrer Sitten, in der Grazie ihres Geistes, versäumte nicht, ihrer Schülerin einen Abscheu beizubringen vor aller Pedanterie weiblicher Gelehrsamkeit; nur durch die ihr fast unbewußte

Gewohnheit, durch einen glücklichen Griff in ihr Gedächtniß ein passendes Citat zu finden, reihete sie Perle an Perle, eine junge Seele zu schmücken, welche so bescheiden und ihr so theuer war.

„Kenntnisse," sagte die vorsichtige Stiftsdame, „von denen ich wünsche, Du möchtest sie Dir erwerben, sollen ein Schatz für Dich werden, mein Kind! ein unveräußerlicher Schatz, den keine menschliche Seele Dir rauben kann. Und wenn Du, stolz auf diese Unabhängigkeit, abweichst von der Menge, die mit unersättlicher Gier nach Geld und Gut hascht, wenn Du in Wahrheit glaubst, daß äußere Dinge nicht glücklich machen, so merke Dir das Sprüchelchen: „Soll man dich nicht auf's schmählichste berauben, verbirg dein **Gold**, dein **Weggehn**, deinen **Glauben**."

Aber ohne daß Elfriede es merkte, ward sie in eine andere Sphäre versetzt, in eine ganz andere. Sie fühlte sich gehoben. Der Druck der Noth, unter der sie so lange, so fürchterlich gelitten, ließ nach, und ihren Wünschen wuchsen Schwingen. Sie hatte nichts Niederes zu thun. Die weiße Pfauhenne zu füttern, war ein Dienst, um den sie gebeten hatte, wie um eine Vergönnung. Mittags und Abends kam ein schnellfüßiger Junge an das Fenster und brachte brühwarm das Essen aus der gräflichen Küche, und zwar so reichlich, daß sie stets übrig hatten. Weil er mit beiden Händen trug, öffnete Elfriede ihm die

Thür, und der Duft feinerer Speisen, als sie je genossen, gab dieser ärmlichen Häuslichkeit, kaum so zu nennen, eine vornehme Lebensluft.

In stillem Fleiße von früh bis spät, brachten Mutter und Tochter ihre Zeit hin; nur selten ward ein unnützes Wort zwischen ihnen gewechselt. „Arbeit ist des Blutes Balsam! Arbeit ist der Ruhe Quell!“ daß dies die reinste Wahrheit sei, empfanden Beide. Ein Tag verstrich nach dem andern, und das kranke Herz der Mutter fing allmählich an zu genesen.

Die endlose Mühe dieser weißen Stickereien glich dem farblosen Verhängniß, welches sich einst auflösen müßte in Wohlgefallen. Und welche Gedanken mochten sich an diese Fäden knüpfen, die sich unter ihren geübten Fingern in ein meisterhaftes Ganzes schmiegten! wahrlich! das kleinste Fäserchen unseres Herzens würde nicht zerrissen, wenn es nicht für den Zweck höherer Vollendung geschähe! —

Elfriede studirte ohne Unterlaß. Sie strengte ihr Köpfchen an, gönnte sich wenig Muße, und doch konnte keine Frühlingsblume frischer aufblühen, als diese jungfräuliche Knospe in der tiefen Einsamkeit des Gartens von Edenrose.

Das Laub fing an, sich zu färben, und als ein rauher, herbstlicher Wind rothe Blätter in den Teich wehete, da sprach das Fräulein von ihrer herannahenden

Abreise. „Alle Vorkehrungen sind getroffen. Es soll Ihnen, auch wenn ich abwesend bin, an nichts fehlen. Der Haushofmeister ist angewiesen, Ihre Wünsche oder Beschwerde entgegen zu nehmen, und an ihn haben Sie sich in allen Fällen zu wenden. Sollte die Kälte zu strenge werden, oder dieser Aufenthalt Ihrer Gesundheit, Frau Arneth, länger nicht zuträglich sein, so ist ein Zimmer im Schlosse für Sie bereit. Doch denke ich, mitten im Holze werden Sie nicht frieren."

„O gnädiges Fräulein!" antwortete die Mutter, „am liebsten bliebe ich hier! und meine Tochter auch. Wir werden nicht nur die Tage — nein! die Stunden zählen, bis zu Ihrer Wiederkehr."

Fräulein von Hof nickte und sprach: „Gewöhnlich komme ich Anfang Mai; doch läßt sich vorläufig nichts bestimmen, das Nähere werde ich brieflich mittheilen. Jeden Monat gedenke ich Dir, mein liebes Kind, zu schreiben, worauf Du regelmäßig Deine Arbeiten und einen ausführlichen Bericht, wie es Dir und Deiner Mutter ergeht, versiegelt an den Haushofmeister abzugeben hast. Und wenn Du mich liebst, so werden diese Briefe Deine Freude und die beste Zerstreuung für Dich sein."

Elfriede küßte dem Fräulein die Hand, und freute sich auf den Augenblick, wo das erste Briefblatt ihr vorliegen würde. — Schnell genug kam die Stunde des Abschieds.

„Ach!“ seufzte die Mutter, „der Winter hält geraume Zeit an, er ist zudem ein ungehobelter Gast, der Manchem sein weißes Kissen mit Hobelspähnen füllt — — — wenn ich unterdessen ins Grab sänke — wenn die Gräfin in ihrer Gunst und Gnade für uns erkaltete — der Boden würde meiner Tochter unter den Füßen brennen.“

„Wir Alle wandeln auf vulcanischem Boden —“ erwiederte die Stiftsdame mit einem leisen Zucken ihrer schmalen Lippen, wie wenn sie diese Aengstlichkeit verachtete. „Die Zeit muß überwunden werden —“ setzte sie hinzu, „lassen Sie uns mit leichtem Schritt durchs Leben gehen! und jetzt einander Lebewohl sagen, ohne uns das Herz schwer zu machen.“

Schnell entschlossen, umarmte sie Beide, und war in der nächsten Minute verschwunden.

Mutter und Tochter standen wie betäubt. Sie hatten diesen Abschied, der ohne allen Prunk der Wehmuth vor sich ging, noch nicht für Ernst gehalten. Ein großer Theil der Menschen gefällt sich darin, Trennungen, denen das einfache Wort und eine stille Thräne so wohl ansteht, mit erschöpfendem Luxus der Gefühle zu begehen. Für Solche ist ein Abschied ein Pfingsttag ihrer Empfindsamkeit, denn er verdoppelt nur ihre Zunge, anstatt ihnen das Herz zu spalten. —

Fräulein von Hof war zu edelstolz, um zu dieser Classe zu gehören; eben so wenig dürfen wir Elfriede

dazu zählen, welche, entfernt von jeder auch der leisesten Heuchelei, in Freud' und Leid wahr blieb. Nur die Mutter, unfähig der Selbstbeherrschung, und so arm an Genuß, schwelgte gern ein wenig im Schmerz.

Der Herbst zögerte zu weichen, und die Sonne ging so strahlend auf und unter, wie ein wohlwollender Freund, der gern länger noch bliebe. In ihrem warmen Scheine ging Miß Blanche, die weiße Pfauhenne, auf einer goldnen Blätterschütte spazieren, und mochte träumen, der Sommer wandle in ihrem Schatten vor ihr her. Doch ihre Pflegerin, um keine Zeit zu versäumen, ging nur aus sich heraus, wenn die Dämmerung eintrat. Für Elfriede war der Schimmer, der aus den erleuchteten Fenstern der Gräfin durch die entlaubten Bäume drang, ein Abendstern von höheren Wesen bewohnt. Sie sehnte sich bisweilen dort zu sein, wie man sich nach dem Himmel sehnt, nach einer schöneren Ordnung der Dinge.

Die Gräfin ließ ihnen nach wie vor, Gutes und Liebes zufließen, still und ungesehen, wie der Thau der Nächte fällt, den Halm am Wege zu erfrischen. Die Mutter, in ihrer zitternden Schwäche, fühlte sich beinahe gebeugt, als würd' es ihr schwer, diese überschwängliche Güte zu ertragen. Die Tochter aber, nahm all das Gute, was ihnen erwiesen wurde, mit einem Herzen voll Dank, der nur in der Kraft wohnt —, und mit dem

festen Vorsatz auf, es lebenslänglich nicht zu vergessen. Und Gott würde es schon vergelten, dachte Elfriede.

Die Gräfin kam selten oder nie in diesen Theil des Parks; vielleicht wollte sie die nähere Bekanntschaft der beiden Ansiedlerinnen vermeiden. Nur ein paar mal hatten Mutter und Tochter sie von ferne gesehen; einmal im Geleit ihres Caplans, der sich zeitweise im Schlosse aufhielt, dann mit fremden Damen, welche zum Besuch in Edenrose waren.

Der Haushofmeister Poll, ein gesprächsamer Mann, gehorchte der empfangenen Ordre, und stellte sich schon am ersten Abend nach der Abreise der Stiftsdame bei ihren Schutzbefohlenen ein. Er überbrachte mündlich Grüße und für Elfriede eine schriftliche Instruction. Auf die höfliche Frage: ob er nicht Platz nehmen wolle? schien er geneigt, ein Stündchen bei ihnen zu verweilen.

„Mit Verlaub, meine Damen! darf ich ein Pfeifchen rauchen?“ fragte er bescheidentlich, „es ist ein feiner Tabacko. Auch plaudert es sich traulich dabei.“

Frau Arneth sah mit Vergnügen den glimmenden Dampf, und zugleich einer Mittheilung entgegen, nach welcher sie lange genug geschmachtet hatte. Der Vesuv auf diesem Pfeifenkopfe setzte ihre Phantasie in Flammen. Elfriede hingegen erinnerte sich dunkel, ihren Vater am vergnügtesten gesehen zu haben, wenn er sein Abend=

pfeifchen schmauchte, und bei dieser Erinnerung floß eine glühende Lava über ihr kindliches Herz.

„Nun unser Hoffräulein fort ist," hob der Haushofmeister an „zieht die Ruhe wieder ein in das Winterquartier. Man ist nicht ewig mehr wie auf der Hasenjagd — nur dann und wann wird ein Böcklein geschossen. — — — Solch eine Lebendigkeit ist mir noch nicht vorgekommen! im Schlosse ist's wie ausgestorben, denn unsere Gräfin — Gott besser's! lebt und webt wie eine abgeschiedene Seele. Ein Schatten verursacht eben so viel Lärm."

„Ist die gnädige Gräfin so kränklich?" fragte Frau Arneth in dringender Theilnahme.

Mit etwas scharfem Ton antwortete Poll: „Kränklich! das möchte ich nicht sagen; aber doch schlimmer als das! die gnädige Dame leidet am Gemüth. Ach! das ist eine traurige Maladie! und Keiner kann daraus klug werden. — Die Gräfin befindet sich beständig wie im magnetischen Schlafe und träumt bei offenen Augen. Unser Einer macht auch seine Beobachtungen im Stillen. Wenn unsere Dame frühmorgens an der Volière sitzt, in Gedanken versunken, und der kleine Bunte, der ihr von den drei Papagoyen der liebste ist — aus vollem Halse ruft: Wach auf, mein Herz, und singe! und gar nicht abläßt, mit dieser frommen Ermunterung, welche Fräulein von Hof ihn gelehrt hat —: dann hebt die Gräfin

einen Blick zum Himmel, als wäre dem Schöpfer aller Dinge das Krüglein des Trostes aus der allmächtigen Hand gefallen, ins Meer, wo es am tiefsten ist."

„Sollte wohl die Traurigkeit um den hochseligen Herrn, die edle Frau von Edenrose so sehr gebeugt haben, daß sie sich nicht wieder aufrichten könnte?" versetzte Elfriedens Mutter. In dieser Frage, so gestellt, lag Sympathie der verwitweten Liebe, und doch auch ein leiser Zweifel, der aus der Ueberzeugung entstand, es könne sich ein schweres Herz an dem Vorzug erheben, wofür sie einen reichen Grundbesitz hielt.

„Eine Witwe beruhiget sich endlich —" erwiederte hierauf der Haushofmeister, ein Mann von Erfahrung. „Auch ist seitdem Zeit verflossen. Was mich betrifft: so halte ich das Uebel für ein verschlagenes Heimweh; denn die Gräfin ist aus Padua gebürtig, und das liegt noch ein wenig weiter, als Paderborn."

Diese lehrreiche Bemerkung, welche die Mutter zerstreut, doch mit dem Anschein größter Aufmerksamkeit anhörte, gewann ihrer schweigsamen Tochter ein Lächeln ab, und auch Rede.

„Wenn Ihre Vermuthung richtig wäre," sagte Elfriede „so dürfte ja die Gräfin nur eine Reise in ihre Heimath unternehmen, um die Sehnsucht zu stillen, worin sie sich verzehrt."

„Das ist es alleben!" entgegnete Poll, den leichten

Vorschlag überbietend. „Unsere gnädigste Gräfin **könnte** Alles —; aber sie **kann** nicht. Sie könnte herrlich und in Freuden leben, nimmt aber mit bitterm Grame vorlieb, den arme Leute ganz umsonst haben — weil, Gott sei's geklagt! unsere grundgütige Herrschaft sich in der Welt über nichts mehr zu freuen vermag."

Mutter und Tochter seufzten. „Das ist herzlich zu bedauern!" sagte Frau Arneth. „Wen nicht ein Unglück zu Boden schlägt, was in die Augen fällt, der muß doch einen verborgenen Grund haben, so betrübt zu sein."

„O ja!" erwiederte der Haushofmeister, indem er bedeutsam das Haupt wiegte, und stärkere Rauchwölkchen von sich blies, um freier sprechen zu können, „das beruht auf einem geheimen Grunde, worüber ein Dunkel schwebt. Unser Schloß ist ein wahrer Roman, und von dieser tragischen Geschichte wären hundert Bücher zu schreiben. Man ist auch nicht von Gestern — und ist mit offnen Augen durchs Leben gegangen. Sehen Sie, meine Damen! die Sache verhält sich so:" (hier setzte Poll sich in Positur, um seinen Vortrag mit völliger Wichtigkeit zu halten.) „Die gräfliche Herrschaft von Edenrose ist von deutschem Schrot und Korn; aber eine Comtesse von der Seitenlinie hat sich bei einer Reise nach Welschland daselbst verheirathet, und ist nach dem einzigen Kindbett an einer Art von gelbem Fieber gestorben. Eine kleine Schattirung von dieser tödtlichen Krankheit ihrer

in Gott ruhenden Frau Mutter, sieht man unserer Gräfin noch an; denn obgleich die Gnädigste sehr schön ist und sehr blaß: so gleicht ihre gilbliche Hautfarbe doch einer inländischen Citrone."

Bei diesem herben Vergleich verzog Elfriede das Gesichtchen, als wäre das Bild ihrer Verehrung zu zart, um nicht unter dieser hartherzigen Färbung zu leiden; das Mitgefühl der Mutter äußerte sich minder empfindlich. Nur begierig nach näherer Auskunft, fragte sie dem Erzähler in die Rede fallend: „So wäre die Gräfin eine nahe Anverwandte ihres seligen Gemahls gewesen?"

„Eine nahe?" gegenfragte er zur Antwort; „nein! eine Cousine in der vierten Generation etwa; denn die Großeltern — warten Sie einmal — ich bin zwar in der Genealogie unseres Hauses gut bewandert; wenn ich nachrechne — — —" „es würde zu weitläufig werden, lassen Sie es gut sein, Herr Poll!" faßte Elfriede sich ein Herz, zu sagen, denn es drängte sie, dem Kummer ihrer Wohlthäterin auf die Spur zu kommen.

Der Haushofmeister sah das junge Mädchen betroffen über diesen gebietenden Ton an. In seinem erstaunten Blicke war der Gedanke zu lesen, daß Elfriede sich als eine gelehrige Schülerin des Hoffräuleins beweise. Doch einmal aus dem Zuge gebracht, verwickelte er sich im Gewebe der Erinnerung, und fing an einem andern Ende der Vergangenheit wieder an.

„Der Vater unseres hochseligen Grafen, das war ein Mann, dem der alte Adel aus den Augen sah. Er hatte einen Adlerblick und eine Habichtsnase! wenn er aus der Thür schritt — ich war zu jener Zeit ein kleiner Springinsfeld — konnte ich kein Glied stille halten. Ja, damals herrschte noch Ehrfurcht! — Die Unterthanen verehrten ihn mit Zittern und Beben, und setzten ihre Hoffnung auf den jungen Herrn, der — das muß man ihm zum Ruhme nachsagen — von klein auf, ein Menschenfreund war. Der Stammbaum des alten Herrn war seinem Sohne ein Marterholz; das weiß der liebe Gott! daß der junge Graf sein Herz nicht an die todten Ahnen hing. Er war Geist und Leben und eine freisinnige Natur! deshalb konnte er auch nicht anders, als sich im höchsten Grade unglücklich fühlen bei seinen Eltern, die ganz vermorscht waren in ihren wackeligen Vorurtheilen."

Die Mutter stieß einen Seufzer aus; die Tochter, erröthend in tiefer Indignation, rief: „Welch ein entsetzliches Familienverhältniß! wie innig bedauere ich den Grafen! ich meine den Sohn — — —"

Der Haushofmeister nickte, und seine Mimik sagte: „Versteht sich!"

„Ja," setzte er fort, geschmeichelt durch den Antheil, den seine Erzählung so lebhaft erregt hatte, „es waren auch noch andere Ursachen, die dem jungen Grafen das Leben hieselbst verleideten, als der leidige Stolz, welcher

immer ein Wurm ist, der dem Falle vorarbeitet. Der Ehestand des hochgräflichen Paares hatte auch schwache Seiten. Die Gräfin Mutter war eine eifrige Katholikin — — — der alte Herr ein Protestant, und natürlich auch sein Sohn. Gegen die Frau, welche wie eine Päpstin auf ihrem vergoldeten Stuhle saß, richtete der Graf nichts aus, wie sehr er auch protestirte — und die arme, kleine lutherische Gemeine mußte es entgelten, so oft die Herrschaft in Zwiespalt gerieth."

„Das erinnert an die Geschichte mit dem Dauphin, für dessen Vergehungen ein unschuldiger Knabe gezüchtiget wurde —" sagte Elfriede, immer stärker empört.

„Der junge Graf konnte es nicht sehen, daß sein Vater den Pantoffel küßte," sprach Poll im gleichmüthigen Tone des Berichts, „und es pflanzte sich ein Haß gegen alle Herrschsucht in seine junge, starke Brust. Schon in jungen Jahren war ihm am wohlsten, weit weg von Edenrose, und je weiter je besser. Nicht genau weiß ich's, ob der junge Herr sich noch auf hohen Schulen befand, oder sonst wo, als die Zeit gekommen war, die dem Kaiser Napoleon das Maß erfüllen sollte. — Bei uns wurden große Anstalten getroffen, denn die italiänische Garde, hieß es, würde Rasttag in Edenrose halten, und auf dem Schlosse sollte das Hauptquartier sein. Gott's Tausend! da gab es mal zu thun! Alles wurde aufgeboten; denn einer der vornehmsten Officiere von jenen

Truppen, war ein Anverwandter unserer Herrschaft, und Freude war über dies Wiedersehen im Schlosse, wenn es auch etwas kostspielig kam.“ —

„General Orny, ein Mann von martialischem Ansehen, wie der lebendige Krieg, ließ seine Grenadiere aufmarschieren, daß es eine Lust war. Aber auch ein kleines, glattes Rosengesicht war unter diesen bärtigen Mützen zu erblicken, des Generals Töchterlein, unsere gegenwärtige Frau Gräfin!“

Elfriede und ihre Mutter äußerten Verwunderung — dem Haushofmeister war die Pfeife ausgegangen. Indem er die stäubende Asche fortblies, sagte er mit fallender Stimme: „Ja, meine Damen! dies ist nun gewesen! wie wenn ein wenig Asche verstiebt. Doch — wo war ich denn geblieben?“

„Bei der jungen Gräfin, die mit der fremden Garde kam —“ fiel Elfriede rasch ein. „O! fahren Sie fort, Herr Poll!“

„Und wirklich,“ redete der Haushofmeister weiter, „war die junge Comtesse, die bei uns verbutten sollte, ein Soldatenkind, wie es im Buche steht. — Ein neapolitanisches Pferdchen wurde nebenher geführt für die Kleine, welche an der Seite ihres Vaters ritt, wenn sie vom Fahren müde war. Der General, da er zur Armee der Franzosen gen Norden zog, mochte der deutschen Treue sein Liebstes und Einzigstes anvertrauen. Vielleicht dachte

er, wenn ihm auf diesem Feldzug was Menschliches widerführe, so wäre die Waise im Schooß der Familie ihrer Mutter gut aufgehoben. Und wirklich wurde die junge Comtesse bei uns auf den Händen getragen und mit der größten Liebe aufgenommen, obgleich die alte Gräfin sonst ein kalter Saturn war.“ (Wir erinnern unsere Leserinnen daran, wie dieser Planet in den Vergleichen derer regierte, mit denen unsere Freundin in Berührung gerieth.)

„Dieser unvergeßliche Rasttag verging jedoch auch, wie Alles in der Welt —“ sprach der philosophische Poll, indem er einen neuen Anlauf seiner Erzählung nahm. „Am Abend wurde prachtvolle Musik gemacht. Den nächsten Morgen — nun, ich werde mein Lebtag daran denken. Die bildschönen Leute standen wie aus Erz — die Officiere sprengten hin und her — der General hob sein Töchterlein zu sich empor, das Herz mag ihm wohl an der kleinen Brust nicht sachte geschlagen haben! — — — Die Trommeln gingen, das ganze Dorf versammelte sich und war Augenzeuge, daß die Gräfin, die sonst zu viel Stolz besaß, um eine kleine Thräne zu vergießen, unmenschlich weinte. Mit klingendem Spiel setzte sich nun der Zug in Marsch. Und wie jeder Ton voller Courage über das Feld schallte: — wer damals gesagt hätte, daß dies ein Todtenmarsch wäre! und daß, bevor ein Jahr ins Land ging, all diese braven

Grenadiere ausgekämpft hätten! unter dem Schnee liegen sie begraben — und das Hungertuch hat die tapfern Krieger noch schlimmer zugedeckt."

Elfriede schauderte, und ihrer Mutter schwebte das ungeheure Elend jenes Krieges vor. In solchen Augenblicken findet der selbstsüchtige Schmerz sich nicht mehr allein; ein Heer von Leiden stellt ihn zufrieden. Das arme, kleine Selbst, wie schwer es auch getroffen sei, verschwindet in den Massen, die das Schicksal zermalmt.

„Und der General — er kam nicht wieder?" fragte Frau Arneth, als der Haushofmeister inne hielt. Poll verneinte mit trauriger Geberde, und sprach: „Keine Spur von ihm! im Bosquet steht ein Denkmal zu seinen Ehren — auf inständiges Bitten der jungen Comtesse war es gesetzt worden, und das gute Kind trieb anfänglich ein wenig Abgötterei mit dem marmornen Bilde des Vaters. Ach! sein Gebein bescheint weder Sonne noch Mond. — Da nun die fremde Pflegetochter der Abgott im Schlosse war: so that die Herrschaft ihr alles zu Willen. Sie hielt ihr einen eigenen Stallmeister für das Pferdchen, was Solo hieß, und das besondere Genie besaß, daß es italiänisch verstand — ich sage Ihnen, jedes Wörtlein schien es zu verstehen, was die Kleine mit ihm kosete. Die gnädige Mama hätte am liebsten die Halfter beflittern mögen, und die Decke mit Perlen sticken. — Der alte Herr ließ für sein Goldkind — so nannte er

die Comtesse – silberne Sporen anfertigen, ganz niedlich, wie für einen Puppenritter; ferner, ein sammtnes Reitkleid und ein Hütchen mit weißen, wehenden Federn, das auf dem geschnittenen Haare allerliebst keck saß. So ritt nun die junge Gräfin — der Stallmeister hinter ihr her, der sie nicht aus den Augen lassen durfte — immer über die Brücke, des Weges, den ihr Vater gezogen war, auf Nimmerwiedersehen. Und wenn sie mit den großen, schwarzen Augen so tief und traurig in das Wasser hinab schaute — die Rede ging, General Orny sei ertrunken —; so konnte man es ohne Leid nicht mit ansehn."

„Das arme Kind!" sagte die Mutter mit einem tiefen Seufzer, „welch ein beweinenswerthes Loos ist dieses! Ich glaube gern, daß die Gräfin diesen betrübten Fall zeitlebens nicht verschmerzen kann."

In diesen Worten lag unverkennbar eine Sympathie der Erfahrung, die ihrem Ausdruck die allerinnigste Theilnahme gab.

Der Tochter schwellte das Herz im Busen; ihr Interesse an dieser einfachen Erzählung stieg sichtlich höher. Und — „weiter! weiter Herr Poll!" drängte Elfriede. —

„Weiter?" fragte der Haushofmeister, und der Grad der Aufmerksamkeit, die er erregte, ließ ihn zögern. „Wir kommen jetzt an einen starken Schlagbaum, junges Fräulein! hab' ich doch von jeher erfahren, daß das Glück,

wie ein kluger Gastgeber den guten Wein zuerst giebt, und daß, wem alle Wünsche in Erfüllung gegangen, doch zuletzt mit dem größten Wunsche leer ausging. — So oft unser junger Graf sich eine Zeit lang hier aufhielt, wiederholte es sich, daß er jedesmal fröhlich und guter Dinge kam, und dann, wie vor den Kopf geschlagen, umher ging. Im Schlosse seiner Eltern herrschte ein finsterer Geist und eine Formalität die ihm durchaus zuwider war; und so suchte er das Weite. Die kleine Cousine behandelte er ganz unparteiisch. Er nannte sie sein Schwesterlein, und that auch so zu ihr. Die Comtesse hing ihm an wie eine Klette und folgte ihm wie sein Schatten; am liebsten aber war er allein. — Das wird ein Paar! meinten die Leute; ich aber dachte: kein Gedanke daran! was eine Nessel werden will, brennt bei Zeiten. —"

„Nun, so soll es mich doch verlangen — —" fiel die Mutter dem fein beobachtenden Haushofmeister mit ängstlicher Neugier in das Wort.

„Als ob das Herz eines Mannes gezwungen werden könnte!" setzte Elfriede mit dem verletzten Stolz der Weiblichkeit hinzu. „Der junge Graf, von dem so gut als möglich zu denken, ich sehr geneigt bin, muß seine Verwandte doch geliebt haben! sonst hätte er sie wohl nicht zur Frau genommen."

Der welterfahrene Poll lächelte dieser unschuldigen

Ansicht, und sprach: „Was sich fügen soll, muß doch am Ende geschehen. Der junge Herr war auf fremden Schulen gewesen und mit der Zeit fortgeschritten. Er war ein Freund der Natur, ein Freund der Menschen, und hatte Neuerungen im Sinne. Der alte Graf hingegen, war nicht von dannen gekommen; er war ein Feind der Aufklärung, und hielt seinen Stand für das Höchste auf Gottes Erdboden. Das paßte nun nicht zusammen. Graf Egbert, der Sohn, fand sich beschränkt auf allen Seiten, so daß er es nicht aushalten konnte. Als daher der Freiheitskrieg noch einmal losging, kam ihm dieser Anlaß wie gerufen, und obgleich er noch blutjung war, schonte er nicht seines Lebens. Die Eltern zagten um ihn, und die Comtesse? o Jemine! die wäre wohl wie die Leonore in dem Gedicht, um's Morgenroth mit seinem Geiste in das Grab geritten. — Sie war schlank und schön geworden, als der junge Graf mit einer Blessur nach Hause kam. In den Frieden zog er eben nicht ein. Manch eine hitzige Bataille wurde geliefert, wenn die Herrschaft bei Tische saß. — So geschah es denn, daß er — vorgeblich der Jagd wegen — auf ein verwittertes Landhaus zog, mitten im Hochholz, auf daß nur Ruhe würde. Die Eltern trieben ihn unaufhörlich an, in das Garn einzugehen, das sie ausgesponnen hatten, hinsichtlich einer Verbindung mit der Comtesse. Dem wollte er ausweichen. Wer weiß, wen die Gräf-

lichen dabei ins Gedränge gebracht, und in den Tod getrieben haben! und ob nicht in Folge davon, ihren eigenen Sohn!!! — Dazumal munkelte man verschieden. — — —"

„Aber mein Gott!" fiel Elfriede ein, „konnte denn die junge Gräfin ihren Freund, ihren Bruder, nicht gegen seine Eltern beschützen, da sie so viel bei ihnen galt? Mir däucht, sie wäre sich dies selbst schuldig gewesen. Mich könnte der Gedanke tödten, daß ein Mann geängstet würde, sich mir anzunähern."

Der Haushofmeister sah das erglühende Mädchen mit einem Gefühl unfreiwilliger Hochachtung an, und sprach: „Ja, wenn die Comtesse nicht selbst befangen gewesen wäre! ihren Bruder? sagen Sie? das war's eben! von Herzen brüderlich meinte es der junge Graf mit ihr, da aber Comtesse Tolie ihn so lieb hatte, daß ihr die Freude aus den Augen lachte, wenn sie ihn nur von Weitem sah, so sollte und müßte er ihr Gemahl werden — dies war eine beschlossene Sache bei unserer Herrschaft. Doch die Liebe läßt sich nicht zwingen. Auf einmal war der junge Graf verschwunden, und Niemand wußte, wohin? auf dem Schlosse war eine geheime Unruhe nicht zu verbergen; doch hieß es, er habe eine große Reise angetreten. Die Rede ging von einer heimlichen Heirath — — —" (bei diesen Worten, die der Haushofmeister im Flüstertone sprach, blickte er scheu um sich,

als hätten die Wände Ohren.) „Dieses Gerücht,“ fuhr der referirende Poll behutsam fort, „fror den Leuten im Munde, da Jedermann dem jungen Herrn mit Wärme nur Gutes und Liebes nachsagte; aber es thaute wieder auf, als er nach vielen Jahren im Fieber lag und phantasirte. Ich wollte selbst einen körperlichen Eid darauf schwören, daß unser hochseliger Graf vor seiner Verheirathung mit der gnädigen Frau, schon vermählt gewesen, und zwar in Form Rechtens, denn eine wilde Ehe sah ihm nicht ähnlich.“

„Wie könnte dies denn aber zugegangen sein?“ fragte Frau Arneth, deren Combinationsgabe eben nicht die stärkste war. „Zwei Frauen wird er doch nicht zugleich genommen haben?“

„Aber Eine nach der Andern!“ erwiederte Poll, und lächelte ein wenig sarkastisch. „Gott mag es wissen! die Sache ist bis auf diesen Tag ein Geheimniß geblieben. Graf Egbert mochte etwa ein halbes Jahr oder darüber von Edenrose abwesend sein, als den alten Herrn der Schlag rührte. Sein Sohn wurde in öffentlichen Blättern citirt. Er kam — aber seine Seele war nicht mit gekommen. — Man sah ihm die Angst, die Ungeduld an, nicht von der Stelle zu können. Das Ende verzog sich — der vertraute Jäger, der mit dem jungen Herrn zu Felde gewesen war, sprengte ab und zu — doch kein Mensch wußte, in was für Aufträgen er wochenlang ent-

sendet werde. An demselben Abend, wo der alte Graf zur gesegneten Stunde das Zeitliche verließ, kehrte auch der Jäger zurück, und mochte irgend eine üble Botschaft bringen. Graf Egbert war wie vernichtet. Nie, in meinem Leben habe ich einen Christenmenschen so gebeugt gesehen. — — —"

„Nachdem das Leichenbegängniß vorüber war, verschwand der Graf abermals für längere Zeit. Die hochadelige Frau Witwe ergriff mit dieser Gelegenheit das Scepter. Sie maßte sich alles an, und unser armer junger Herr ließ seine Mutter gewähren, als wäre ihm das eigene Selbst geknickt wie ein Binsenstengel. Endlich, als er wiederkehrte — der Kukuk hole die Kuppelei! so lange zog die Dame unabläßig an ihrem Sohne, bis ihm die Geduld ausriß, und er sich mit der Comtesse copuliren ließ, nur um die Mutter los zu werden. Aber — nur ein Schatten von einem Bräutigam stand am Altare — und die arme, junge Gräfin hielt ein kaltes Bild in ihren Armen. Das ist denn auch ihr Gram und ihre Leidenschaft gewesen."

„Gott!" rief Elfriede aus, und ihre jungfräuliche Wange färbte sich mit Purpur, wie konnte sie ihn aber auch zum Gemahl nehmen? da sie den Grafen liebte, hätte sie ihm seine Freiheit gönnen sollen."

Und die Mutter setzte hinzu: „Die arme Gräfin! wo keine Liebe ist, da ist kein Leben! weit lieber will ich

Witwe sein, als einen Mann haben, dem das Herz erstorben ist durch irgend einen traurigen Vorfall, wovon ich noch dazu nicht eine Silbe wüßte."

„Ja, das sag' ich auch!" äußerte der Haushofmeister. Dann fuhr er fort: „Gestrenge Herren regieren nicht lange — dies Sprichwort mag wohl auch von den Frauen gelten. Die gnädige Mama, welche bald darauf starb, als die Heirath vollzogen war, durfte sich ihres Werkes eben nicht freuen; ein dunkler Faden lief hindurch bis an das Ende. Die Herrschaft führte den heiligen Ehestand wie im Traume. Ein zankendes Wörtlein wäre nicht mit Golde zu bezahlen gewesen. Man hätte doch Leben gespürt. Die Gräfin schlich wohl bisweilen zu dem Denkmal des Generals und weinte ihre stillen Thränen, daß es einen Stein in der Erde erbarmen mögen. — Unser Graf blieb stets gelassen und sich gleich. Er war zu g u t, und dies, meine Damen, ist auch schlimm. Dennoch, bei alledem, es ist sonderbar! obgleich die Leute im Schlosse wußten, daß ihnen nicht das Mindeste geschah, wenn sie unachtsam wären, wüßte ich mich nicht zu erinnern, daß ein bedeutender Schaden geschehen wäre. Ach! es war ein Jammer, daß vor unserm Herrn die Welt in Trümmer gehen können. Vielleicht hätte er sich doch ermannt, wenn seine Gesundheit in besserem Zustande gewesen wäre. Er zehrte sich ab — ein Fieber rieb ihn vollends auf. Die Gräfin

wich nicht von ihrem Gemahl, und sah selbst aus wie zum Verscheiden. Wie sich verlauten ließ — man spricht nicht gern davon — soll ihr in seinen Phantasien, wenn er in der Hitze lag, Alles klar geworden sein. Das ist ungefähr so, wie wenn man bei Feuerschein einsieht, von welcher Seite unser Glück zusammenstürzt."

„Ja, wahrhaftig!" stimmte die Mutter ihm im Ton der Wehklage bei, „was kann dies auch helfen? Nichtwissen ist in manchen Fällen eine große Wohlthat."

Ihre Tochter athmete in Kürze. Sie blickte den Haushofmeister mit brennendem Verlangen an. Voll hatte in immer schwächeren Zügen die geliebte Pfeife erlöschen lassen. Die Stimme sank ihm, da er sprach: „Der Graf, in der Blüthe seiner Jahre, mußte sterben; ein heimlicher Wurm — das steht fest! nagte am Kern seines Lebens. Was hätte damals aus der unglücklichen Frau werden sollen, wenn ihr nicht Fräulein von Hof zur Seite gestanden hätte?"

Seine Zuhörerinnen blickten verwundert. Elfriede nahm das Wort und sprach: „Auf welche Weise, wenn ich fragen darf, stand denn Fräulein von Hof in so nahem Verhältniß zu unserer Gräfin, die, Ihrer Aussage nach, allen Umgang mied?"

„Unsere Gräfin!" wiederholte der Haushofmeister, und nickte mit einem abstrahirenden Lächeln der Mutter in das horchende Gesicht, „Ihre schöne Tochter spricht,

als wäre sie aus Edenrose gebürtig. Nun, bitte nicht übel zu nehmen, junges Fräulein! auf Ihre Frage ist die Antwort leicht zu geben. Die Stiftsdame, eine Waise von hohem Adel — wurde in hiesiger Gegend erzogen, bei ihrem Vormund, der manchmal zum Besuch hierher kam. Er brachte dann seine Mündel mit, die von gleichem Alter mit der Comtesse war. So ward zwischen Beiden eine Freundschaft geschlossen, bei der unsere zurückhaltende Gräfin sich gewissermaßen leidend verhielt. Desto gewaltsamer — wie sie denn schon in jüngerer Zeit Alles heftig erfaßte — bemächtigte sich das Fräulein ihrer Freundin — unserer Pflegetochter nämlich. Wer weiß, wie alles anders gekommen wäre? aber da kam eine curiose Geschichte vor —; eine Liebesaffaire mit dem Hofmeister. Nun, das Hofmeistern hängt dem gnädigen Fräulein heutigen Tages noch an. — Aber der bürgerliche Hauslehrer, mit dem die hochwohlgeborne Dame durchgehen wollen — es ist niemals herausgekommen — hatte ihrem Adelsbriefe, wenn auch grade keinen Fleck oder Makel, doch einen kleinen Knitter beigebracht, der ausgeglichen werden müssen. Der junge Mann ward schleunigst entfernt; das Fräulein sagte der Liebe ab, und nahm die Stelle im Stift persönlich an. Seit jener Zeit verhielt Fräulein von Hof sich in Liebessachen strengrichterlich und brachte alle Jahr ihren Urlaub bei uns zu. Auch als der höchstselige Graf in den letzten Zügen lag,

war die Stiftsdame hier anwesend, und hielt aus — wie ein Freund."

Poll wählte dies vielsagende Wort mit Nachdruck, und erholte sich dann ein wenig, als hätte die letztere Erklärung ihn erschöpft.

"So blieb die Frau Gräfin alleinige Erbin der Güter ihres Gemahls?" fragte die Mutter, welche immer wieder auf das materielle Interesse zurückkam.

Der Haushofmeister war nicht rasch mit der Antwort auf diese Frage. "Unser herrschaftliches Gut sammt allen Vorwerken," sagte er demonstrirend, "ist ein Allodium! das heißt, meine Damen, ein solches, was den wirklichen Erben des Verstorbenen zufällt. Nun setzte zwar das Testament des hochseligen Herrn — leider, kam es ein wenig spät dazu — die Gräfin zu seiner Erbin ein; doch mit der ausdrücklichen Bedingung, daß der künftige Besitzer den Namen Edenrose führen solle. Auch ein Zusatz war dabei; der viel zu denken gab, nämlich: ein Erbe dieses Namens werde sich schon finden. Was? und wen der Graf damit gemeint haben könne? dies wußte Niemand zu enträthseln. Nun hatte die Gräfin Mutter ihr ansehnliches Privat-Vermögen zwischen Sohn und Pflegekind getheilt, wie zwischen leiblichen Geschwistern; darüber disponirt unsere Frau uneingeschränkt. — Was nun die andern Güter anbelangt, so sind diese von einer Seitenlinie unserer Herrschaft zugefallen. Wie

ich vernommen, so wird dieser rechtmäßige Besitz von ein paar wüsten Vettern streitig gemacht, die näheren Anspruch daran vorgeben, oder zu haben vermeinen. Es schweben Processe ob — nun die Juristen werden diesen Goldfaden schon in die Länge ziehen. — — — In dieser verworrenen Lage nahm Fräulein von Hof sich äußerst thätig, und griff die Sache bei dem rechten Ende an. Sie reis'te in die Residenz und trug dem Landesherrn in einer geheimen Audienz klar und in Kürze die Angelegenheit ihrer Freundin vor, welche sie als eine Fremde von Geburt, die der Landesgesetze unkundig sei, dem Schutze des Monarchen empfehlen wollte. Das Fräulein weiß zu sprechen! Und jener Schritt war von den besten Folgen für unsere gnädige Witfrau."

„So verdankt die Frau Gräfin ihrer Freundin in der That! viel —" konnte die Mutter sich nicht enthalten, zu sagen. Und ihre Tochter sprach: „Es ist ein seltner Muth der Freundschaft, der Alles zu unternehmen und durchzusetzen wagt."

„Hm!" entgegnete Poll mit etwas herabsetzendem Tone, „unsere Gräfin läßt sich aber auch Alles gefallen, und gleichsam über sich verfügen; das thut auch nicht ein Jeder. Die Damen haben sämmtlich ihren eigenen Willen am liebsten. Fräulein von Hof wäre, wenn es Gott gefallen hätte — ein excellenter Staatsminister geworden; am Ruder zu stehen, ist ganz ihre Sache. Im Mini=

sterium des Innern —" (hier belächelte der Haushofmeister seinen eigenen Witz) „ist die Verschlossenheit ihr Fach. Ein Beispiel nur will ich anführen. — In jener Zeit, da Keiner von uns wußte, wo ihm der Kopf stand — wurde Rath und Trost nicht so ängstlich gesucht, als der Schlüssel zu einem kleinen Schreibkästchen, was vielleicht das geheime Portefeuille des verstorbenen Grafen gewesen war. Fräulein von Hof widersetzte sich entschieden, daß diesem Gegenstande Gewalt geschähe. Einst vernahm ich ein Gespräch, worin das Fräulein zu unserer gnädigsten Frau sagte: Ich halte es für keinen Zufall, daß grade dieser Schlüssel fehlt. Gieb Acht! er wird sich finden, wenn Du für den Inhalt ruhiger geworden bist. — Solch eine Enthaltsamkeit verdient alle Achtung. Wie ich höre, hat das junge Fräulein hier, den vermißten Schlüssel im Schilfrohr des Teiches gefunden?"

„So ist's!" antwortete die Mutter bedeutsam, als legte sie diesem Umstande allein den Werth der Aufnahme bei, welche ihnen hier zu Theil geworden war. Elfriede sträubte sich dagegen, daß ihnen Haus und Herz nur darum geöffnet worden wäre; allein sie schwieg.

„Nun, und seitdem?" mit dieser halben Frage versuchte Frau Arneth in das Geheimniß einzudringen.

„Seitdem —" erwiederte der Haushofmeister gedankenvoll, „ist die Gräfin unruhig und unschlüssig geworden. Das muß ein Blinder sehen. Sie versinnt sich völlig,

ändert an ihren kleinsten Vorsätzen, wie man eine Hand umwendet, und eilt mit starren Blicken von einem Platze zum andern, nicht anders, als wenn ein einsamer Vogel aufgescheucht wird in seiner Wildniß. — Fräulein von Hof scheint diese Veränderung nicht zu bemerken. Sie ist allzusehr beschäftigt mit ihrem Liebling —" (hier heftete Poll einen bezeichnenden und glückwünschenden Blick auf das junge Mädchen) „als daß sie sich so wie sonst um die Gräfin bekümmern sollte."

Elfriede, welche in den letzteren Worten einen Vorwurf empfunden, sagte hocherröthend: „Das sollte mir unaussprechlich leid thun, wenn wir der Gräfin für ihre unendliche Güte, einen Theil der Aufmerksamkeit ihrer Freundin entzogen hätten."

„Aber mein Kind, wir können doch nichts dafür!" setzte die Mutter in Einfalt hinzu.

Der Haushofmeister stand auf, und sagte überrascht: „Es geht stark auf Zehn! wie uns der Abend so gut vergangen ist! — Ja, es plaudert sich hübsch, in lieber Gesellschaft."

Er hatte fast nur allein gesprochen. Die Mutter wünschte ihm mit dem aufrichtigsten Dank für seinen Besuch eine geruhsame Nacht. Ihr hatte die einseitige Unterhaltung dieses Abends einen geselligen Genuß gewährt, wie sie sich dessen seit den Tagen ihres Glückes nicht mehr entsinnen konnte. — In zufriedenem Mitleid dachte sie,

daß doch die Welt für Hohe und Niedere ein Jammerthal wäre. Und in diesem ausgleichenden Gedanken schlief sie ruhig ein.

Sollte wirklich in der grausamen Maxime etwas Wahres liegen, daß in dem Unglück Anderer stets etwas enthalten ist, was dem lieben Nächsten nicht mißfällt? Wehe dem, der dies aus eigener Erfahrung wüßte! —

Elfriede blieb lange wach. Sie malte die Skizze von dem Schicksal der Gräfin aus, und ihre reine Seele strahlte über jede dunkle Stelle. Es verursachte ihr einen unklaren Schmerz, daß die Gräfin das Opfer der Hand ihres Gemahls angenommen. Auch hätte, ihrem Gefühl nach — um keinen Preis! eine Ehe gestiftet werden sollen, der das Herz der Vereinigung fehlte: der belebende Pulsschlag der Liebe! — „Warum blieb die Gräfin nicht lieber unvermählt?" dachte Frieda. „Wie konnte sie nicht einen Vorzug darin finden, die Schwester, die Trösterin dessen zu sein, den sie liebte, und nichts zu verlangen, als sein Glück?"

Das Bild dieses Gedankens ward mit einiger Hingebung ausgeführt, und der zarteste und festeste Stolz, dieser Diamant der Jungfräulichkeit, faßte es ein. —

Als der Haushofmeister wieder kam, überbrachte er einen Brief aus Erzneuland, ein Päckchen vielmehr. Freude kehrte damit in der kleinen, stillen Wohnung ein. Fräulein von Hof war geübt, die Feder zu führen; ihr

Brief war voller Geist und Liebe. Auch waren ihm brauchbare Dinge beigelegt, nebst neuen Aufträgen für Mutter und Tochter. Beide hatten nun wieder hinreichend Beschäftigung. Was an Arbeit vollendet war, wurde mit der Antwort an das Fräulein, dem Ueberbringer eingehändiget.

Eine anfängliche Schriftstellerin kann nicht unter stärkerem Herzklopfen ihre Ideen und Ideale zu Papiere bringen, als womit unsere jugendliche Freundin was sie dachte und fühlte, in dieses erste Schreiben ergoß.

Diese Briefe nun, so froh empfangen, als bereitwillig erwiedert, gewährten dieser einförmigen Lebensweise eine heitere Abwechslung, ohne sie zu ändern. Dann kam der gesprächige Poll, der sich als der einzige Gesellschafter, dieser, von aller Welt abgeschlossenen Witwe und Waise gefiel, sich auch ein Bildchen bei ihrer Beschützerin zu verdienen gedachte — und las ihnen die Zeitungen vor, wenn sie auch schon ein wenig alt geworden waren. Die Mutter nahm besonderen Antheil an Unglücksfällen und an Personen, die bürgerlich zu Grunde gegangen, etwa als Schuldner aufgerufen wurden. Dagegen schien sie in Betreff wichtiger Naturereignisse oder Staatsumwälzungen durchaus unempfindlich zu sein. Reiche gingen unter, die ältesten Verfassungen stürzten zusammen, ohne daß Frau Arneth deshalb nur einen Blick des Staunens von ihrer Arbeit aufgehoben hätte.

Nur aus Gefälligkeit schenkte ihre Tochter dem Vorleser einige Aufmerksamkeit. Was in der Welt Neues vorging: es lag ihr so fern! hier, wie auf einer grünen Friedensinsel, fühlte sie sich in jedem Sinne isolirt, und für die Politik hatte Elfriede ein so taubes Ohr, als hätte sie das Testament Jean Pauls an seine Töchter zu erfüllen.

So oft der kleine Bote, der ihnen die Kost brachte, und sich durch seine Flinkheit dazu eignete, in dem warmen Brodem, der die Scheiben überlief, wie in einem Wölkchen erschien, war dies stets ein willkommener Augenblick, und ein überraschender dazu. Wenn die Mutter fragte: „Was werden wir nur heute zu essen bekommen?“ so fühlte sie sich nicht allein mit gutem Appetit begierig, es zu erfahren; sondern, sie empfand auch die Neugier einer Hausfrau, welche nicht mehr zu sorgen braucht, was sie auftischen soll. Jede Mahlzeit war ihr ein Manna, vom Himmel gefallen.

„Aber lieber Junge, Du gehst noch baarfuß? und es friert schon über Nacht —“ sagte Frau Arneth mit der Faltenmiene winterlicher Ueberlegung, und ein Streifchen Tadel war auch dabei, „ich werde Dir warme Strümpfe stricken. — Der Junge lachte diese Sorgfalt aus, und zeigte ein paar Zähne, weißer als der Reif am Boden.

„Wie heißest Du?“ fragte ihn Elfriede. „David Jost!“ antwortete er.

„Mein kleiner David!“ hob das Mädchen wieder an, „bist Du schon bei Jemand im Dienst der Feldhut gewesen?“ Vielleicht dachte Elfriede, als Gänsehirt, oder als Hüter der Schafe; sagte es jedoch nicht, weil seiner Antwort: „Mich hat noch Keiner gehabt!“ ein verweisender Blick vorausging.

„Wem gehörst Du denn an, mein Sohn?“ fragte Frau Arneth, da ihr der freimüthige Ton des Bürschchens auffiel.

„Der Vater war Flurschütze, die Mutter Wäscherin auf dem Schlosse — und ich laufe beiher,“ versetzte der Junge kurz angebunden, und schien nicht Lust zu haben, sich länger noch aufzuhalten.

„Weißt Du was?“ nahm Elfriede mit so leutseliger Stimme das Wort, als wolle sie einem jüngeren Bruder gern einen Beweis ihres Wohlmeinens geben; „Du läufst Dich für uns müde — ich möchte Dich zum Botenlohn ein wenig unterrichten, zu Deinem besseren Fortkommen in der Welt.“

„Ich gehe schon in die Schule —“ erwiederte David Jost, nicht ohne einen gewissen verschmähenden Stolz.

„So giebt es eine gute Schule in Edenrose?“ fragte Elfriede mit regem Interesse, „und was lernst Du denn darin?“

Der Knabe sah das Mädchen mit großen Augen an

und sprach: „Christenthum, Lesen und Schreiben. Der alte Fürst ist ja unser Schulmeister.“

Darauf eilte er hinweg.

„Und mehr braucht's nicht!“ sagte die Mutter, welche nicht ganz zufrieden mit der intellectuellen Ausbildung ihrer Tochter, diese Gelegenheit nützen wollte, ihre Ansicht über diesen Punkt auszusprechen.

Elfriede, wenn auch abgewiesen mit ihrer Gutwilligkeit, fand seine Weigerung natürlich, indem eine scheue Ehrfurcht vor dem alten Schulmeister, tief durch ihre Seele ging. Und beinahe hätte sie den kleinen, armen Schüler beneidet, der, ohne ein Wörtchen zu seinem Lobe, ihm das unbedingteste Zeugniß gab.

Die Gewohnheit spinnt leise — sehr leise ein. Mutter und Tochter merkten es kaum, daß die Tage immer kürzere Kreise zogen, daß die Oede des Winters sich lagerte, und den Teich mit Frost bedeckte.

Auf die Frage: ob sie nicht bald hinauf ins Schloß ziehen würden? war es ihnen immer noch Zeit. Sie freuten sich der Natur, wenn ein Sonnenstrahl den Park vergoldete, wenn ein Vöglein hellauf zwitscherte, und wenn der Mond so klar und keusch auf den jungfräulichen Schnee schien, unter welchem der künftige Frühling schlief, voll Wunder der Auferstehung. —

„Ach Mutter! Du sitzest Dich fast blind!“ jammerte Elfriede, wenn Frau Arneth bis in die Dunkelheit hinein

in Weiß stickte, und Faden um Faden zog. Dafür war nun aber auch ein hübsches Sümmchen verdient, und es zu zählen war der Silberblick dieses in stillen Fleiß vergrabenen Lebens. Als einst ihre Tochter mit jener Verachtung des Geldes, welche der Jugend eigen ist, sagte: „Was sammelst Du denn so? — Wollte ich doch lieber betteln gehen, als daß ich sehen müßte, wie Du Dich todt arbeitest, und Deine Freude am Sparen hast, wie die Leute, welche man geizig nennt —" konnte das Mädchen nicht länger schweigen.

„Du irrst, mein armes Kind!" entgegnete die Mutter mit einem schwachen Lächeln. Dies Geld soll Dir weder blank und baar zu Gute kommen, noch daß ich meine Freude daran hätte. Dennoch möchte ich es mit meinem Blute vermehren! und wenn Gott mir seinen Segen giebt und mich am Leben erhält: so wäre ich vielleicht im Stande, so viel zu erwerben, daß ich, wenn auch ein Weniges nur, von den schwersten Schulden des Vaters, worüber er den Verstand verlor — abzahlen könnte. Der Heiland sah das Scherflein der Witwe gnädig an! er wird meine tausend — tausend Thränen auch für etwas rechnen."

Elfriede war bestürzt, als sie die Mutter in bitteres Weinen ausbrechen sah. Sie sprach: „O Mutter! ich bitte Dich flehentlich, schone Deine ange-

strengten Augen! und schone auch mich! Wir haben ja nichts verschuldet! — — —“

„Du gewiß nichts, gutes Wesen!“ erwiederte Frau Arneth mit gebrochener Stimme. „Aber auch dem unschuldigsten Kinde soll die Sünde der Eltern heimkommen — — — wenn ich daran denke — —“

„Ich hoffe auf Gott!“ unterbrach Elfriede jene verzagenden Worte, und lächelte getrost. „Wir wollen Vertrauen zu ihm haben, meine liebe Mutter. In der Bibel steht auch, wie der Herr dem ungerechten Haushalter Alles erließ — das ist ein himmlisches Capitel! so oft ich es lese, ist mein Herz voll Rührung. Dann wird auch jedes Leid, jedwedes Gute vergolten. Du hast mir manchmal davon erzählt, welch ein williger Gastfreund der selige Vater gewesen — nun, wer genießt wohl größere Gastfreundschaft, als wir, die Seinen?“

So tröstete Elfriede ihre Mutter, und so mußte das Geld für unsere junge Freundin einen andern als klingenden Werth haben. Sie legte sich selbst das heilige Versprechen ab; daß jeder Pfennig, der ehrlich zu erwerben wäre, in die Casse fallen sollte, die ihr Vater veruntreut hätte.

Mutter und Tochter sahen in der beschaulichen Stille, darin sie die schlummernde Natur belauschten, wie früh im Jahre diese treue Mutter erwacht.

Elfriede vernahm mit Entzücken den ersten Lerchenschlag.

Sie sah dem herannahenden Frühling frohlockend entgegen, und freute sich mehr als jemals in ihrem Leben, auf die Wiederkehr seiner Freuden. Auch ihrer Beschützerin durfte sie mit Zuversicht entgegen sehen, und ihr klopfte das Herz in süßer Ahnung der schöneren Zeit, die mit leisen Schritten käme.

Der Winter war ziemlich gelinde gewesen. Fleiß und Pflicht hatten ihn verkürzt. Die Mutter hatte sich leidlicher befunden, als seit längerer Zeit, nur die Tochter dauerte sie im Stillen. Da die Natur so mütterlich ist, daß sie in jedem Gewande alles Elend auf Erden in ihren Schutz nimmt, wäre es auch im Schooß des Grabes, so fand Frau Arneth eine Beruhigung darin, ungesehen von den Menschen tragen zu können, was ihr Schweres auferlegt sei. Die Einsamkeit spricht mit Engelsstimme an das Herz dessen, für den die Welt, selbst wenn sie schweigt, nur in Vorwürfen redet. —

Elfriede lernte ungestört. Bei dem Streben, ihre Aufgabe zu erreichen, erlangte sie mehr als diese: die Kraft, ihre eigene Freundin zu sein. Und wahrlich! diese Uebung verlohnt sich. Sie gewann den einsamen Selbstumgang lieb — lieb, für ihr ganzes Leben. Ihre Freude an der Wissenschaft war so still und verschämt, daß sie sich einfach und natürlich gab, des Schatzes sich bewußt, den jede Stunde ihr sammeln half, und den keine nichtige, zeitraubende Tändelei zersplitterte. Damals bildete sich

ihr die echt weibliche Scheu aus, den Schmuck ihres Geistes zur Schau zu tragen; doch die köstliche Perle von noch so bescheidenem Glanz, ist auch ein Juwel, das seinen Preis und seinen Kenner findet. —

Die zarte, grüne Saat wagte sich hervor, die Weiden fingen röthlich an zu schwellen. Es war ein Festtag, als Elfriede das erste Schneeglöckchen fand. Diese „Stummen der Erde,“ welche auf die Wohlthat des Lichts deuten, wofür der Mensch in seiner geistigen Blindheit so wenig empfänglich ist; ein kaltes Herz geht an ihnen vorüber. Nur ein warmes kindliches Gemüth begrüßt mit einem Freudenstrahl der Augen diese kleinen Blümchen, welche unter dem Schauer der Luft, in ihren feinen Hemdchen zittern und beben und doch gehorsam kommen, auf den Ruf ihres himmlischen Vaters.

Frau Arneth öffnete mittäglich ihr Fenster, um die Krümchen ihrer Mahlzeit von den Sperlingen aufpicken zu lassen. Miß Blanche, die Pfauhenne, stolzirte in der Nähe, und schien in großartiger Verwunderung die gefräßige Gier der Vöglein in Augenschein zu nehmen.

Der Teich war nicht ganz klar. An manchen Stellen hatte sich der durchsichtige Guß des Eises verdichtet, und in den ausspringenden Winkeln fester Schnee gehäuft; aber die Schwäne schlugen die dunkle Flut mit ihren Flügeln und ruderten in ihrem Elemente, trotz dem, daß

die Wolken drohend über ihnen hinzogen, ihr kleiner Hafen war bald erreicht.

„Fräulein von Hof wird sich wundern, daß wir den Winter über hier geblieben! meinst Du nicht auch, mein Kind?“ sagte die Mutter, selbstzufrieden mit dieser Ausdauer, als wäre sie heroisch gewesen.

„Wer weiß, ob es die Gräfin gern gesehen hätte, wenn wir in das Schloß gekommen wären?“ gegenfragte Elfriede.

„Man muß nichts Schlimmes von den Guten denken —“ erwiederte Frau Arneth, „aber wahr ist's! die Gräfin ließ uns in Frieden hier.“

„O Mutter! laß uns nicht zu viel verlangen!“ versetzte ihre Tochter mit Innigkeit. „Die Gräfin ist mir das Ideal der Herzensgüte; wir verdanken ihr fast das Leben.“

„Das Leben verdanken wir dem ewigen Erhalter —“ entgegnete die Mutter, „und Gottes Auge, die liebe Sonne, scheint nicht zu vornehm, daß sie uns nicht anstrahlen sollte. Sprich! hat die Gräfin uns wohl schon einen Blick gegönnt? können wir uns dessen rühmen? Sie thut uns wohl — ja, ja! aber Verachtung thut auch weh.“

„O Mutter!“ sagte Elfriede mit traurigem Vorwurf, „ziemt uns diese Sprache, wenn von unserer größten Wohlthäterin die Rede ist? — Die Gräfin, wenn auch

unsichtbar für uns — ist unser Schutzengel; mit Inbrunst bete ich für sie zu Gott, der das Gute vergilt. Und — Mutter, das Gebet ist stark, wenn es aufrichtig aus vollem Herzen dringt; mir ist manchmal, als schöbe ich einen diamantnen Riegel hinweg, und sähe den Lohn im Glanz der Herrlichkeit — "

Das Mädchen kämpfte mit funkelnden Thränen der dankbarsten Rührung, und vermochte nicht auszureden.

Elfriedens Mutter war gewiß nicht undankbar. Doch, indem sie sich nicht darüber zu Gute geben konnte, daß die Gräfin sich ihnen persönlich entzöge und das Schloß ihnen nicht willig geöffnet hätte, wie ihr mildes Herz, war einem krankhaften Bedürfniß abgeholfen; dem Reiz, täglich ein wenig Galle zu ergießen — da ihr ganzes Leben verbittert war. Man muß jedoch gestehen, daß in ihrer Ansicht etwas Wahres lag.

Wenn die Gewohnheit, wie früher bemerkt worden, leise — sehr leise einspinnt, so wird doch früher oder später dieser Raupenstand durch einen göttlichen Impuls verwandelt. Mit unendlicher Sehnsucht regte sich das Gefühl des Frühlings in unserer jungen Freundin. Das Blatt, worauf sie schrieb oder las, genügte ihr nicht mehr. Sie hätte Himmel und Erde umschweben, und aus dem unerschöpften Born des Aethers trinken mögen.

Ob auch Elfriede mit dem vollen Recht einer schuldlosen Seele im Garten von Edenrose wohnte, so hatte

doch der Fluch der Menschheit, die Kenntniß des Bösen, die ursprüngliche Heiterkeit ihrer Jugend getrübt. Das eingeborene Bild der Glückseligkeit war sanft verschleiert, und ihre Sympathien neigten sich mehr dem Traurigen als dem Fröhlichen zu.

Vielleicht ist diese Wehmuth, welche dann erwacht, wenn die Natur jubelnd aufersteht, ein Sympton jener Liebefähigkeit, die weniger als andere, ihre Heimath hienieden fühlt und findet.

Elfriede war eine innige Freundin der Natur. Das Wirbeln der Lerche, das kleinste Nestchen erweiterte ihr Herz in frommer Zuversicht, daß die Liebe, welche dem Vögelchen ein Lied zur Freude, und ein Mutterherz für die kleine Brut gab, auch ein armes, stilles Mädchen nicht verlassen werde.

Schon drängte das Laub in der schwellenden Knospe, schon summten Bienen um einzelne Blüthen der Kirschbäume an der Landstraße, schon zwitscherte der Hänfling am Strauch, und der aufgrünende Anger zeigte hier und da ein weiß- und röthliches Gänseblümchen, als Elfriede eines Nachmittags am Pförtchen des Parks stand. Es war Sonntag und wunderschön draußen. Am Morgen war ein Brief von Erzneuland angekommen, der sie betrübt hatte.

Fräulein von Hof schrieb, daß sie diesmal später als sonst eintreffen würde, weil zuvor ein hoher Besuch im

Stift abgewartet werden müßte. Noch wäre ihre Ankunft in Edenrose näher nicht anzuberaumen. — So war denn also die Freude der Erwartung noch weit hinaus geschoben.

Frau Arneth, wenn auch anstrengende Arbeit, und die Lage in der sie sich befand, sie nothwendig in einem gewissen Gleichgewicht erhielt, war doch innerlich zu sehr erschüttert und einer starken Resignation überhaupt unfähig, um bei der geringsten Widerwärtigkeit nicht grämlich zu werden, welcher Zustand von Mißlaune eben nicht leicht zu ertragen war. —

Auf daß die Mutter wieder zu sich käme, hatte Elfriede sich entfernt. Sie fühlte sich sehr allein und blickte mit sehnsüchtigem Verlangen in die blaue Tiefe des Himmels. Die unabsehliche Landschaft, im zartesten Frühlingsduft, lag besonnt vor ihren Augen, und das offne Städtchen mit seiner hellfarbigen Kirche, zunächst diesem herrschaftlichen Wohnort, erschien so friedlich unter dem Bogen des Horizonts, daß der umher schweifende Blick des Mädchens unwillkürlich darauf ruhen blieb.

Mutter und Tochter waren seit ihrem Aufenthalte hieselbst, erst ein einzig Mal in dieser Kirche gewesen. Dort — um Niemand zu verdrängen, in einem Winkel nahe der Thüre, der Zugluft ausgesetzt, hatte sich die kränkliche Frau rheumatische Schmerzen zugezogen, und Elfriede sich nicht sonderlich erbaut, da der Geistliche

mit mißtönendem Organ ein Donnerwort des Propheten auslegte, und der Verstockung dagegen Zorn und Verderben verkündigte. — Beide waren nicht wieder hingekommen.

Jetzt ließ die Luft, welche ihren Strich über das Saatfeld nahm, ferne Glockentöne zwischen dem Gesang der Lerche erklingen. Ach! und ein aushallender Glockenton in der Heiligkeit des Frühlings und der Sonntagsstille, hat die kirchliche Macht, das tiefste Herz im Busen zu bewegen. —

„Die Flur im Blumenkleide ist, Schöpfer! Dein Altar —" sagte Elfriede leise vor sich hin, aus einem Liede, welches sie als Kind auswendig gelernt hatte; und ein so sehnliches Gedenken der Vergangenheit, ein unbekannter Schmerz kam über ihre junge Seele, daß sie laut hätte weinen mögen.

Sie gedachte der alten Rüster, die ihnen gleichsam den Weg hierher gewiesen zu ihrem Glück, und der Baum, verjüngt und lebendig geworden, im warmen Frühlingsschein, schien ihr vorzuwerfen, daß sie ihn bisher vergessen hätte. — Schnell faßte Elfriede den Vorsatz hinzugehen, und führte ihn sogleich aus. Die Sonnenstrahlen hüpften vor ihr her, als wollten sie bei den finstern Rückblicken, denen sich das trübsinnige Mädchen überließ, ihres Fußes Leuchte sein; und unsere Freundin Frieda ging in Gedanken längs dem Raine hin.

Schon von Weitem sah sie, daß die alte Rüster kein einsames Plätzchen, sondern ein kleines, anziehendes Schauspiel bot. An ihren Stamm gelehnt, saß eine Frau, in sonntäglicher Kleidung der Landleute. An ihrer rechten Hand hing der Griff eines netten Kinderwagens, den seine vermuthliche Führerin zu diesem Ruhepunkt gezogen hatte, während sie mit der linken ein Blatt Papier dicht vor ihre Augen hielt, das wie ein entfalteter Brief aussah. Die Frau war so vertieft in diesen Gegenstand, daß ihrer Aufmerksamkeit die schüchternen Schritte entgingen, welche sich näherten. Nicht störend verweilen, nur langsam vorübergehen wollte Elfriede, um dem Baume zuzublicken, daß er noch in Ehren und Andenken stände. Dann — ein schmaler Feldweg lief durch ihr frisches Gedächtniß — auf diesem ohne Verzug dahin zu eilen, von wannen sie gekommen war. Doch Elfriede blieb wie eingewurzelt stehen, sobald sie einen Blick in das Wägelchen geworfen hatte. Diese geflochtene Wiege, in Federn hangend, war mit grünem Wachstuch vor der Sonne geschützt, und mit blendendweißen Bettchen angefüllt, in denen ein reizendes, kaum jähriges Kind aufrecht saß. Die eine kleine, runde Wange, zarter als ein Pfirsich, war wie in Morgenroth getaucht, die andere bedeckte ein gewirktes Häubchen, das sich im Schlaf verschoben hatte, und aus dem blauen Augen des Kindes lächelte ein Himmel voll Engellust. In das Geflecht

waren Weidenzweige gesteckt, deren Schäfchen mit ihrem silbergrauem Flaum, vielleicht zum Zeitvertreibe dienen sollten. Auf der Decke lagen rosige Gänseblümchen verstreut, zwischen denen das Schattenspiel der alten Rüster vom Winde bewegt erschien.

Die Kleine haschte danach und krähte vor Vergnügen auf, wenn es ihr gelang, mit den zwei Fingerchen, welche Kinder dieses zarten Alters gebrauchen, wenn sie etwas erlangen wollen — ein Blümlein zu fassen, wobei die ersten Milchzähnchen, diese Perlen der Mutter, in einem Mäulchen zum Vorschein kamen, welches schöner als der Mund der allerschönsten Rosenknospe war.

Dieser engelhafte Anblick, an welchem Elfriede ihr Auge weidete, blieb, wie es schien, von jener Person, der die Aufsicht des Wägelchens anvertraut sein mochte, ganz unbeachtet. Zur Mutter des Kindes war sie sichtlich zu alt, und auch geringeren Standes; denn ihr Anzug, wenn auch mit einem unmerklichen Zuschnitt städtischer Mode und durchaus nicht ärmlich, glich doch in der Hauptsache dem einer Bäuerin. Sie trug eine buntstoffne Mütze mit silbernen Lahnspitzen, die empor geheftet, und flimmernd in der Sonne, gleich wie ein nachgedunkeltes Oelgemälde, ihr ernstes, bräunliches Gesicht mit einer Art von Glorie einfaßten. Und wahrlich! wenn die Treue heilig ist vor Gott, so verdiente diese Frau ihren Silberschein zu tragen.

Elfriede konnte nicht umhin, die Frau zu grüßen, deren Blick erschrak, als sie das junge Mädchen ansichtig ward.

„Ach! wenn das Jüngferchen Geschriebenes lesen könnte!“ sagte sie in einem Tone, der halb Wunsch, halb Frage war, und so bangsam bittend, als wäre dies ein kaum zu hoffendes Glück.

„Ob ich lesen kann!“ erwiederte Elfriede, und lächelte verwundert, daß ihr dies nicht auf der Stirn geschrieben stände; „meine gute Frau, es wäre schlimm, wenn ich das nicht könnte.“

„Ach, nehmen Sie es doch beileibe nicht übel!“ entschuldigte sich diese, „ja wohl ist es schlimm, wenn man weiter nichts gelernt hat, als ehrlich sein und rechtschaffen.“

Als Elfriede diese Worte vernahm, schwand das Lächeln aus ihren klaren Gesichtszügen, und mit einem Seufzer sagte sie: „Redlichkeit gilt mehr als alles Wissen vor dem lieben Gott.“

„Wenn man aber weder lesen noch schreiben kann, muß man den Leuten in die Hände sehen,“ entgegnete die Frau, indem sie hinzusetzte: „und nicht allen Menschen ist zu trauen. Und manche Dinge sind so traurig — zu Ihnen möchte ich mir ein Herz fassen, und bitten — es ist, als kämen Sie nicht von Ungefähr so einsam

und alleine zu dieser Stelle — wollten Sie wohl so gütig sein?"

Die Frau reichte ihr den offnen Brief, und Elfriede las mit deutlicher Stimme:

„Deine baare Sendung, meine treue Christine, ist durch den Sohn des Kirchenvaters richtig an mich abgegeben worden, und kam eben zu rechter Zeit, um mich aus einer großen Noth zu retten. Erschrick nur nicht, liebe Alte, wenn — indem ich Dir tausend Dank sage, ich Dich auch wissen lasse, daß ich sehr krank gewesen bin. Ohne Hoffnung fast lag ich danieder, und ohne Pflege, denn der Arzt hat mich nur einmal besucht, nachdem ich ihm aufrichtig gestanden, daß mir die Mittel fehlten, einen Doctor zu bezahlen. Ein unberühmter Arzt hätte sich vielleicht liebreich und hülfswillig meiner angenommen; jener wohlhabende Mann, welcher mich meinem Schicksal überließ, war ein Doctor von Ruf. — Aber Gott hat mich nicht verlassen. Mir war zum Sterben — ach! und mir wäre wohl! dennoch fühle ich die Genesung, wie langsamen Schrittes sie auch geht, da ich meine Kräfte nicht unterstützen kann — als ein seliges Geschenk der Vorsehung."

„Dein guter Geist, Du, meine einzige Freundin

auf Erden! hat Dir es eingegeben, daß Du mir zu Hülfe kämst. Die Wäscherin im Hause sah mich von Geld entblößt und bot mir einen kleinen Vorschuß an, bis der Miethzins zu entrichten sein würde. Dieser Termin kam näher, noch war ich außer Stande — — — da trat Dein Bote ein. Wolle Gott es Dir vergelten! Bis der Tag kommt, wo ich Dich belohnen kann, ist Deine Sparcasse mein Herz, was Zinsen zu Zinsen schlägt."

„Wie habe ich mich nach Dir gesehnt, Du unermüdlich Gute, und sieh! Du hast mir beigestanden. Während ich im Fieber lag, warest Du Tag und Nacht um mich beschäftiget, und zu tausend Malen habe ich Deinen Namen genannt. Deine großblumige Schürze — Du weißt schon welche — blühte violett, wie eine Veilchenflur vor meinen heißen Augen; ich zog Deine Hand an meine trocknen Lippen, und bat Dich, mich nicht verschmachten zu lassen. Du hattest Geduld mit mir, und wie Du sonst zu thun pflegtest, zur Zeit der Krankheit, da ich ein kleines Kind war, legtest Du mir einen großen Bilderbogen aus. Es war die Geschichte vom verlorenen Sohne, die Du mir so oft und so rührend erzählt hast. Das Glück der Wiedervereinigung schwebte meiner Phantasie vor, und ich empfand, ich genoß es im Traume. Mit reinem Gewissen in die

Arme einer Mutter, in das Erbe eines Vaters aufgenommen werden, wäre wohl ein Vorschmack des Himmels."

— „Doch der Gedanke, wo die Waise und die Armuth das Ihre suchen muß, erhöht mein Herz. Sei ohne Sorge um mich! ich werde mich nie erniedrigen, so lange ich meines Willens mächtig bin. — — — Der Professor, dem das Haus gehört, darin ich wohne, trat unversehends in mein Stübchen, und schien betroffen bei meinem Anblick. Er erkundigte sich nach meinem Befinden, und sprach: Junger Mann! ist Ihre Krankheit vielleicht in Folge einer verderblichen Leidenschaft entstanden? man hat mir gesagt, daß Sie phantasirend den Namen eines Frauenzimmers genannt — in Ihrer Jugend können solche Verbindungen nur von Nachtheil sein."

„Ich mußte lächeln, und erwiederte ihm: Das ist eine alte Liebe, Herr Professor, Christine, meine Wärterin! — Nur diese brave Frau, sonst Niemand lebt mir in der Welt, der sich um mein Wohl und Weh bekümmern möchte. —"

„Von Stund an, fehlte es mir an nichts mehr. Sieh, meine alte, fromme Christine! so hat Dein Name mir noch Segen gebracht."

„Wenn ich einst Oberlehrer werden sollte, dann

ziehst Du zu mir; und wenn ein fleißiger Schüler krank würde — wüßte ich ihm keine größere Güte anzuthun, als daß Du ihn pflegtest. Wie eine Großmutter solltest Du es bei mir haben — und wenn ich Dir einst — o spät! die Augen zudrücke, werde ich noch denken und sagen: Diese Augen haben treu für mich gewacht!

Mit unauslöschlicher Dankbarkeit

Dein

Angelus.

In kleinen Pausen, und sichtlich bewegt, hatte Elfriede dies Schreiben vorgelesen. Mehrmals versagte ihre Stimme, und als sie am Schlusse des Briefes aufsah, war das Gesicht der Frau, an welche diese rührende Verheißung erging, in einem Strom von Thränen gebadet.

„Sie sollten Sich nicht so sehr betrüben — meine gute Frau!“ sagte Elfriede innigst theilnehmend, „es wäre denn, daß Sie Freudenthränen weinten. — Welch ein edles, kindliches Gemüth spricht sich hierin aus! ach! manch eine reiche, arme Mutter gäbe wohl Alles hin, für solch einen Brief!“ —

Doch nur ein Ton erstickten Schmerzes, drang über die Lippen der genannten Christine. Das Kind ließ seine Blümchen fallen, legte die kleine Unterlippe vor und zog ein barmherziges Gesichtchen, als werde es gleich laut

weinen. Alsbald schob die erfahrene Wärterin den Wagen näher, beugte sich darüber hin, und gab sich Mühe, die Kleine zu zerstreuen.

„Sei gut, mein Engelchen! sei still! sieh, wie lustig ich bin!“

Sie schnalzte mit der Zunge und machte dem Kinde mit Thränen ein Späßchen vor. „Siehst Du die weißen Wolkenschäfchen dort?“ Sie wies gen Himmel, um den tiefsinnigen Blick des Kindes abzulenken — und trocknete sich geschwind die Augen.

Als die Kleine beruhiget war, brach die Kinderfrau das Briefblatt zusammen, indem sie sagte: „Ich habe es diesem Briefe wohl angesehen, daß sein Inhalt traurig wäre. Die Buchstaben kamen mir so blaß vor, und kein Grundstrich war daran zu erblicken. Ja, ja! schwach mag er sein, der arme Angelus! Sie sollten ihn kennen, man muß ihn lieb haben. Nur der Stolz ist sein einziger Fehler. Oberlehrer denkt er zu werden — Du lieber Gott! nun die Gedanken stehen ihm nicht niedrig.“

Die Kinderfrau sagte dies mit dem bittern Lächeln des Mitleids.

„Ihr Pflegesohn ist wohl sehr arm?“ fragte furchtsam Elfriede, der dies Lächeln seiner alten Freundin unbeschreiblich nahe ging.

„Er wäre es nicht, aber er ist es!“ antwortete die Frau, die auch wir Christine nennen wollen. Und als

sie hinzusetzte: „wenn es nicht so schlechte Leute gäbe, die sich kein Gewissen daraus machen, das Brod der Waisen zu verwüsten — was schlimmer ist, wie vom Altare genommen! dürfte der arme Angelus nicht darben.“ Da zuckte die ärmere Elfriede zusammen; denn centnerschwer fiel ihr auf das Herz, was ihr Vater verbrochen. Als wäre der verwais'te Angelus der Gläubiger jener Schuld: so vergütend und verzagend dachte ihre kindliche Seele an ihn und seinen mangelhaften Zustand.

„Nun, wer kann helfen?“ redete Christine weiter, „wenn er einmal in einem Waisenhause ein kleines Lehramt erschwingt, so würde dies als ein großes Glück anzusehen sein. Mein schönes Fräulein! ich halte Sie auf — wenn Sie aber noch einen Augenblick verziehen, daß ich mir ein Herz fassen könnte — — — ich wollte zum Schulmeister, nach Edenrose, daß er mir den Brief läse und Antwort schriebe — — — doch die Angst, was wohl darin stehen könnte, ist mir in die Füße gesunken. Bis hierher kam ich, und nicht weiter.“

„Wünschen Sie, daß ich die Antwort schreibe?“ fragte Elfriede schüchtern, mit bebendem Verlangen.

„Je, Du meine Güte!“ erwiederte Christine, „was könnte mir denn lieber sein? Es war der Finger Gottes, der Sie mir zum Troste des Weges geführt hat. Sie sind vielleicht — die Tochter des Hausverwalters — wenn Sie mir die Frage nicht übel nehmen wollen —“

„Ich bin aus Edenrose —“ fiel Elfriede erröthend ein „und auch ein armes, vaterloses Mädchen.“

„Da hat man gleich Zutrauen,“ sprach Christine, „die Waisen müssen Freunde von einander sein. Sehen Sie, mein gutes Kind!“ fuhr die Alte geschwätzig fort, „ich könnte es näher haben. Mein Brodherr, der Pastor Bodland im Städtchen, würde mir meine Bitte nicht weigern; aber er ist eben nicht von Gebersdorf, und würde mir erst einen Sermon halten, daß ich nicht auf einen Nothpfennig hielte — und dergleichen, was Einem nur die Freude verleidet, eine kleine Gabe aus gutem Herzen mitzutheilen. Doch meinen Angelus kann ich nicht in Noth lassen — lieber wollte ich auch den letzten Pfennig hingeben und mich noch so kümmerlich behelfen. Was ich ihm schicken kann, ist noch wenig genug. Den gehenkelten Ducaten hier am Halse werde ich verwechseln und die silbernen Klammern vom Gesangbuch nehmen lassen; ich singe eben so hell daraus, und etwas gelten sie doch, wenn auch nicht viel. Einen Thaler noch dazu, den mir die Frau Pathe der kleinen Martha hier — (Martha ist die Kleine getauft, daß sie häuslich werden möchte) für das erste Zählein gab. — Davon aber müssen Sie beileibe nichts in dem Briefe merken lassen! der Angelus wäre außer sich. Auf nächsten Mittwoch, wo die Geistlichkeit ihr Kränzchen hat, denn

es ist Vollmond, fährt die Herrschaft über Land; da käme ich wieder hierher und brächte das Nöthige mit."

„Auch ich!" sagte Elfriede sehr bestimmt.

„Und nicht wahr, mein Herzenskind —" hub Christine im steigenden Tone inständigen Bittens wieder an, „Sie schreiben ihm recht liebe, schöne Worte? und daß er für mein Weniges eine Schale Kaffee zum Frühstück trinken soll und nicht mundnüchtern bleiben — und daß er sich zur Erquickung liebe, gute Preißelbeeren kaufen läßt, die er als Kind am liebsten aß. Ach, an das Herbe ist er gewöhnt von Jugend an. Und daß ich ihn zu tausend Malen grüßen lasse — — —"

„Ich werde alles dies berühren —" versprach Elfriede, „wollen Sie mir den Brief von Ihrem jungen Freunde anvertrauen?"

„Wie dumm ich doch bin! den Brief müssen Sie ja haben —" sagte Christine, und zog ihn hervor. „Sie werden ihn doch nicht verlieren? jede Zeile ist mir mehr als Goldes werth."

Elfriede verbarg den Brief in ihrem Busen. Als sie sich zu dem Kinde neigte, es zu küssen, reichte die Kleine ihr lallend und lächelnd ein Blümchen dar. „Wie?" sagte das junge Mädchen mit dem zärtlichsten Laut der Natur, „Du giebst es mir, meine kleine Martha? wie gut Du bist! Du wirst auch gern geben, wie Deine Wärterin."

„Gieb ein Mäulchen, Martha! hörst Du? gieb geschwind!“ lautete die Ordre der Kinderfrau, die sich geschmeichelt fand.

Elfriede neigte sich tiefer unter den grünen Schirm, und der zarteste Versuch eines Kusses berührte ihre unentweiheten Lippen.

„Ach! eine Mutter muß doch selig sein! über meinem Kindlein vergäße ich die ganze Welt — — —“ in diesem Ausruf der jungfräulichen Elfriede, regte sich die Stimme ihres Geschlechts, und ein dunkler Vorwurf für die unmütterliche Verdrießlichkeit, unter der sie selbst litt. Sie strebte fort — und auch Christine wendete die Achse des Wägelchens heimwärts. Elfriede gab ihr noch einmal die Hand, auf das, was sie versprochen. Das Herz war ihr voll — übervoll. Dennoch eilte sie leicht und schattenschnell ihres Weges, unter dem Hauch der frühlingsfrischen Erde. Jener kranke, blasse Jüngling schwebte ihr vor, in sanften Zügen des Leidens; ihre angeregte Theilnahme überflügelte sein bescheidenes Hoffen, und stellte ihn im Geiste zu hoch, um einem menschlichen Schicksal erliegen zu können. Sie entwarf in Gedanken den Plan des Briefes, und eine Fülle geheimnißvoller Gefühle ergoß sich vorläufig darin. So war sie wie im Traume an den Park gekommen.

Die Mutter, merklich erheitert, sagte nur: „Du hast einen langen Spaziergang gemacht, mein Kind! und

einen Besuch versäumt. Poll läßt Dich grüßen. Er war recht aufgeräumt und hat mich sehr angenehm unterhalten."

Elfriede sah an dem Lächeln der Mutter, daß es ein Geheimgespräch gewesen, wozu ihre Abwesenheit benutzt worden war. Das junge Mädchen verachtete stolz den Fehler der Neugier, und legte den Fragen der Mutter Zwang auf; auch der Haushofmeister empfand in Gegenwart der Tochter jene gebietende Achtung, die ihm abhielt, seiner Zunge freien Lauf zu lassen. Solch eine unbehemmte Mittheilung mochte Statt gefunden haben, denn die Miene der Mutter zeigte an, sie wüßte nun genug. „Ich war einmal bei der alten Rüster — Du weißt —" antwortete ihre Tochter, indem sie den Hut abnahm.

Elfriede war nichts weniger als heimlich; aber — es war ihr, als versänke der Schatz, den sie in ihrem Herzen trüge, wenn ein Laut davon über ihre Lippen käme. In der trauten Stille, welche sonst zwischen ihnen herrschte, würde der Mutter der bewegte Klang ihrer Stimme aufgefallen sein; jetzt war sie abgespannt, auch summte ihr noch Manches vor den Ohren, was sie mit Staunen vernommen. So antwortete sie nur: „Ich weiß — ich weiß!" Elfriede that in der folgenden Nacht kaum ein Auge zu, als müßte sie um des Kranken willen wachen, der doch nun genesen war. Jeder Athemzug

verwebte sich in die Schriftzüge, aus denen sie sein bitteres Waisenthum gelesen, so wie in diejenigen, in welche sie ihre Seele voll Süßigkeit des Trostes ausdrücken wollte. Ein Band, wie aus Golde gewebt — dies allein fühlte Elfriede fest — war zwischen ihr und dem unbekannten Angelus geknüpft, und auch die aufopfernde Christine hatte ihren Antheil daran —; alles Uebrige war ihr gleichgültig. Sie wähnte, des Jünglings mitleidswerthe Lage hätte sie so angezogen, daß sie die ganze Welt darüber außer Acht ließ; doch nur das Gleiche hatte sich in weiter Ferne gefunden. So wie im Frühling der Blumenstaub zu der verwandten Blume schwebt, um die Kraft der Natur zu beleben und Schönes an das Licht zu bringen.

Am nächsten Morgen sagte Elfriede zu ihrer Mutter: „Ich bitte Dich, lieb Mütterchen! störe mich so wenig als möglich, ich habe eine schwierige Aufgabe vor.“

„Ich will Dich gar nicht stören —“ entgegnete Frau Arneth „und vor die hintere Thür mit meiner Stickerei gehen. Da sehen mich nur die Augen am Weinstock; es ist an der Zeit daß sie thränen, und ich werde mir die meinigen damit stärken. Schon gestern hatte ich zu diesem Ende ein paar Fläschchen angebunden. So ist's überall, Thau und Thränen erfrischen, und die Sonne trocknet aus.“

Dies Wort der Mutter war von tieferem Sinn, als sie selbst dachte.

„Thau und Thränen erfrischen —" sagte Elfriede leise zu sich selbst. „Das ist auch wahr! ich will den armen Jüngling nicht beklagen, weil es ihm traurig geht. Er wird vielleicht in der Trübsal ein um so herrlicheres Gewächs werden, zu Gottes Ehre."

Elfriede legte ein bläuliches Blatt Papier zum Entwurf des Briefes vor sich hin auf den Tisch, woran sie zu schreiben pflegte. Die Sonne spielte in einem Häufchen Goldsand, das verschüttet daneben lag, und es flimmerte vor ihrem Blick. Um keinen Preis hätte unserer Freundin ein glänzender Gedanke zu Gebot gestanden; auch würde sie ihn verschmäht haben. Das Herz wallte ihr — — — aber die Feder wird den Ocean der reinsten Seelengefühle nimmermehr erschöpfen. Sie schrieb:

„Mein liebster Angelus!

Dein herzlich von mir ersehntes Schreiben war mir so lieb — so lieb! und ich danke Dir zu tausend Malen dafür. Als ich aus diesem Briefe ersah, daß Du krank gewesen und wieder auf dem Wege der Genesung bist, weinte ich; aber es waren Freudenthränen, daß der himmlische Vater Dir so gnädiglich geholfen hat. Und dieser beste Freund wird auch

ferner helfen. Sei nur getrost, mein armer Angelus, und wähnst Du Dich verlassen von den Menschen, und hältst Du Dich verkürzt, so denke, daß ein Gott im Himmel lebt, dessen Gerechtigkeit auf Erden nicht endet, wenn auch hier ihren Anfang nimmt. — Gieb nur Acht! Du wirst noch recht glücklich werden! Dann schlafe ich unter dem grünen Rasen — und meine Hoffnung blüht zu Deinem Segen auf; denn Hoffnung läßt nicht zu Schanden werden!"

Eine Mutter hat freilich nicht an Deinem Lager gewacht und Dich gepflegt, als Du schwach warest; aber eine mütterliche Seele wacht und betet für Dein Wohl, und dies Gebet wird Dir zu Gute kommen, so gewiß der Nebel, der da aufsteigt zu den Wolken, in himmlischen Tropfen niederfällt! — Wer kann es ergründen, wie das geschieht? Und ist ein Herz voll Liebe nicht tiefer als der Grund des Meeres, da es am tiefsten ist? Und ist der Segen, der von Oben kommt, ein blauer Dunst? —

Wahr ist's, Du bist verwaist von Deiner Wiege an! aber Du darfst Deine Mutter lieben als einen Engel, dem keine menschliche Schwachheit mehr anhängt; ist das nicht ein unendliches Glück? Dein Vater, den der liebe Gott zu sich genommen, unterliegt keinem Irrthum hienieden — Du kannst ihn

ehren, auf daß Dir's wohl gehe Dein Leben lang! — Sei also nicht betrübt, mein theurer Angelus! Deine Armuth ist nicht Deine Schuld. Die Reichen sind oft weniger unabhängig, als ein junger Mensch, der nichts hat als seinen frischen Muth, womit er frank und frei jedem Geschick entgegen treten kann. Was Gott Dir schickt, sieh als Dein Bestes an, wenn es auch ein feuchtes Kleid trüge, was in Thränen ablief. Einst kommen wir Alle an die Sonne! Da wirst Du im Klaren sein. Dann übersiehst Du den dornichten Weg, den Du gehen müssen, und lächelst, daß der Schmerz so vergänglich gewesen, gegen die Freude, die doch ewig ist! und denkst, wie es im Gesangbuch steht: Wen Du willst höher führen, Den führest Du zuvor hinab!!!

Wie rührend mir das war, daß Deine Phantasie mich zur Wärterin berufen hat, als Du in der Hitze des Fiebers lagst! — Du irrtest nicht mit dieser Einbildung. Meine Sorge um Dich weicht nie und nirgend von Dir, und verläßt Dich weder bei Tag noch bei Nacht; es würde ein sanftes Ruhekissen für mich sein, wenn ich wüßte, Dir wäre gut gebettet! —

Ach! daß ich für Dich sterben könnte, guter Angelus! mein Leben wollte ich für Dich lassen. —"

Als Elfriede diese Worte geschrieben, versagte ihr die

Hand. Sie hielt inne — die alte Christine verschwand, und ein Gefühl der Liebe, in reinster Mütterlichkeit, gleichsam göttlich empfunden, webte an ihrer Stelle in jenen Schriftzügen der aufrichtigsten Versicherung.

Elfriede, durchschauert von dem Blüthenhauch eines schöneren Daseins, gab sich selbst zum Opfer einer idealen Freundschaft hin.

„Was könnte ich ihm nun noch sagen?“ dachte sie, und tauchte die Feder ein. Sie schrieb:

„So nimm mein Lebewohl, theurer Angelus! zum Schluß dieser Zeilen, und eine kleine Gabe aus willigem und gutem Herzen; eine Wenigkeit, die Du als ein Darlehn anzusehen, das mir tausendfältig erstattet ist, sobald Du einen frohen Gebrauch davon machst. Deine geringste Freude wird immer mein größter Reichthum sein. Und was Du auch beschließen magst, denke daran, wie ich Dein nicht vergesse. Der liebe Gott behüte Dich!

Deine Freundin bis in den Tod!

Christine.“

Als dieser Brief in netter Reinschrift vollendet und gebrochen war, bemerkte Elfriede erschrocken, daß sie den Kaffee und die Preißelbeeren ganz und gar vergessen hätte. Sie nahm sich vor, ein Extrablättchen hinein zu legen, worauf diese Vorschriften ihren Platz finden sollten.

Noch etwas fiel unserer Freundin ein, worüber sie sich ausnehmend freute. Sie besaß ein Schaustück von uraltem Gepräge. Eine arme, kleine Schülerin, die das Stundengeld nicht entrichten konnte, hatte es ihr einmal verehrt. Nichts konnte rührender sein. Die Münze zeigte das Gleichniß vom Schuldner, umgeben von den Worten: „Habe Geduld mit mir, ich will Dir Alles bezahlen.“

Diese kleinen, silbernen Buchstaben, vielleicht in einer Zeit gravirt, wo es noch für eine Ehre galt, schuldenfrei zu sein, waren fast unkenntlich geworden. Elfriede brachte die Umschrift nicht ohne Mühe heraus, wickelte dann das Schaustück in ein Papier, und legte es dem Briefe bei. O! wie sinnvoll legt die Vorsehung ihre Absicht in der Menschen Hände. — Was hätten wir, wenn nicht den hohen Trost, ihr Werkzeug zu sein? Doch wir deuteln und wissen nicht, was wir thun! —

Bevor der ersehnte Mittwoch kam, sagte Elfriede ihrer Mutter, was am verwichenen Sonntag ihr begegnet wäre, und daß sie den versprochenen Brief an Ort und Stelle zu bringen hätte. Die Natur mag es verantworten, warum diese aufrichtige Tochter, sonst fremd jeder List, diesmal ein wenig diplomatisch zu Werke ging.

Wenn irgend ein Spötter meint, die Sprache sei nur gegeben, und werde nur gebildet, um unsere Gedanken zu verbergen: so liegt vielleicht darin doch etwas

Wahres. Wie Vieles bleibt ungesagt, weil keine Nothwendigkeit vorhanden ist, es auszusprechen; und ein Gemüth ohne Trug, leitet oft mit einem Worte, so oder so gewendet, gleichsam unbewußt auf eine falsche Spur, um auf die geheime Absicht eingehen zu machen.

Frau Arneth schüttelte den Kopf und sprach: „Ich habe nichts dawider, daß Du der wackern Kinderfrau den kleinen Gefallen thust und in ihrem Namen einen Brief schreibst. Doch lasse Dich nur nicht zu tief in eine Geschichte ein, die uns nichts angeht. Wer einem Andern seine Feder leiht, verborgt zuweilen seine Seele. Und — mein Kind, wir brauchen Alles selbst. Nicht das mindeste Interesse dürfen wir verlieren — noch uns mit fremden Sorgen befassen. Jetzt weiß ich, warum Du in den letzteren Nächten so unruhig warest."

Man sieht, die Mutter traf den Nagel auf den Kopf; aber die alte Rüster und die alte Freundin hatte schon zu tiefe Wurzel in den Herzen ihrer Tochter geschlagen.

Schwerlich eilt unter stärkerem Herzklopfen eine junge Schönheit der Gesellschaft zu, in der sie sich ein berauschendes Glück verspricht, als mit welchem Elfriede in größter Geschwindigkeit den einsamen Weg zurücklegte, um zu dem verabredeten Stelldichein so bald als möglich zu gelangen. Sie nahm sich kaum Weile, um wie im Fluge ein paar Grasblümchen für die kleine Martha zu pflücken. Christine war noch nicht da, und Elfriede hatte

volle Zeit zu sich selbst zu kommen und der mütterlichen Warnung nachzudenken. Der Hauch des Feldes kühlte ihre heiße Wange, das Geflüster der Luft im Baum sprach ihre Aufregung zur Ruhe, und es kam ihr vor, als wäre sie zu vorschnell gewesen.

„Ich will mich in Acht nehmen," dachte Elfriede kindlich; „und diese Zusammenkunft soll für lange die letzte sein. Wohin sollte dies auch führen? —" So sprach das Mädchen zu sich selbst. Wir aber, meine Leserinnen, sprechen mit dem Dichter: „Ist denn diese Flammenliebe freier Willkür heimgestellt? Nein! den Saamen solcher Triebe streut Natur ins Herzensfeld."

Einst kommt der Augenblick, der die reifgewordenen Früchte zeigt! —

Endlich erschien die Wärterin in weiter Ferne. Elfriede lief ihr entgegen und half das Wägelchen ziehen, worin das Kind in süßem Schlafe lag. Christine war athemlos und der Schweiß rann von ihrer Stirne.

„Ach, mein Fräulein!" rief sie keuchend, „welch eine Angst habe ich ausgestanden, daß Ihnen die Geduld vergehen würde, ehe ich käme. Der Boden brannte mir unter den Füßen, und doch konnte ich nicht fort. Wenn der Herr Pastor etwas vor hat, wird die Frau mit nichts fertig, und darüber kommen sie allemal zu Streite.

„Das ist ein übler Umstand. Das Vergnügen will

nicht verscheucht sein, und ein hartes Wort schlägt manchmal die Freude der Gesellschaft nieder."

So plauderte die Alte, bis sie zusammen an die Rüster kamen.

Es war jedoch nur ein offener Schlagbaum für den Lauf ihrer Rede, und nur ein klein wenig hielt Christine inne, dann setzte sie das Gespräch fort, wie folgt:

„Denken Sie, wie glücklich sich das treffen muß; durch Zufall habe ich erfahren, daß unser Gastwirth Storl zu seiner Schwester reist, die ein Vorwerk besitzt, dicht am Wohnort unseres Angelus gelegen, so daß es beinahe zur Vorstadt gehört. Ich bat ihn, den Geldbrief mitzunehmen, und er will mir sogar ein paar Zeilen Quittung überbringen."

Elfriede erröthete; es kam ihr unerwartet, daß sie vielleicht sehr bald erführe, ob dem Jüngling der Brief und sein Inhalt lieb gewesen.

„Das trifft sich gut," erwiederte sie etwas beklommen, denn eine leise Spannung auf den Erfolg ließ nicht zu, diese Angelegenheit für erledigt zu halten.

Nachdem Christine sich forschend umgesehen, sagte sie: „Es scheint, als wolle es sich da hinüber einschleiern. Am Morgen sah ich eine Wassergalle, ein sicheres Zeichen, daß das Wetter vor Abends anders wird. Ich werde nur ein Weilchen warten können, wenn ich den Regen knapp entgehen will. —" Elfriede zog den Brief hervor, und

las laut, wenn auch noch leise genug, was sie dem Liebling der treuen Christine schriftlich geantwortet. Diese saß mit gefaltenen Händen, wie in Andacht, und horchte. Nur hie und da unterbrach ein bewunderndes „Ach!“ den melodischen Vortrag, der lauter Gefühl war.

Jetzt sagte sie, als Elfriede das Schreiben zu Ende gelesen: „Fräulein, Sie müssen doch wohl ein Engel sein? Wo nähmen Sie sonst all die himmlischen Gedanken her? Nun, der Angelus wird Augen machen! wenn er bis an den dritten Himmel verzückt ist, mich würde es nicht wundern. Es ist justement, als wüßten Sie ihn auswendig, und als hätten Sie in die schönsten Worte gesetzt, was ein armer Christenmensch nur erdenken kann. Das kommt vom lieben Gott!“

„Wir wollen nicht säumen, meine Liebe!“ fiel Elfriede, beschämt von diesem warmen Lobe, ein, „mir däucht ein Tropfen ist gefallen.“

„Nein, es tröpfelt noch nicht,“ entgegnete die wetterkundige Kinderfrau; „aber lange wird es nicht mehr dauern.“

Sie nahm aus ihrer Tasche einen kleinen gezwirnten Beutel, der Alles enthielt, was sie an Geldeswerth entübrigen können, und die Freudigkeit der Hingabe verwandelte dies Wenige in vieles Gold.

Auch ein chemisches Feuerzeug hielt die wirthliche

Christine zur Hand, nebst Zubehör; mit dem nöthigen Papier und Pettschaft hatte Elfriede sich versehen.

Die straffe, wachstuchene Decke des Wägelchens mußte dienstbar sein, das kleine Feld-Bureau aufzuschlagen.

Mit einer Sorglichkeit, welche Denen eigen ist, die niemals große Summen zu versenden gehabt, packte Elfriede das Geld ein, dazwischen sie unbemerkt das erwähnte Schaustück schob — und konnte ungeübt, nicht sogleich damit zu Stande kommen. Unterdessen hatte Christine das Licht angezündet, dessen zarte, bläuliche Flamme, wenig unterscheidbar vom hellen Tageslicht, ein gutes Weilchen in der Luft wehete.

Das Mädchen lächelte mit glänzendem Blick, und sprach: „Wachslicht sogar? — Wir treiben offenbar Luxus bei unserer uneigennützigen Wegelagerung.“

„Sehen Sie, liebes Fräulein!“ erwiederte die gutmüthige Alte, gleichsam entschuldigend, „das verhält sich so: von jedem stattlichen Begräbniß wird ein bescheidener Theil solcher Ueberbleibsel in das Pfarrhaus gebracht, und davon ist mir denn ein Endchen zugefallen.“

Dieser bestimmte Antheil erregte einen leisen Schauder in unserer jungen Freundin, die den Nutzen gering achtete, zumal, wenn er vom Schmerz gezogen würde.

„Ach, diese Tantième gefällt mir nicht —“ versetzte Elfriede, in der Weise vornehmen Scherzes, der doch ernstlich gemeint war.

„Nun, vielleicht gefällt Ihnen eine kleine Geschichte besser, an die ich dachte, als ich in das Flämmchen sah —" sprach Christine, und hub in erzählendem Tone an: „Es war einmal ein gottesfürchtiger Mann, der auch heilig gesprochen worden — nur daß mir sein Name jetzt nicht einfällt. Dieser fromme Hirt zog mit seiner Heerde durch einen Wald, und es geschah daselbst, daß ihm ein Rind oder zwei davon verloren gingen. — Die Sonne war längst zu Rüste, kein Sternlein blinkte — bei Nacht und Nebel suchte er umher, und es ward ihm aus Angst schwarz vor den Augen. Da hob er seine Hände auf, betete inbrünstig, und siehe da! aus jedem Finger schoß ein Flämmlein, welches ihm genau die Stelle wies, wo er sein Verlorenes wieder fand. Ist dies nicht hübsch, wenn es auch ein Wunder ist?"

„Der Glaube erleuchtet immer, und nichts ist wohl natürlicher als dies!" antwortete Elfriede in vollem Ernst.

Und sie trennten sich ohne weitern Verzug, um dem Regen zuvor zu kommen.

Am Abend vor Pfingsten schritt ein schlanker Jüngling mit langen Schritten fürder, um seines weiten Weges Ziel zu erreichen, ehe des Tages Licht verschwände. Die Sonne neigte sich bereits, und die Pfingstsonne, wie früh im Jahre dies Fest auch einfällt, geht spät unter.

Dieser junge Fußreisende von hohem Wuchs und edlem Anstand, trug ein dünnes Ränzchen auf dem Rücken; doch dem Anschein nach — schwerlich an der Bürde zeitlichen Besitzes. Sein Anzug hatte eine dürftige Kürze, als wäre ein armer Junge ihm entwachsen; ähnlich dem Zuschnitt eines sogenannten Waffenrocks, stand er ihm doch nicht gemein, und schien einem Streifzug im Frühling der Jahre und Jahreszeit völlig angemessen.

Und in der That war in diesem fadenscheinigen Röcklein mancher Kampf mit dem Schicksal auszufechten, welches dem unerschrockenen Auge des Jünglings mit eiserner Stirn entgegen trat. Aber er schritt muthig einher, als ginge der Genius des Sieges ihm unsichtbar zur Seite.

Auf seinem braunen Haar, das an den Schläfen sich in kleine Löckchen schmiegte, saß ein Strohhut, nicht vom feinsten Geflecht und etwas verdunkelt — manch heißer Tag voll Mühe mochte darüber hingegangen sein. Das halbseidene Band hatte die Farbe nicht gehalten; aber es hielt einen frischen Eichenzweig, der, auf den Hut gesteckt, dem jungen Wanderer ließ, als ob er das Wahrzeichen der deutschen Treue trüge.

Die Landschaft ward feierlich still; das Abendgeläut aus den umliegenden Dörfern verklang in weiter Ferne — die Schafe zogen heim und die Luft wiegte leise Wald und Wiesen, Gras und Blumen ein. Dem Jüngling schlug das Herz. Er eilte mit rascherem Schritt der einzigen Heimath zu, die er sein nannte, ob er auch wußte, daß kein gastlich Thor sich ihm öffnen würde. Desto inniger war er überzeugt, die kleine Pforte eines treuen Herzens würde ihn mit tausend Freuden einziehen lassen. Die Sonne im Scheiden bekleidete den jugendlichen Wandersmann mit Purpur, seine blasse, schmale Wange war voller Glut, und sein Schatten dehnte sich in wachsender Länge vor ihm aus.

Vielleicht, daß ein Gefühl der Müdigkeit ihn beschleichen wollte, denn der Jüngling blieb am Eingange eines Dorfes stehen, dessen Name auf einer Tafel stand. Er las ihn und ein Lächeln flog über seine Züge; aufmerksamer als vorher setzte er seine Schritte fort, und sah überall stattliche Gehöfte, die sich hervorthaten. Der Jüngling erstaunte, Bauten zu sehen, welche seine einfachen Grundbegriffe von ländlicher Architektur überstiegen. Er schloß hieraus: die Herrschaft müsse eben so reich als gütig sein, und viel fehlte nicht, er hätte in aller Bescheidenheit diese Landgemeine, als von Gott vorzugsweise gesegnet, beneidet. Dieser Gedanke führte ihn auf die Kirche, welche jedoch nirgends zu erblicken war. Dagegen wies hier und

da ein verblaßtes Muttergottesbild mit eingedrückter Schwelle darauf hin, daß der Ort katholisch wäre.

So war der Jüngling an einen freieren Platz gekommen, abseits von der Straße, die durch das Dorf lief.

Er stand still, steckte seinen Ziegenhainer in den Boden, indem er dachte: „Hier müßte das Gotteshaus stehen!“ als der Anblick eines altadeligen Schlosses im goldnen Glanz der Abendsonne ihn durch einen Kranz von Bäumen fast verblendend traf. Sein scharfes, fernblickendes Auge konnte das Wappen über dem Portal erkennen, und die Rose aller Rosen unter dem steinernen Laubwerk genau unterscheiden, ob auch die stark vergoldete Grafenkrone so funkelnde Blitze schoß, daß ihm die Augen thränten.

Als hätte dieser Gesichtspunkt einen eigenen Zauber für ihn, so stand der fremde Jüngling und konnte nicht von der Stelle. In diesen Augenblicken wie fest gebannt, sah er eine blanke Equipage angerollt kommen; Geflimmer bewegte sich hin und her, wahrscheinlich die Livree der Lakaien, die klein in so großer Weite, eine Dame aus dem Wagen hoben, welche auch in verjüngtem Maßstabe erschien. Es war dem entfernten Zuschauer, als ob er der heimliche Zeuge wäre, einer Freude des Empfangs, als ob er ein Wiedersehen sähe. Das Herz sank ihm — er wendete sich um. Wie kam es denn, daß er die ehrwürdige Linde vorhin nicht bemerkte, die ein Christuskreuz von Erz beschattete? und jenes kleine, ärmliche Haus in

ihrer Nähe, in solch elendem Zustande, daß es gestützt werden müssen? Daneben stand ein ungeheurer Apfelbaum in vollem Blüthenreichthum, und vielleicht gab es keinen auffallenderen Gegensatz, als die natürliche Majestät und Pracht dieser beiden Bäume, welche Grundnachbarn waren, und das arme, kleine Nest von Lehm dazwischen, das nur nothdürftig noch zusammen hing, und vor dem Blick der darauf fiel, einzustürzen drohte. In den Schlupfwinkeln der geborstenen Wand bauten zwitschernd die häuslichen Schwalben; doch ach! der Gram, der solche Stille ausbrütet, schien tiefer noch an eine gebrochene Stelle sein ödes Genist versteckt zu haben. —

Ein Rosenstock, starr, wie dürres Reisig im Winter, doch in feuchtem Erdreich, als wäre es erst begossen, stach seltsam gegen die weiche Ueppigkeit des Unkrauts ab, das in einem kleinen Gartenstück zur Seite wucherte, welches einst besser bestellt gewesen, und keine Spur jener Pflege mehr zeigte, die es ehemals dankbar wie die Natur, vergolten hatte. Auch die Frühlingsfrische des wilden Zauns, der jenes versäumte Blumenfeld umhegte, darin nur Nesseln schwellten, stand im lebendigsten Gegensatz dazu. — Ein reinlicher Kiesweg führte zu der Thür des Hauses, unter dessen schmalen Vordach ein Mann saß, dem wohl nicht leicht ein Blick vorüber eilte. Sein schlichtes Aeußere war es nicht, was ihn bemerkbar machte, eben so wenig sein Gesicht voll Furchen tiefen Ernstes; aber jene Hoheit des

Charakters und des Unglücks, welche gleichsam unsichtbar umschwebt und doch ehrfurchtsvoll empfunden wird — ließ Niemand hier vorbei, ohne daß ein Gruß, ein Wort, ein kleiner Zoll der Achtung ihm entrichtet würde. In Gedanken abwesend, haftete sein Blick tiefsinnig an dem verdorrten Strauch, für den es keine Zeit mehr gab, die Rosen bringt. —

Der alte Mann saß still, wie aus Stein. Rosenwölkchen zogen über seinem schneeweißen Scheitel hin, der Apfelbaum, vom Winde bewegt, schüttelte rosige Blüthen zu seinen Füßen nieder; er aber achtete auf nichts.

„Bin ich in Edenrose?“ fragte der Jüngling, den wir geleiten, nachdem er ihn gegrüßt. Die Frage klang so unschuldig, der Gruß so freundlich, der ihr vorher ging, daß der alte Mann schnell aufsah.

„So heißt das Dorf,“ antwortete er verwundersam, daß ihn Jemand anrede. Der Jüngling trat näher, schaute in das wüste Gärtchen und sprach wie zu sich selbst: „Sterne hat doch Recht!“

„Sterne? Wer ist das?“ fragte der Alte ein wenig barsch.

„Ein Dichter!“ erwiederte Jener schamhaft bescheiden, daß er den alten Mann belehren sollte; „ein englischer Dichter, der da sagt: Wir pflegen einen dürren Rosenstock und begießen ihn, bloß, weil wir ihn pflanzten.“

Der Alte nickte. Er senkte den Blick nach jener öden Stelle hin, welche dies Wort als Wahrheit wies, und dem Jüngling däuchte es, wie wenn langsam eine Thräne in sein Auge stiege. Auch nicht mit einer Silbe schien er dies kurze Gespräch verlängern zu wollen, ja, dem der es zu führen Lust bezeigte, kaum einen Blick zu gönnen. Aber der Jüngling ließ sich nicht abweisen. „Ein schönes Gut! dieses hier!“ sagte er, „nur nach der Kirche und dem Schulhaus habe ich mich vergebens umgesehen.“

Der Alte rückte ein wenig abseits, und zeigte auf ein schmales Brettchen das er verdeckt hatte, worauf mit deutlischer Fractur geschrieben stand: **Die Schule.**

„Nicht möglich!“ rief der Jüngling erschrocken aus, „dies die Schule?“

„Und warum nicht?“ entgegnete der Alte, „es ist Alles möglich in der Welt.“ Eine ungeheure Erfahrung war in den Seufzer zusammengepreßt, womit er diese Worte sprach. Und gelassen, wie im Ton der Anzeige, setzte er hinzu: „Ich bin der Schulmeister!“

Der Jüngling reichte ihm seine feine, vornehm geformte Hand, und eine fast kindliche Abbitte lächelte ihn aus den schönsten blauen Augen an.

Es war dem Schulmeister, als thäte er einen Blick in den Himmel, und das Herz ging ihm auf. Der Jüngling aber sprach: „Das thut mir leid! ich staunte, lieber Herr! weil dies Haus, das schon gestützt werden müssen,

mir im Widerspruch zu dem Wohlstand des Dorfes zu stehen schien. Ist es denn für seine Bestimmung auch nicht zu klein?"

„Es ist gestützt," antwortete der Schulmeister, „doch unter Gottes Beistand wird es so lange halten, bis ich dahin bin. Dann wird die Schule eingehen. Und ist das Haus auch klein, so hat doch der Herr Großes an mir gethan, daß ich unter allen Umständen meine Pflicht darin erfüllen können."

Der fremde Jüngling schien diese letzten Worte überhört zu haben. Er stand versunken in Betrachtung: „Wie mich das rührt! solch eine kleine ländliche Schule wäre mein Ideal!" sagte er aus vollem Herzen, und in jener liebenswürdigen Offenheit, worin der Jugend Wärme überwallt, setzte er hinzu: „ich gedenke auch einmal Lehrer zu werden."

Der Schulmeister, indem er seinen Blick über des Jünglings zarte Gestalt voll Anmuth und edeln Anstand gleiten ließ, erwiederte: „Zu diesem Beruf muß man geboren werden."

„Nun, vielleicht bin ich solch ein geborener Ritter von der Liebe des Nächsten!" versetzte der Jüngling mit Eifer, unter dem Anflug stolzen Erröthens; „mindestens erscheint mir der Platz ehrenwerth wie kein anderer, wo es mir vergönnt wäre, ein heranwachsendes Völkchen aus thierischen Fesseln zu dem Adel der Menschheit

zu erheben. Auf ein gemächliches Leben käme es mir dabei nicht an."

Der Schulmeister lächelte hierauf, und sprach: „In Ihren Jahren, mein junger Herr, erscheint es federleicht zu entbehren; lassen Sie sich von Ihren Eltern sagen, was das Leben fordert."

„Ich habe weder Vater noch Mutter!" sagte der Jüngling traurig, „ich stehe allein in der Welt."

Der Schulmeister sah ihn mitleidig an. Er wußte nicht wie ihm geschah; aber in diesem Augenblick hatte er ihn lieb gewonnen.

„Wo wollen sie denn hin?" fragte er, wie wenn er sich um ihn bekümmern möchte.

„Zu einer alten Freundin meiner Kindheit, die im Marktflecken Ledig bei dem Pastor als Kinderfrau dient," antwortete der Jüngling ohne Zögern.

„Da haben Sie noch weit zu gehen!" versetzte der Schulmeister, der nun wußte, w e n er vor sich hatte. „Ach, ich weiß! Sie heißen Angelus, und ich kenne Ihre gute Freundin, der ich mehr als einmal ein kleines Brieflein für Sie geschrieben."

Des Jünglings Gesicht entbrannte wie eine Fackel. „Doch nicht kürzlich erst?" fragte er mit Ungestüm, der etwas anderes war, als brennende Neugier.

„Es wird nicht lange her sein —" gab der Schulmeister in gleichgültigem Tone zur Antwort; „ich habe ein

schwaches Gedächtniß für die jüngste Zeit. Doch, was ich sagen wollte, da Sie jedenfalls zu spät an Ort und Stelle kommen und Störung verursachen könnten: so ist es mein völliger Ernst, ob Sie bei mir vorlieb nehmen wollen? Ein Kämmerlein mit einem Bett kann ich Ihnen anbieten. Sie heißen Angelus! mancher Aermere als ich hat schon Engel beherbergt."

„In diesen Worten, von einem melancholischen Lächeln begleitet, lag die wohlwollende Innigkeit der Gastfreundschaft, der Stolz des Armen und der Glaube eines starken Herzens, das mit der Welt gebrochen hat."

Angelus nahm dies Anerbieten mit tausend Freuden an.

„Ein Bissen Brod genügt —" sagte er, „und zur Noth könnte ich unter diesem Blüthenzelt schlafen; mein Traum würde vom Paradiese sein."

„Vom verlorenen —" sprach der Schulmeister mit unterdrückter Stimme, indem er sich erhob, um seine kleinen Anstalten für den Gast zu treffen. Angelus folgte ihm auf dem Fuße.

Sie traten in die Schulstube. Welch ein Collegium vom niedrigsten Range! vor Scham und Wehmuth gingen dem Jüngling beinahe die Augen über, als er an den räucherigen Wänden umher sah, hier und da mit Röthel bemalt von der Hand eines Kindes. Auf einer Vorrichtung der Balkendecke lagen, in Stößen gehäuft, Schreibebücher von grobem Papier, doch sauber gehalten

Die einsilbige Censur, darunter der Name des Schulmeisters: „Fürst“ — diente dem Titelblatt dieser ergrauten Uebungen, als Schmuck und Stempel. Ein hangendes Büchergestell, trug eine kleine, aber inhaltsschwere Last. Eine Bibel in Folio, mit Holzschnitt, lag oben auf, zum Beweis, daß Gottes Wort hier in jedem Sinn das Höchste wäre.

Ein kleiner Kreidefelsen zu beliebigem Verbrauch, starrte neben der Untiefe eines großen, hölzernen Tintenfasses, das gleich dem, der Mutter Grimsel, in einem hübschen Märchen, nur die reinste Wahrheit schreiben ließ.

Der bunte Kachelofen, welcher ein mißlungenes Probestück der Mosaischen Schule zu sein schien, glitzerte in allen Farben; die Bänke, eben erst gescheuert, dünsteten noch — und über dies düstere Ganze mit all seinen Mängeln goß der Abendschein eine versöhnende Helle aus, und ließ die arme, kleine Schule von Edenrose wie in heiligem Licht erscheinen.

Angelus verglich im Stillen die rohe Einfalt dieser Bildungsstätte mit der Legion von Kinderschriften und ihrer Illustrationen die einer städtischen Lehranstalt zu Gebote stehen; mit Stahlfedern und dem Tausenderlei von Dingen, die für den Unterricht erfunden worden und für nöthig gehalten werden. Der Schulmeister trug das Eine, was Noth ist, und alle Mittel, es in Anwendung zu bringen — in einem Herzen von Stahl.

„Was stellt denn dieses Bild vor?“ fragte der Jüngling, weil ihm der Gegenstand eines illuminirten Bildchens unter Glas und Rahmen, im Winkel des kleinen Fensters, sonderbar auffiel.

„Das ist Felix in Pincis, der Schulmeister, welcher zum Bischof erwählt, von seinen Schülern, die er gezüchtigt, mit Griffeln erstochen worden,“ lautete die Antwort.

Angelus schüttelte den Kopf und sprach: „Dies Bild ist hoffentlich nicht wahr, aber auch als Legende thut es weh. Jener Felix mag ein Mann der Strenge gewesen sein; doch solch ein Tod wäre mehr als bitter.“

Mit einem herben Zuge auf den Lippen, entgegnete hierauf der Schulmeister: „Es giebt tödlichere Wunden, als die, an denen man stirbt. Gott lasse Sie, mein Sohn, nichts erleben, woran Sie diese Wahrheit lernen könnten!“ — Der Jüngling schwieg und dachte diesen Worten nach.

Nachdem er sich an einer kalten Milch erlabt, die ihm nebst frischem Brod und Kuchen aufgetragen ward, setzte er sich mit seinem schweigsamen Wirth an die Thür, noch ein Stündchen des schönen Abends zu genießen. Die schmale, kleine Bank schien nur ein vereinzeltes Gesäß, und gab daher so wenig Raum, daß der schlanke Angelus die Schulter des Alten berührte.

„Wie traut ist dieses Plätzchen, wie lieb und heimisch,“ sagte der Jüngling, „man athmet in tiefen Zügen den

Frieden der Natur. Nichts fehlt, als die Nähe einer Kirche, die Sie doch wohl am meisten vermissen?“

„Die Linde hier ist mein Tempel, und das Kreuz dort, mein Altar,“ versicherte der Schulmeister feierlich. „Gott wohnt an jeder Stätte, an keiner minder oder mehr —; die Linde ist auch meine Freundschaft auf Erden, und schüttet mit ihrer Blüthe tausend Freuden in mein verwelktes Herz; denn ich gedenke früherer Tage dabei.“

„O! wenn ich Grundherr wäre,“ rief der Jüngling mit Feuer aus. „Sie sollten Sich gütlich thun für Ihr Alter und nicht so vereinsamt sein; meinen wackern Schulmeister wollte ich fürstlich belohnen, und ihn wie einen Freund ansehen, dem ich die größte Hochachtung schuldig bin. Die armen Lehrer werden leberkrank, weil sie geschmiedet an ihr Amt, das dem steinichten Acker gleicht, darin der Samen nicht gedeiht, sich täglich ärgern müssen, zum Lohn dafür, daß sie den Funken des Geistes beleben. — Dir, Vater der Menschen, sei's geklagt! wie schlecht stehen sich Diejenigen, welche die Seelen Deiner Kinder bilden! Solch ein wackeliges Haus mit einem Dach von Stroh — — —“ Angelus hielt inne; ihm fiel ein, daß die erbärmliche Wohnung, über die er sich aufhielt, seine Herberge wäre.

„Und doch ist manches Körnlein unter diesem Strohdach auf gutes Land gefallen —“ versetzte der Schulmeister mit Gelassenheit und ohne Selbstruhm.

„Die Jugend, mein Sohn, ist schnell fertig mit ihrem Urtheil. Es wäre schlimm, wenn der Segen in einem irdischen Pfeiler bestände, der nur wie Rauch empor steigt, um ein Nichts zu sein. Die Dinge dieser Welt vergehen schnell. Wo ist der Tempel hin, darin Jesus lehrte? Doch ist sein Wort auf Felsengrund gebaut. Was ist von der Pracht noch übrig, die David liebte, der bei Gott! ein König war? Die Zeit hat sie in Schutt begraben. Aber der Gedanke lebt noch: Der Herr ist mein Hirt! mir wird nicht mangeln — und wird ewig leben, um eines Armen matte Seele zu erquicken."

Der Mond war aufgegangen und erfüllte den Frühlingsabend mit seinem blassen, silbernen Glanze. Der Wind rauschte im Wipfel der Linde und in den Blüthenzweigen des Apfelbaums. Es fing an kühl zu werden, und das Thürmchen des Schlosses gab ein Viertel der zehnten Stunde an.

Der Jüngling versank in tiefe Stille, ein Schauer der Schläfrigkeit überlief ihn, und er empfand wie durch Sympathie, daß sein alter Nachbar fröstelte. „Die Luft macht müde —" sagte der Schulmeister, als das Haupt des Jünglings auf seine Schulter sank. „Wir wollen uns zur Ruhe begeben, wenn's beliebt."

Er führte Angelus, der schlaftrunken taumelte, in

das Haus, und eine schmale Stiege, von wenig Stufen nur, hinan.

Ein Kämmerlein öffnete sich, klein und niedrig, und doch weit genug, um gastfrei zu sein. Ein Bett stand an der Wand, welches hoch und schneeweiß, gleich einer unberührten Alpe, Frische athmete. Dem Fensterchen mangelte der Vorhang; aber die Nacht hing voll strahlender Welten, und der unermeßliche, tiefblaue Himmel breitete sich in seiner Erhabenheit vor dem Blicke aus, der sich hinaus wagte. Dies kleine, heimliche Gemach, welches der Mond mit seinem reinsten Licht erfüllte, war voller Frühlingsduft, einsamer Ruhe und Kühle.

„Ach, hier werde ich ungewiegt schlafen!" rief Angelus, indem er sehnsüchtig auf das Lager blickte, und den Zweifel verschwieg, ob er sich auch würde darin ausstrecken können, denn es schien seiner Länge nicht angemessen. — „Das gebe Gott," sagte der Schulmeister abgewendet.

Der Jüngling, gehorsam einem unfreiwilligen Gefühl, faßte nach der Hand des Schulmeisters, und küßte sie, ehe er es hindern konnte.

„Nun, gute Nacht, mein Sohn," sagte er mit Würde und Wehmuth, und verschwand im Dunkel. Angelus empfand einen Schauer, wie wenn er den Abendsegen empfangen hätte, und binnen wenig Minuten säuselten seine Athemzüge in sanftem Schlummer. Die Frühsonne weckte ihn am heiligen Tage. Der Vogel, der sich im

Thau badet, kann nicht munterer sein, als der Jüngling es war, nachdem er das Wasser nicht gespart, was er in Ueberfluß vorfand. Jedes Härchen seines Hauptes war wie in feuchten Glanz getaucht, und wie in Morgenroth seine blasse Wange. Die einfache Toilette war geschwind beendet, und nun gönnte er sich einen Augenblick Luft, das Feierkleid der Natur anzustaunen.

Das kleine Fenster seiner Kammer bot eine entzückende Aussicht dar. Weit über Feld und Wiesen des Dorfes zog sich ein breiter Strich Hochholz aufwärts, das in schnurgrader Richtung durch den Aushau einer ringartigen Oeffnung ein fernes Etwas unter dem Smaragd des Laubholzes hervor blitzen ließ. Angelus konnte es mit bloßem Auge, zumal in dieser blendenden Beleuchtung nicht erkennen. Indem er zurück fuhr, traf sein Blick auf ein Fernrohr, abseits aufgehoben; es war entzwei. So enthielt dieses Kämmerlein in seiner jungfräulichen Blödigkeit ein Observatorium? Und wie kam dieser köstliche Fund in den Winkel der Armuth? — Er ließ diese Fragen an ihren Ort gestellt sein, weil ein feines Gefühl ihn belehrte, daß den Besitzer verletzt, w e r von beschädigten Sachen spricht, die besser niemals berührt werden. Dennoch sollte der Jüngling, und zwar in ungleich tieferem Sinne, gegen dieses Gesetz der Schonung verstoßen. —

Auf diese Frage des Schulmeisters, wie er geschlafen, antwortete Angelus: „Ach, göttlich! ich hatte eine Mutter

im Traum, dieses selige Glück läßt sich nicht beschreiben. Sie war so schön und jung, daß sie mir eher als eine Schwester erschien. Auch gab sie mir gute Lehren, und ich weiß nur noch, daß ich in das größte Erstaunen gerieth. Schade, daß ich es mir nicht behalten können."

„Mir träumte einst, ich hätte ein Kind;" nahm der Schulmeister mit leiser, erschütternder Stimme das Wort; „man behält nichts vom Traum der Erde. Wenn wir erwachen, feiern wir das Fest des Geistes und werden einander wiedererkennen. So oft ich in der Bibel las: Wenn der Herr die Gefangenen Zion erlösen wird, werden wir sein, wie Träumende — — — dachte ich: ich harre Seiner und bin stille! wie bald verstreicht die Prüfungszeit — — — —"

Der fröhliche Jüngling hätte dieser bibelfesten und schulmeisterlichen Tröstung nicht lächeln können, wenn sie auch nicht mit dem Tone schweren Grams vorgetragen worden wäre. Er blickte mit erhöhtem Antheil zu dem Manne auf, der ungebeugt den Weg der Pflicht und des Rechtthuns ging, weil er an ein besseres Leben glaubte.

Der Schulmeister bot ihm das Nachtquartier an, so lange er in der Nähe dieses Orts verweilen wolle. Er sagte, „unsere gute Freundin (Christine) wird nichts dawider haben, mein Sohn; in den Pfarrhäusern fehlt es nicht an Gästen, zumal an Feiertagen, hier ist es ganz stille."

Dem Angelus ging diese Einladung ans Herz; er nahm sie mit einem Handschlag an, und ließ sich nun die Weisung des Weges geben.

„Die Straße, welche links dem Dorfe hinläuft, ist breit und kaum zu fehlen,“ sagte der Schulmeister, „auch gehen heute Kirchleute nach dem Städtchen — Wegweiser in Menge. Es giebt zwar einen Fußsteig, der führt durch den Schloßpark, aber — — —“ er stockte.

„Schon gut, schon gut! ich werde finden —“ fiel Angelus ein, und ging mit Abschiedsgruß und Dank von dannen.

Der Jüngling ging graden Schrittes auf das Schloß zu, welches ein aristokratisches Ansehen hatte, und stolz und kalt in die Pracht der Natur niederschaute. Der Rauch stieg in güldenen, gewundenen Säulen gen Himmel, wie der Pfeiler irdischen Glückes, der so bald in Nichts zerfließt — von dem der Schulmeister gesprochen. Die hohen Fenster strahlten im warmen Morgenlicht und waren hier und da geöffnet, um frische Luft einzulassen. Des Jünglings Blick flog hinauf — und hinab. Die leuchtenden Tapeten mit unentwirrbaren Arabesken, die blendenden Vorhänge, durchsichtig, weich und wehend, wie Gewölk am Sommerhimmel, kamen dem armen Angelus so feenhaft vor, daß eine neue Sinnenwelt vor ihm aufging. Mit klopfendem Herzen war ihm zu Muthe, als müsse er in das Geheimniß des Glückes eindringen. Der Thau fun=

kelte noch auf der Orangerie, welche ihre köstlichen Düfte weit umher verstreute, und auf einem Parterre von Blumen, die lieblich, doch vergänglich, jenes überhebenden Pompes zu lächeln schienen. Und aus dem Bosquet blickte in grüner Tiefe, zwischen dem Schimmer quellenden Laubes und hüpfender Schatten, im Reflex der Sonne, das bleiche Standbild des Generals hervor.

Der Jüngling war wie berauscht. Er schritt kühn dem Garten zu; die schlanken Platanen, vom Winde bewegt, neigten sich, als er zu ihrer Höhe aufsah. Doch siehe da! das Gitterthor von Gußeisen, mit blanken, vergoldeten Knäufen, war verschlossen.

„Seh' mir Einer!“ sagte Angelus entrüstet, und steckte seinen Wanderstab in den Boden, als wolle er dennoch festen Fuß fassen, „die Thür ist wahrhaftig zu. Der Garten von Edenrose weigert also seinen Eingang, und sollte doch mit dem Frühesten geöffnet sein, gleich dem Thor der Morgenröthe. O! wenn ich hier Grundherr wäre!“ (zum zweiten Male stieg dieser Wunsch in ihm auf) „einen Baum der Erkenntniß wollte ich pflanzen, den Gottes Geist beschatten würde, weit und breit; eine Schule wollte ich gründen, deren sich kein Fürst schämen sollte. Die arme, kleine Schule — mit meinem Herzen möchte ich sie stützen.“

Unter diesem Selbstgespräch hatte Angelus den bezeichneten Weg eingeschlagen; auch geschah es, wie ihm

vorher gesagt worden, daß viele Torfleute in ihrem besten Sonntagsstaat die Straße zogen, um dem Gottesdienst im Städtchen beizuwohnen. Der Jüngling dachte mit keinem Gedanken daran, daß seine edle Gestalt in dem ärmlichen Anzug ihnen auffallen werde. Er erwiederte ihren Gruß, und hätte nur lieber einsam sein mögen. — Und indem er dieser Neigung zu folgen wähnte, sich ihrer kaum bewußt, lenkte jene unsichtbare Hand, welche die Schritte der Menschen leitet, seinen Gang von der alten Rüster aus, auf den abweichenden Fußweg, der an das Pförtchen im Gehäge der Fasanerie führte. Hier blieb Angelus betroffen stehen.

An dem hellen Spiegel des Teiches saß Elfriede, welche ihren schönen Tag und ein Opfer vor hatte, welches einen zarten Frühlingsschein auf diejenige zurück wirft, die es bringen will. Sie war im Begriff, Vergißmeinnicht zu einem Kranze zu winden, für die Büste des General Orny. Nur ein sanfter Dank für seine Tochter sollte es sein —; nur ein Zeichen, daß dies Gedächtniß des Herzens nichts vergäße, ein Hauch, ein Seufzer aus dem Busen der Erde!

Dem Schwanenhäuschen war eine kleine, bunte Flagge aufgesteckt, womit die Luft ein tändelndes Spiel trieb, die Schwäne schifften langsam vorüber und ließen sich stolz von Kreisen umfließen, und dicht an Elfriedens

Seite stand die weiße Pfauhenne, als ob sie ihr verständig zusähe.

Dieses Bild nun, erschien in der schönsten Morgenbeleuchtung, die auf dem Gesicht der Jungfrau am See, ein Abglanz Gottes war.

Der Jüngling beugte sich vor, es ganz in seine Seele zu fassen, in seine tiefste Seele, darin sich wie im Wasser, das vor seinen Augen lag, der Himmel bewegte. Das Pförtlein ging leicht und lose in der Angel — er trat hinein, und näherte sich mit leisen Tritten.

„Meine junge Dame! ist es wohl erlaubt, dies himmlische Plätzchen ein wenig in Augenschein zu nehmen?“ fragte er mit einem Tone von etwas ritterlichem Klang, obwohl gesänftiget durch einen starken Eindruck und rührend in der Bittweise der Frage.

Elfriede erschrak heftig. Sie zuckte elektrisch zusammen, denn abwesend in Gedanken, war sie eben mit Jemand beschäftiget, der diesem Jüngling — nach ihrem augenblicklichen Wunsche — so ähnlich sah, wie ein leiblicher Bruder dem andern. Indem sie rasch aufstand, entfielen die blauen Blümchen ihrem Schooße. Angelus stürzte hinzu, und ließ sich auf ein Knie nieder, um aufzulesen, was er nur raffen konnte.

Elfriede sträubte sich gegen diesen Anschein von Huldigung, jedoch vergebens. Sie stammelte verwirrt: „O, ich danke, danke Ihnen! ein Gang durch den Garten

dürfte wohl unverwehrt sein. Doch — wenn ich fragen darf — wo wollen Sie denn eigentlich hin?"

„In das Pfarrhaus von Ledig!" antwortete der Jüngling treuherzig. „Wie ich merke, bin ich fehl gegangen, ohne es bereuen zu können."

Er sagte dies mit der naiven Aufrichtigkeit eines Kindes.

Es war, als ob eine Rosenwolke sich auf das Mädchen niederließe; so ganz eingehüllt in holde Scham erschien Elfriede, als sie mit bebender Stimme erwiederte: „O! wenn Sie ein gewisser Angelus wären — — —"

„Mein Gott, der bin ich! gewiß und wahrhaftig!" rief der Jüngling betheuernd. „Doch — steht mir denn der Name auf der Stirn geschrieben? — Sein Sie barmherzig, Fräulein! und sagen Sie, was wissen Sie von mir?"

Elfriede zitterte vor Freude und Glück. „Ich weiß —" sagte sie mit einem Wanken der Furchtsamkeit, ihr volles Herz zu verschütten, „daß Sie eine gute Freundin haben, die Christine heißt, und über welche ich Ihnen Auskunft geben kann. Sie kommen fürwahr, wie gerufen."

„Meine alte Christine!" sagte der Jüngling in einer tiefen Regung innigdankbarer Gefühle, „Dein guter Geist geht vor mir her und ebnet meinen Weg! — Was ist's, liebes Fräulein, das ich erfahren soll? Diese, meine treue Führerin, ist doch nicht krank? wenn ich diesmal

nicht irre —" setzte er mit einem durchdringenden Blicke hinzu, als wollte er in ihrer Seele lesen, indem er Elfriede bei der Hand faßte, „so hat diese gesegnete Hand mir schon einmal Nachricht gegeben."

Elfriede machte einen schwachen Versuch, ihm ihre Hand zu entwinden.

„Ich mag es nicht leugnen," antwortete sie edel und offen, „daß ich vor einiger Zeit im Namen jener alten Frau an Sie geschrieben habe. Warum hätte ich ihr den kleinen Gefallen nicht thun sollen? es traf sich so zufällig!"

Angelus schüttelte den Kopf und sprach: „Ihrer Seelengüte sollen Sie sich nie zu schämen haben. Jener Brief ist, seit ich ihn empfing, nicht von meinem Herzen gekommen, und hat mich mit dem Trost erfüllt, daß ich nicht ganz verlassen bin. Eine Hoffnung war über mich gekommen, die ich in diesem Augenblick verwirklichet sehe. Aber Zufall — **Zufall** ist das nicht."

Alles, was uns Liebes und Treues, Gutes und Schönes begegnen mag, war in dem Ton zusammen gefaßt, mit dem er dieses Wort aussprach; es war der Accent der Glückseligkeit!

„Nun denn —" sagte Elfriede, und reichte ihm von freien Stücken die Hand, welche sie ihm wenige Minuten vorher entzogen hatte, „so freut es mich herzlich, den jungen Freund der wackern alten Frau kennen zu lernen,

um den ich so manche Thräne fließen sah. Ihr Schicksal ging mir nahe; denn ich bin auch ein armes Mädchen, welches Widriges genug erlebt, und wenig von der Welt zu erwarten hat. Wir — meine Mutter und ich — genießen den Schutz dieses Aufenthaltes und leben von fremder Güte. Doch —" hier ward Elfriede durch eine verwandte Idee an diejenige erinnert, welche dem Jüngling Gutes that, „nicht von mir ist die Rede! wissen Sie auch, daß Christine ihren Dienst verlassen muß, um einer kranken Schwester in weiter Ferne beizustehen? Sie ließ es uns sagen und will sehr bald schon Abschied nehmen."

„Diese Trennung würde meinem Andenken keinen Unterschied machen —" antwortete Angelus hierauf, „wenn nicht der Gedanke an Ihre Nähe, liebes Fräulein, damit verknüpft wäre. Aber die Seele sucht ihre Liebe überall auf, und weilt bei ihnen. Und die Erde ist ja so klein!"

Der Jüngling sagte dies in der Ueberschwänglichkeit eines ernsten allumfassenden Gefühls.

Die Mutter unserer jungen Freundin sah mit Verwunderung ihre Tochter im vertraulichsten Zwiegespräch mit einem jungen Manne, den sie nach der Rangordnung ihrer kleinbürgerlichen Vorstellungen, für einen Abenteurer zu halten, nicht übel Lust hatte. Sie näherte

sich vorsichtig, und Elfriede sagte ihrer Mutter, **wer** der Jüngling wäre, so weit sie es selbst wußte. —

Nachdem die Mutter einen prüfenden Blick auf Angelus geworfen, einen Blick, der ihm vorwarf, kein hochzeitlich Kleid anzuhaben — sah sie ihn trotz der edeln Gestalt und dem Jugendreiz seines Angesichts, als ungefährlich an. Dieser junge Mensch mußte sehr arm sein, da er in solch abgetragenem Röcklein, das ihm ein knabenhaftes, herumschlenderndes Ansehen gab, am ersten Pfingstfeiertage auf offner Straße ging.

In ihrer bimmelnden Weise ließ Frau Arneth ein Geklage ertönen, daß es sich schlimm für die gute Christine träfe — daß Krankheit schwer zu tragen wäre, und dergleichen. Des Jünglings Herz aber jauchzte in seiner Brust: „**Denn nichts scheint denen trübe, die gewinnen.**"

In dem Gefühl von Angst und Bangen vor Verantwortung, welches in der Natur der Mutter lag, seit ihrem Unglück — hätte sie den armen Angelus gern entfernt, ehe Jemand von der Herrschaft käme; und keine Ahnung kam ihr in den Sinn, **wer** diese eigentlich wäre, und mit welchem Rechte der Jüngling an dem Platze stände, wo sie ihn als einen vagabondirenden Eindringling betrachtete, und Scheu empfand, ihn daselbst verweilen zu sehen. Sie schlug ihrer Tochter vor, ihm ein Endchen Weges das Geleite zu geben, da doch für

die Sehnsucht der treumütterlichen Christine, jede Minute nicht mit Golde zu bezahlen wäre.

Elfriede ließ sich dies nicht zweimal sagen, und ihre Mutter war froh, ihn mit guter Manier fort zu bringen. Angelus küßte dieser ehrerbietig die Hand, und nahm es ohne Weiteres für erlaubt an, daß er wiederkommen dürfe. Dann legte er der Tochter Arm in den seinen und führte sie wie im Triumph durch die kleine Pforte mit sich hinweg.

Sie gingen dicht neben einander, als wären sie von ihrer frühesten Kindheit an unzertrennlich gewesen und würden es in alle Ewigkeit sein. — Und was sich in der Kürze ihrer Bekanntschaft so anziehend zeigte, war jene Sympathie des Geistes, welche in unwahrnehmbaren Beziehungen das Gleiche umschlingt, als ein Band der Liebe, der Herzensinnigkeit; jene heilige Sympathie, welche wirksam gewesen, als unser Leben noch in Gott verborgen war. —

Elfriede fühlte den Athem des Jünglings an ihrer Wange, um den sie sich geängstet. Sie sah, sie hörte, daß es ihm wohl ging.

„Wer ist glücklicher als ich!“ rief Angelus aus, „ich würde an diesem Morgen mit keinem Nabob tauschen.“ (Elfriede hatte mit keinem Gedanken mehr an seine Armuth gedacht.) „Auf den Abend bleibe ich ein Stündchen

länger; nicht wahr? O liebes Fräulein! gönnen Sie mir diese unaussprechliche Freude! ich bin fast immer allein."

„Wird aber Christine Sie fortlassen wollen?" fragte Elfriede, um ihrem Bedenken eine sanfte Form zu geben.

„Sie muß!" antwortete Angelus, im Tone eines geborenen Herrn. Er sagte, daß er abermals bei dem Schulmeister in Edenrose übernachten würde, von dem er seiner aufmerksamen Begleiterin erzählte.

„Ach, Fräulein!" sprach der Jüngling mit Wehmuth, „Sie sollten die kleine, arme Schule nur einmal sehen! dieser alte Fürst ist aller Ehren werth. Was soll ich aber von einer Herrschaft denken, der die edelste Pflicht des Menschen so wenig gilt, daß man den Lehrer ihrer Kinder, gleich einem verachteten Wurme im Genist des Staubes suchen muß? Ist das ein Stand der Erniedrigung, um mit Füßen getreten zu werden? — Die Schafe dieses Gutes haben einen Palast, die Bauern wohnen herrlich; nur der Schulmeister muß sich mit einer gebrechlichen Hütte behelfen, und dem kleinen, wilden Häuflein fehlt es sogar an Raum. Wenn dieser Mann nicht so überaus genügsam wäre —" die Worte, welche er von ihm vernommen: „Der Herr ist mein Hirt, mir wird nichts mangeln —" klangen in der Seele des Jünglings wider.

„Sie glauben nicht, Fräulein!" setzte er hinzu, „wie leidenschaftlich mich das Schulfach anzieht, wenn es gleich-

gültig angesehen wird: dann ist es nicht anders, als ob mir selbst Unglimpf widerführe."

„Auch ich soll Gouvernante werden," sagte Elfriede unschuldig.

„Gouvernante? Sie?" versetzte der Jüngling fast entrüstet, und blieb wie vor Schreck stehen. „O Fräulein! Sie sehen mir nicht danach aus." Sein Blick, verdunkelt wie vom Schatten der Welterfahrung, weilte auf ihrem rosigen Gesicht. „Wahrlich!" fuhr er fort, „es wäre Schade, wenn Sie Gouvernante würden."

„Es bleibt mir kaum etwas Anderes übrig," antwortete Elfriede, plötzlich betrübt. „Wir können nicht zeitlebens unserer edeln Gräfin zur Last fallen. Wenn meine Mutter stirbt —, so muß ich für mich selbst sorgen."

„Mein liebes Fräulein!" sprach der Jüngling warm und treuherzig, „nehmen Sie mich zum Freunde an!" doch er verschwieg, daß er dachte: „Ich will mein Leben für Dich lassen, holdes Wesen!"

Sie waren nun so weit gegangen, daß Elfriede länger nicht mitgehen konnte. Sie legte ihre weiche Hand in seine, die er bittend hinhielt, und ein Bund der Freundschaft war geschlossen — in der Verkettung menschlicher Schicksale. Der Geist der Liebe war dessen Zeuge.

Elfriede schwebte auf den Flügeln eines Glückes, das ihre erste Erwerbung — und dennoch wie sie fühlte — ihr angeborenes Eigenthum war. Der ungestüme Herz-

schlag ihres Busens schlug den Gewinn hoch an, den der arme Angelus ihr dargeboten. Sie trug ihn wie ein Juwel davon.

„O! Wer erfand den Edelstein der Sprache, die kurze Sylbe: Freund?“ —

Elfriede erreichte eben zu rechter Zeit das Pförtchen. Noch klopften all ihre Pulse, als sie die Stiftsdame von Hof eiligst daher kommen sah. Sie war schon in vollem Anzug und doch mit vornehmer Nachlässigkeit gekleidet. Sie schloß alsobald das Mädchen in ihre seidnen Arme, nachdem sie der Mutter mit herablassender Geberde die Hand gereicht, und sagte: „Mich hat herzlich verlangt, meine Freunde wiederzusehen!“ — Dann trat sie erstaunt zurück, um Elfriede vollen Blickes zu betrachten, wie man eine Blüthe ansehen würde, die sich während einer flüchtigen Abwesenheit entfaltet hätte. „Sieh da!“ sagte sie mit der Stimme des Beifalls und der Ueberraschung, „was Du schön geworden bist! eine Pfingstrose, zwischen Dornen aufgebrochen.“

Elfriede verbarg ihre glühende Wange in einem tiefen Handkuß. Sie antwortete nur mit dem stummen Ausdruck ihres Glückes; doch das Glück dessen, der unser Wohlwollen besitzt, ist die feinste Schmeichelei, wie der beste Dank! —

— „Was unsere Damen dumm sind!“ fuhr die Gönnerin Elfriedens in der ihr eigenthümlichen Weise fort,

halb spottend, halb ernstlich, und ganz vergessend, daß sie zu einem jungen Mädchen spräche, „weder Schmuck noch Mühe sparen sie, um so glänzend als möglich zu erscheinen; aber den Strahl der Intelligenz giebt kein Geschmeide, und eine Seele gewinnt nur, wer etwas lernt. Das ist ihnen zu unbequem. Und man lernt nie aus — das ist das Schönste! der Geist verjüngt; Schönheitswasser thuts freilich nicht. — Du, meine junge Freundin, die Du blühst wie eine Blume der Einöde, lasse Dir sagen, daß ich sehr mit Dir zufrieden bin.“

„Ich bin sehr glücklich an diesem Morgen —“ antwortete Elfriede bewegt, und Willens, Alles zu sagen.

„Mein Gott! liebst Du mich denn so?“ fragte das Fräulein mit einer Rührung, der nicht zu widersprechen war. Die Mutter übernahm diese Versicherung, und kühlte weitschweifig das so selten aufwallende Gefühl der Stiftsdame ab, welche sich aus Grundsatz kälter stellte, als sie war.

Ein Wölkchen flog über ihre leuchtende Stirn. „Dieser Augenblick,“ erwiederte Fräulein von Hof, „ist der Lichtpunkt meiner Ankunft. Der gestrige Abend, wie schön er auch war, ließ mich hier Manches, wo nicht Alles, überaus düster finden. Die Gräfin ist verkümmerter als jemals; ihre Nerven sind zerrüttet. So kann es nicht bleiben. Der Arzt lavirt — und meine arme

Tolie geht dabei zu Grunde. Ich dringe darauf, daß sich die Gräfin ein stärkendes Bad verordnen läßt, und ich werde sie dahin begleiten. Es thut mir nur leid um Dich, mein gutes Kind! denn ich dürfte nun wahrscheinlich den Sommer über meistens abwesend sein."

O! wie wandelbar ist unser Wunsch, unser Herz! — Noch vor zwei Stunden wäre diese Ankündigung ein Donnerschlag für unsere Elfriede gewesen; jetzt athmete sie freier auf. Die Gegenwart des Fräuleins mit allen persönlichen Anforderungen, würde ihrer Befangenheit drückend geworden sein. Das Gewicht unabtragbarer Verbindlichkeiten fühlen wir dann als eine Last, wenn anziehende Kräfte anderer Art, unsere volle Hingebung verlangen. Und wir danken Gott, frei zu sein, weil Freiheit mit der Liebe eins ist. —

Fräulein von Hof häufte wieder neue Beweise ihrer großmüthigen Fürsorge. Sie brachte eine Menge nützlicher Gaben mit: Kleider, Bücher — auch einen feinen, tiefen Hut für Elfriede, zum Schutz gegen Luft und Sonne. Die Mutter war nicht minder bedacht. In der Tasche des wattirten Mäntelchens, welches der kränklichen Frau eine Güte thun sollte, steckte sogar ein nicht unbeträchtliches Päckchen Geld, worüber diese Sparsame außer sich vor Freude war. Ihre Tochter sollte sagen, was ihr etwa noch lieb wäre; doch Elfriede wußte nichts, denn der Jüngling, der ihr Freund sein wollte, füllte

ihre ganze Seele aus, und das, was ihr am liebsten war, hatte sie in jener Zusage von ihm empfangen.

Angelus kam und blieb, wie er versprochen. Und zwischen Abend und Morgen ging ein goldner Tag, ein neues Leben für ihre schuldlosen Herzen auf. In der heiligen Frühe wandelten beide Hand in Hand in der paradiesischen Natur. Sie schufen sich eine neue Erde, worin Gerechtigkeit und Friede sich küssen — eine Welt voller Treue. Ach! diese Welt ist nicht unsere Welt! —

Am Abend des dritten Feiertages sahen sie sich zuletzt. Die Zukunft wurde nur berührt, als Angelus seines festen Vorsatzes erwähnte, die Sommerferien in Edenrose zuzubringen, ehe er, wenn möglich, eine weit entfernte Universität bezöge. Elfriede nahm dies als entschieden an. Ein Briefwechsel ward zwischen ihnen verabredet. Christine, die zugegen war, drang in ihrer pflegemütterlichen Herzlichkeit darauf, daß ihrem Liebling zum Valet, Elfriede einen Kuß gäbe; und der Jüngling nahm ihn so frisch und fröhlich von diesen jungfräulichen Lippen, als trüge er sein Glück versiegelt mit sich fort.

Am nächsten Tage zog auch die Kinderfrau hinweg, und Elfriede gehörte nun wieder ihren einfachen Lebensverhältnissen an.

Im Schlosse wurden unterdessen Zurüstungen zur Badereise getroffen. Obgleich überall Unruhe verursachend, wich Fräulein von Hof doch gern dem Geräusch aus — und

brachte, selbst auf die Gefahr hin, die Gräfin zu verkürzen, mehr Zeit als sie billig erübrigen konnte, bei Elfriede und ihrer Mutter zu, um diese ihre verlassenen Schützlinge im voraus zu entschädigen.

„Es ist mir lieb, daß Du mir die Abreise nicht erschwerst," sagte die Stiftsdame eines Tages zu der heitern Elfriede, als davon die Rede war.

„Du bist ein verständiges Mädchen und jener Selbstbeherrschung fähig, durch welche man Macht über Menschen und Umstände erlangt. Daß Du dich so ausgebildet, dies, ich gestehe es Dir! überrascht mich höchlich. Nimmer hätte ich geglaubt, daß todte Lectüre und ein stummer Aufenthalt so belebend wirken könnten. Wüßte ich nicht, wie einsam Du gewesen, ohne allen Umgang: ich würde in jedem Worte, das von Deinen Lippen fließt, den Einfluß der besten Gesellschaft vermuthen."

Elfriede ward wie mit Purpur begossen. Fräulein von Hof lächelte wohlgefällig und sprach: „Du darfst Dich dieses Lobes nicht schämen! es ist vollkommen verdient. Sieh, mein Kind! ich sehe Dich gleichsam als mein Geschöpf an, und daß Du unter meiner Leitung geworden bist, was ich wünschte und beabsichtigte: dies ist eine Freude für mich, die ich um keinen Preis missen möchte, und welche mir Niemand verderben soll."

Himmel! was würde der Stolz des Fräuleins dazu gesagt haben, daß eine schlichte Dienstfrau, die den Kin-

derwagen zog, an jener gepriesenen Erziehung die letzte Hand mit angelegt hätte! und daß Elfriede aus den Schriftzügen eines blutarmen Schülers den Geist des Gefühls gelesen, der ihr liebes Gesicht beseelte! — Wenn wir Alles wüßten: wir Alle würden demüthig sein.

Elfriede fand sich durch jene erhöhende Meinung herabgewürdiget. Sie fühlte, daß ein göttlicher Hauch sie gebildet, und nicht der selbstische Verstand, dem Fräulein von Hof die Ehre gab, wie wenn etwa ein Gärtner sich den Duft einer Blume zueignen möchte.

Aber falsch wollte sie nicht sein. Im Begriff, dem Fräulein zu gestehen, was so mächtige Anregungen auf sie hervorgebracht, wurde sie durch einen Zufall daran verhindert, der das Gespräch an dieser schwierigen Stelle abschnitt.

Vielleicht war es nicht Liebe, im jugendlichsten Sinne, was Elfriede für Angelus empfand.

Das harte Schicksal des Jünglings war auf ihr weiches Herz gefallen, um einen unvertilgbaren Eindruck zu machen; denn das Mitleid ist eine Stelle tiefer Gefahr im weiblichen Gemüth. Es war ihr, als hätte sie jede Pflicht aufopfernder Treue übernommen, welche die alte Christine in Einfalt ihres Herzens geübt. Elfriede dachte gewiß nicht an sich; es war ein sehr zartes und uneigennütziges Gefühl, das sich ihres Wesens bemächtiget hatte,

gemischt aus jungfräulicher Scheu und mütterlichem Muth, ihrem jungen Freunde beizustehen, aus allen Kräften.

In dieser Wärme, in diesem Licht, worin der Frühling ihres Herzens über und über in sein volles Recht trat, fiel ihr zum ersten Male in der Anschauungsweise ihrer Wohlthäterin, eine gewisse Kälte, ein fruchtloser Egoismus auf. —

Elfriede erschrak; doch der Trieb, dies unfreiwillige Urtheil zu unterdrücken, war nur eine taube Blüthe. Jetzt, wo ihre innersten Sinne Verständniß geworden waren, ward ihr jenes leise Etwas klar, welches ihr so peinlich dringend zugeflüstert: Fräulein von Hof, welche sich ihr Wohl so angelegen sein ließ, könne ihr dennoch einmal Weh bereiten, denn auch die feinste Selbstsucht sei oftmals in gröblichem Irrthum, und stets zu fürchten.

Einer Vergleichung, wie unpassend diese auch sein mochte, konnte Elfriede sich eben so wenig erwehren. Fräulein von Hof, durch und durch vornehm! und dieser Jüngling, vielleicht von geringer Herkunft und nichts für sich habend als ein edles Aeußere! — Die Stiftsdame, welche ausgesprochen: ihr Schützling solle Gouvernante werden; (Elfriede fröstelte und fühlte ein stilles Herzbluten, als hätte sie sich an scharfem Eisen verletzt, wenn sie daran dachte, daß der Norden der großen Welt, ihre dereinstige Bestimmung sei) und Angelus, der für die arme Dorfschule schwärmte und seine bescheidenen Wünsche darin eng

einbaute, wie der Vogel mit Schwingen für den Himmel in sein kleines Nest. — Und wie verschieden war der Ausdruck Beider in Wort und That! des Fräuleins Sprache glänzte von schätzbarer Belesenheit und glich reflectirend einem Diamant, zu dem kein Armer Zutrauen faßt, daß er ihn besitzen werde. Dagegen redete der Jüngling sehr einfach, doch dürften wir seine Sprache, im Vergleich zu jener eine Perle nennen, die ihren Ursprung verrieth, wenn nämlich ein volles, tiefes Gefühl der Grund aller Poesie ist. Seine schmucklosen Worte fielen wie Freudenthränen — diese Perlen vom ersten Wasser — die jeder weinen kann, und mit denen nur der Tausendste gesegnet wird — in das ihnen offene Herz.

Die Stiftsdame spendete Lob und Gnaden; der arme Angelus gab seine Liebe, gleich dem Gott, der nicht Beweise giebt.

Wir überlassen unsern Leserinnen die Folgerungen hieraus.

Bald war das Schloß in Edenrose wie ausgestorben. Die Gräfin hatte einen Theil der Dienerschaft mitgenommen, und Fräulein von Hof, diese lebendige Unruhe, ließ stets die größte Stille nach. So schien die Zeit dort aufgehört zu haben, und nur ein öder Raum noch da zu sein.

Elfriede bemerkte nichts, als daß es so weit hübscher wäre, als vorher. Sie ertrug die Klage der Mutter

williger als sonst, ihre Arbeiten förderten sich selbst höchst wunderbar, als wären ihre Kräfte tausendfältig worden. In den Stunden der Muße schrieb sie an Angelus, oder bewegte sich im Freien, um frische Luft zu schöpfen. Selbst wenn sie rasch spazieren ging lief ihr Gedanke schneller noch über das Papier, welches sie seelenvoll für ihn ausfüllen würde.

Elfriede hätte das Plätzchen am Schreibtisch, wenn sie in dieser Absicht die Feder zur Hand nahm, nicht um Thron und Scepter vertauscht. Sie schrieb so klein, so eng, um Postgeld zu ersparen; weil der Jüngling so arm wäre sollte der Inhalt ihres Schreibens unerschöpflich reich für ihn sein. Und wenn nun die ersehnte Antwort kam, wie schlug Elfriedens Herz gegen das Siegel! Wie las sie es mit süßen Thränen, wenn er ihre Briefe seine liebste, seine einzige Freude nannte! wie bedeutsam ward ihr jedes Pünktchen, jeder Strich, und wie innig, unauflöslich und unbeschreiblich schlangen diese Federzüge sich um ihr Denken und Dasein!

So strömte eine Seele in die andere über; jeder Damm formeller Zurückhaltung war durchbrochen — und aus dem Tröpflein Trost und Tinte würde ein Meer geworden sein, vom Sturm der Leidenschaft aufgewühlt, wenn die Vorsehung, welche ihre Hand auch über die Wogen des Herzens ausstreckt, nicht bestimmt hätte: bis hierher und nicht weiter!

Angelus kam versprochenermaßen zu den Sommerferien nach Edenrose und fand die angebotene Aufnahme bei dem Schulmeister. Dem Jüngling gegenüber empfand Elfriede denn doch mit Schüchternheit, daß sie ein Mädchen sei. Und ein Gefühl, das der Stimme der Reue nicht unähnlich flüsterte, sagte ihr, daß es ein Unmögliches für sie sei, sich mündlich gegen ihn auszusprechen, wie sie es schriftlich gethan. Es war seltsam, aber nicht zu leugnen, daß seine Nähe — der höchste Wunsch liebender Herzen — sie ein wenig behemmte, und Elfriede mußte sich gestehen, daß ihr das geistigzarte Bild, welches ihr von dem Jüngling vorgeschwebt, trauter und lieber gewesen wäre. Sie redeten daher mehr von ihren einzelnen Verhältnissen, als von ihren gegenseitigen Empfindungen, und die glückseligen Tage, welche ein paar Wochen hindurch diese jungen Freunde beisammen waren, gänzlich ungestört, übten den bindenden Zauber der Gegenwart und der Natur. Und wie wenig Menschen ist solch eine selige Zeit vergönnt, wie flüchtig sie vorüber rauschen mag?

Einst fand Angelus seine Freundin am Teich. Sie neigte das Köpfchen und schien traurig. Der Jüngling erregt von dem wunderschönen Abend und getäuscht in der Erwartung, Elfriede in gleicher Stimmung zu finden, fragte dringend, warum sie betrübt wäre?

„Die Mutter weinte," antwortete zögernd das Mäd-

chen, „das ist zwar nichts Seltenes; aber ich hatte seit einiger Zeit vergessen, daß auch ich im Garten des Lebens nur eine Thränenweide sein darf. Es ist wohl schmerzlich, lieber Angelus, wenn einer guten Mutter das Lächeln ihrer Tochter ein Dorn im Auge ist.“

„O Gott!“ rief der Jüngling ergriffen, „Gott wird es besser wissen, wozu er das Schönste erschuf. Der Rosenknospe Busen giebt er Düfte, und kränzt den Mutterbusch mit Blumenkindern. Er webt das Brautkleid für des Frühlings Bräute, und lehret die Cypreß' am Seeesufer, ihr reizendes, ihr schönes Haupt zu heben!“

Und Elfriede hob ihr Haupt empor und vergalt ihrem Freunde mit einem Blick, der selbst den Dichter dieser herrlichen Strophen belohnt haben würde.

Ein andermal kam Angelus der aufmerksamen Elfriede zerstreut vor, und dies immer mehr, je näher die Zeit seiner Abreise heranrückte.

Sie äußerte den Wunsch, daß er so heiter und unbefangen bleiben möchte, wie sie ihn das erstemal gesehen. Er fühlte die Milde dieses Vorwurfs und sprach: „Ja, meine süße Freundin! ich mag es nicht bergen, daß ich mich in größter Spannung befinde, und dies in mehr als einer Beziehung. Bald wird es sich entscheiden, ob ich studiren kann oder Soldat werden muß. All mein Glück hängt davon ab. Meine Lehrer behaupten, ich sei zum

Philogogen geboren —; manchmal aber möchte ich lieber mit dem Schwerte drein schlagen und ein Ritter der Bedrängten, ein Rächer des Unrechts sein."

„Ein Retter kann jeder werden —" entgegnete Elfriede begütigend.

Der Jüngling nickte hierzu und fuhr zu reden fort: „Ich werde gewiß weder Anstrengungen scheuen, noch daß ich nicht zu entbehren wüßte! längst gewöhnt, nicht mehr zu essen, als zur höchsten Noth das Leben fordert.—"

„Allgütiger Gott!" fiel ihm Elfriede geängstet in das Wort, „ein junger Mensch, der noch im Wachsthum ist und kaum von einer schweren Krankheit genesen, braucht doch Kräfte!"

„Gott hat mich ja erhalten, und Arbeit stärkt auch!" antwortete der Jüngling. „Aber — was ich doch sagen wollte? — ganz ohne alle Geldmittel kann ich nicht daran denken auf die Universität zu gehen. Und woher sollte ich hundert und funfzig Thaler jährlich erschwingen? und dies ist das Minimum meines Bedarfs. Wenn ich es recht bedenke, so kann mir nur durch ein Wunder geholfen werden. Und Wunder geschehen nicht mehr."

„Doch, doch!" versicherte Elfriede, gottgetrost. Und als der Jüngling kopfschüttelnd schwieg, setzte sie hinzu: „Wer wird so kleinmüthig sein, lieber Angelus?" Jener lebendige Glaube, der die Kräfte des Himmels hernieder zieht, daß sie ihm dienstbar werden, ward so stark in ihr,

daß sie nicht zweifelte, das Wunder selbst vollbringen zu können.

Nach einer gedankenvollen Pause sagte Angelus: „Am liebsten möchte ich bei meinem armen Schulmeister bleiben, und ihn unterstützen. Wenn er ins Grab sänke, so würde ich sein Nachfolger — dieses Glück würde mir hoffentlich kein Neider streitig machen. Und wäre ich denn nicht glücklich, wenn ich den Arm lebenslang um meine Freundin schlingen könnte?“ (Er legte sanft den Arm um Elfriedens Leib.) „Wir hielten Schule mitsammen, nicht wahr? und ließen der Welt ihre Freuden. Wir bauten unsern kleinen, häuslichen Himmel im Geflecht der Hütte, ob sie auch im nördlichen Gebiet der Armuth läge — und trügen das Bild jener fernen Zone, wo die Palme grünt, in unserm Herzen. Vereint zögen wir dahin, wenn unsere Stunde gekommen, selig, ewig ungetrennt!“ Er drückte das Mädchen mit schmerzlicher Inbrunst fest an sich.

„O Angelus! das ist ein schöner Traum!“ versetzte Elfriede tiefbewegt, indem Thränen der Sehnsucht über ihre Wangen rollten. „Wir wollen diesen lieblichen Gedanken im Geiste ausführen, Freund meines Herzens! — Die Schule dürfte uns nicht erspart werden, sagt mir eine innere Stimme —; doch unser Eden liegt in uns, so lange wir vor Gott wandeln.“

Es war ein Ton des vollen Ernstes in diese jugendliche

Freundschaft gekommen, ein Vorklang der Ehe, und ihrer sorgenvollen Zukunft.

Und jener tiefe Klang der Seele wollte sich nicht auflösen, wie die leichte, spielende Melodie, in denen Liebesleute den Tonfall zärtlicher Gefühle üben; diese melodischen Seufzer verschweben auf der Oberfläche; doch das Geheimniß der Harmonie schwingt sich zu den Sphären.

Wo Elfriede ging und stand, dachte sie an die Summe, welche Angelus aufbringen müßte, um seinen größten Wunsch zu erreichen. Sie rang die Hände.

„Ach! wer doch reich wäre!“ seufzte sie zur goldnen Morgensonne auf, und wenn der Mond aus lichten Wölkchen schien, so schlug ihr das schwere Herz in dem heimlichen Verlangen, diesen ätherischen Silberblick zu harten Thalern schlagen zu können, um die Aussicht zu erhellen, für den Jüngling, den sie lieb gewonnen.

Elfriedens Mutter sah diesem Treiben mit jener Mißbilligung zu, welche nun einmal der Grundsatz ihres Urtheils war, seitdem die Welt ihren Beifall verloren hatte. Zwar war sie dem Jüngling gewogen, der so ehrerbietig sich gegen sie benahm und offenbar Werth auf ihre Zuneigung legte; aber das Feindliche liegt immer in der Waagschale, wo eine Mutter das Wohl ihres Kindes wägt.

„Ich hätte Dich für vernünftiger gehalten,“ sagte Frau Arneth eines Tages zu ihrer Tochter. „Du bist aber

eben eine thörichte Jungfrau wie manche Andere, daß Du dich mit einem jungen Menschen einläßt, der doch dein Glück nicht machen kann. Was würde das Fräulein dazu sagen?"

Elfriede schwieg zu dieser Frage und sagte nur mit sinkender Stimme: „Angelus wird bald für immer von uns gehen —" und kaum war dies ausgesprochen, so trat der Jüngling zur Thür herein.

Frau Arneth sah blaß aus, Elfriede niedergeschlagen, und Angelus, der es im Nu bemerkte, fragte betroffen: „Was ist denn vorgefallen?" Als ob ihm seine Theilnahme ein Recht dazu gäbe: so lautete diese rasche Erkundigung.

„Ach, Nichts! antwortete die Mutter; „ich sprach nur mit meiner Tochter von der Nothwendigkeit, die Zukunft zu bedenken. Man läßt nach — und wird immer älter — — — —"

Des Jünglings Blick heftete sich auf eine Windung von Epheu über dem Sitz der Mutter. Derselbe Sonnenstrahl, der auf ihre gebeugte Gestalt fiel, gab dem jungen Anwuchs der Schlingpflanze einen Glanz, daß ihre Blätter wie in Wachs getränkt erschienen.

„Aber, Mütterchen!" sagte Angelus gutmüthig, „wie wollen Sie sich nicht kränklich fühlen, in einer Wohnung, wo der Epheu so schön gedeiht? Und hier nicht an Gliederreißen leiden? Dies ist das Grün der Mauer, welches

seiner Natur nach, nur an feuchten Orten wächst, an Trümmern."

„Ich bin auch kein festes Gebäude mehr –" versetzte die Mutter mit einem widerstandlosen Lächeln; „jeder Tag bröckelt an mir. Man ist genugsam erschüttert worden."

Elfriede hielt sich nicht länger; Thränen entstürzten ihr. Sie streckte die Arme wie nach Hülfe aus, und der Jüngling nahm ohne Scheu vor dem mütterlichen Angesicht, das schmerzbewegte Mädchen an seine Brust.

„Sie müssen Ihr armes Kind nicht so quälen —" sagte er beinahe gebietend. „Seine Schwäche vorwerfen, und gleichsam damit drohen, das ist schwer zu tragen. Ach, wäre ich nur hier! es sollte anders werden. Sie lächeln? o! das thut nichts. Bin ich auch jung, ich würde doch im Stande sein, Sie von dieser Stelle zu bringen."

„Daran zweifle ich keinen Augenblick —" erwiederte die Mutter, und Elfriede errieth nur zu gut, wie diese Antwort gemeint wäre.

Aber ahnungslos sprach Angelus seinen redlichen Willen aus, indem er weiter redete: „Ich würde Sie aufrichten aus all meinen Kräften und der Beistand Ihrer edeln Tochter sein. Dies steht so fest, als ich mir selbst treu zu bleiben hoffe."

„In der Jugend hofft man viel, mein Kind," ent-

gegnete die Mutter nachlässig, wie wenn der Widerspruch sich nicht erst der Mühe verlohnte, „doch nur das Glück erlaubt es, daß man sich täusche. Meine arme Tochter hat einen ernsten Weg vor sich — — — Gott geleite Sie auf dem Ihrigen, junger Mann, der sie es gut mit uns meinen.“

„Sie geben mir den Abschied, Mütterchen?“ fragte der Jüngling bestürzt und traurig.

„Ich gebe Ihnen meinen Segen, den Segen einer Mutter —“ lautete die Antwort; „und gern gäbe ich Ihnen ein Mehres, wenn ich es vermöchte; aber ich bin eine arme, a r m e Frau! — Wenn Sie dereinst auf einer hohen Stufe stehen, dann vergessen Sie nicht, daß es tiefes Elend giebt auf Erden — und alsdann werden Sie Sich auch Unserer erinnern.“

Angelus wußte nicht, wie ihm geschah; nur das war ihm klar, daß ihn die Mutter entlassen hätte. Noch eine letzte Stunde mit Elfriede zuzubringen, war ihm vergönnt. In dieser unvergeßlichen Stunde tauschten sie das Gelübde der Treue, des Angehörens, der unerschütterlichsten Zuversicht. Sie wollten glauben, auch wenn sie nicht sähen, und niemals irre werden an einander. Bei dieser gegenseitigen Zusicherung, welche keiner Bürgschaft entbehrte, die der reinsten Liebe Heiligkeit und die Gewährleistung eines tugendstarken Willens zu geben vermag — schloß der Jüngling seine Freundin noch einmal

in seine Arme, und ruhte eine Secunde an ihrem Busen — der schönsten Stätte des Vertrauens!

Er zeigte der weinenden Elfriede das Silberstück, das sie dem ersten Briefe an ihn beigelegt hatte, und welches er wohlverwahrt auf seinem Herzen trug.

„Dies theure Pfand der Verheißung läßt mich bei jedem Pulsschlag fühlen, wie reich ich bin! wenn ich es auch niemals werde — im Sinne der Welt!“ sagte Angelus mit einem Schmelz der Stimme, der alles Gold des Besitzes aufzulösen fähig war.

„O Angelus! unser Ziel liegt fern —“ antwortete Elfriede, „und das Scheiden fällt mir so schwer, daß meine Seele wankt. Wenn einst ein Augenblick käme, wo wir uns fremd gegenüber ständen, ich ertrüge es nicht.“

„Was sagst Du?“ rief der Jüngling mit einem Tone der Kraft, der die aufsteigenden Vorstellungen seiner Freundin verscheuchte, wie ein ängstlicher Traum entflieht, wenn ein lautes Wort geredet wird. „Muth, mein theures Mädchen! ich werde bei jedem Schritte Dein gedenken, und — das Hoffen ist der Liebe Stab!“

Dann trennten sie sich, und das Leben mit seinem Wandel und Wechsel dehnte sich zwischen ihnen aus.

Elfriede schlich stumm und betäubt den Bäumen zu, unter denen das Haus ihrer Wohnung stand. Als sie sich näherte, sah sie, daß die Mutter schon Licht hatte, und wie träumend däuchte es ihr, daß der Haushofmeister

die Schwelle so eilend verließe, wie wenn er spät genug, in dringenden Geschäften daselbst gewesen wäre.

„Gut, daß Du nun da bist, und daß die Geschichte mit dem Angelus nun vorbei ist —“ rief ihr die Mutter in Hast entgegen. „Die Gräfin und ihr Gefolge kommt morgen schon. Ein reitender Bote hat die Nachricht gebracht —; Poll war eben hier.“

Elfriede vernahm hievon nichts deutlich, als das Wörtlein: „vorbei!“ was ihr das Herz im Busen wendete.

„Hörst Du nicht?“ sagte die Mutter mit verstärktem Ton, als sie keine Antwort erhielt; „die Gräfin kommt und unser Fräulein!“

„Nun ja, ich höre,“ antwortete Elfriede mit noch gepreßtem Athem, „ist es denn so unerwartet?“

„Das dachte ich nicht,“ versetzte Frau Arneth in Aufregung, „daß Du thust, als ob Dich diese Ankunft ganz und gar nichts anginge. Was mich betrifft, so danke ich Gott dafür. Fräulein von Hof wird sich wundern.“

In diesen Worten lag für Elfriede die versteckte Drohung einer Anklage, und als ob die Mutter den Schutz, dessen sie bisher ermangelt, bitter vermißt hätte. — Ihre Tochter empfand dies mit dem verletzten Stolz der kindlichen Gesinnung; dennoch war die Mutter bei ihren Begriffen von Abhängigkeit sehr zu entschuldigen. Daß der Instinct mütterlicher Furchtsamkeit, den armen Angelus

früher fortgetrieben, als er sich selbst Frist gesetzt hatte, erwies sich nunmehr als eine sichere Ahnung.

Fräulein von Hof konnte es nicht erwarten, ihre junge Freundin wiederzusehen. Nichts war dieser Gönnerin gewisser, als daß das Mädchen, nach langem, sehnsuchtsvollem Entbehren, bei ihrer Rückkehr in Freudenthränen ausbrechen, in überströmender Wonne schwimmen würde. Das Herz wallte ihr — wenn sie sich an ihr letzteres Wiedersehen im Frühling erinnerte — doch: Niemand steigt zweimal in denselben Fluß! wie zu tausend Malen mag dieser uralte Ausspruch wahr geworden sein! —

Die Gräfin lag nach den Ermüdungen der Reise noch in tiefem Schlummer, und auch Frau Arneth, deren Nächte selten erquickend waren, schlief noch, als das Fräulein behende mit leichten Schritten den Thau streifte, um auf dem nächsten Wege in die Fasanerie zu kommen.

Elfriede saß mit gesenktem Blick am Teich. Sie dachte den Aeußerungen ihres jungen Freundes nach, und hätte ihrem Gefühl die schöne Sprache jener Verse leihen mögen, worin es heißt: „Mir ist, als wär Dein Wort ein tiefer See, und auf den Grund hinunter möcht' ich schauen."

Da stand Fräulein von Hof in einem weißen, weiten Morgenkleide, von Sonnenglanz umflossen, vor ihr.

Es war nur ein schwaches Lächeln der Ueberraschung,

womit Elfriede zu sich kam. „Du bist krank!“ rief die Stiftsdame apodiktisch, um sich den lauen Empfang auf eine Weise zu erklären, die ihr erlaubte, unbeleidigt dadurch zu sein. „Wie matt und blaß Du aussiehst! schon von Weitem bemerkte ich Deine leidende Stellung. Was fehlt Dir denn, mein armes Kind?“

„Mir ist wohl,“ versicherte Elfriede wehmüthig, „und mit der Mutter geht es ja auch so erträglich.“

„Nun, so hast Du Dich verbangt in beständigem Alleinsein,“ entgegnete Fräulein von Hof mit der Autorität des Besserwissens und der Besorgniß; „aber — wie leid Du mir auch gethan, ich konnte es nicht ändern.“

Elfriede erröthete und sprach: „Ich bin auch nicht ganz einsam gewesen, meine hochzuverehrende Freundin.“ —

Hierauf gab sie in aller Aufrichtigkeit ihres Herzens, wenn auch in flüchtigen Umrissen nur, ein Bild ihrer Bekanntschaft mit dem Jüngling und seines Hierseins.

Das Fräulein stand wie eine Bildsäule; ein Lächeln, zwischen Hohn und Heftigkeit, zuckte auf ihren Lippen, als hätte eine Schlange sich in dies Paradies geschlichen, und ihre Eitelkeit verwundet.

„Und dieser junge Mensch will studiren?“ fragte Fräulein von Hof vornehm.

„Wie gern wollte er es!“ antwortete Elfriede mit einem Seufzer, „aber ohne alle Mittel? daran ist nicht zu denken. Ach! w e r doch Rath wüßte!“

„Du möchtest ihn am liebsten in Stand setzen, daß er auf die Universität gehen könnte?“ fragte das Fräulein mit leiser Ironie.

„Mit tausend, tausend Freuden!“ betheuerte Elfriede offenherzig, „es ist mein einziger Gedanke.“

„Du Aermste,“ sprach das Fräulein mit gereizter Empfindlichkeit, „das dürfte Dir von großem Nachtheil sein, denn Du brauchst alle Deine Gedanken für Dich selbst! —“ Es lag Geringschätzung in diesem mitleidigen Vorhalten. „Es ist doch kühler, als ich dachte,“ fuhr Fräulein von Hof fort, „und Du setzest Dich hier einer Verkältung aus; komm, Mädchen, wir wollen zu Deiner Mutter gehen, und ihr aus dem Traume helfen. Ein andermal reden wir weiter über jene Sache.“

Aber Elfriede hatte genug. Sie hätte das Fräulein der selbstsüchtigsten Kälte zeihen mögen, wenn ihre eigene Erfahrung dies nicht undankbar genannt hätte.

Den ganzen folgenden Tag ließ das Fräulein sich nicht sehen. Die Mutter befand sich übel und konnte nicht aufstehen. Elfriede wich nicht von ihrer Seite. Am nächsten Morgen ging es etwas besser, und nun fragte Frau Arneth in Einem fort: „Wie kommt es nur, daß Fräulein von Hof sich nicht blicken läßt?“ —

Am Abend spät endlich kam die Stiftsdame, von der Mutter mit einem Freudenruf und dann mit Fragen nach ihrem Ausbleiben, mit tausend Klagen empfangen, welche

vermuthlich sagen sollten, daß ihr theilnehmender Besuch, ihre schützende Gegenwart nicht wohl zu entbehren sei.

Fräulein von Hof vernahm diese Litanei, ohne etwas mehr darauf zu erwiedern, als: es würde sich schon wieder geben — und schien abgespannt zu sein, wo nicht mißmüthig.

„Ich konnte nicht einen Augenblick abkommen," sagte sie in entschiedenem Ton; „und von nun an, wird meine Zeit kürzer noch gemessen sein. Sie müssen wissen, daß die Gräfin binnen hier und vierzehn Tagen nach Italien reist, auf lange — sehr möglich auf länger als ein Jahr. Umstände, welche sich ereigneten, haben den schwankenden Entschluß dahin festgestellt. Der Caplan giebt der Reisenden das Geleite bis zu ihrer Heimath, und wir sehen dem Consens dazu von seiner Behörde mit nächster Post entgegen. Was mich betrifft, so begleite ich meine Freundin so weit es mir gefällt, und kehre auf geradem Wege nach Erzneuland zurück. Edenrose berühre ich dann nicht mehr."

Die Mutter ward blaß wie der Tod. Sie ließ die gefaltenen Hände in ihren Schooß sinken, indem sie jammernd ausrief: „Gott im hohen Himmel! was soll denn nun aus uns werden?"

„O fürchten Sie nichts!" sprach das Fräulein mit der Würde der Zuverlässigkeit einer Beschützerin. „Sie werden nichts durch unsere Abwesenheit verlieren. Das

wäre eine kleinliche und ganz erbärmliche Sorgfalt, die immer zugegen sein müßte. Sogar die Uhr, ein todtes Werkzeug, geht still ihren Gang, während der sie in Bewegung setzt, sich von ihr entfernt; um wie viel weniger wird das Herz ein Werk unvollendet lassen, dessen es sich einmal angenommen! — Ich wiederhole es daher, es ist gesorgt, daß Ihnen nichts abgehe. Sobald wir fort sind, ziehen Sie hinauf in das Schloß; hier ist es ungesund für Sie, und nur eine ausgetrocknete Alte, wie die verstorbene Försterin, hat in dieser Feuchte bestehen können. — Heute kommt der Doctor zur Gräfin, den sende ich Ihnen, auf daß Sie einmal gründlich über Ihren Zustand mit ihm sprechen."

Nur zur Mutter hatte die Stiftsdame gesprochen. Vielleicht schmeichelte ihr die wortlose Bestürzung, worin die Tochter sich verhielt; denn bei ihrem Weggehen flüsterte sie ihr freundlich und heimlich zu: „Lasse Dich morgen früh, genau um dieselbe Stunde wie vorgestern, von mir am Teiche finden; ich habe mit Dir zu reden." Dann lehnte sie ab, daß Elfriede einen Schritt über die Schwelle mit ihr ging.

Die Sonne war kaum aufgegangen, da saß Elfriede auch schon an dem bestimmten Platze, und als sie das Fräulein kommen sah, so rasch, so vorschnell, mit frischen Kräften ausgerüstet, da schlug der armen Elfriede, die

sich im Voraus schwach fühlte, das Herzchen doch ziemlich stark, als ahne es den Angriff, den es aushalten sollte.

Nachdem Fräulein von Hof sich theilnehmend erkundigt, ob die Mutter eine bessere Nacht gehabt? sagte sie mit bedenklichem Blick: „Ich mag Dir nicht verhehlen, daß ich die Mutter sehr übel aussehend gefunden habe; doch ängstlicher noch sorge ich um Dich, mein Kind.“

„Um mich? wie so?“ fragte Elfriede.

„Du stellst Dich fremd,“ versetzte das Fräulein; „doch kann die Veränderung, welche mit Dir vorgegangen, Dir nicht so unbewußt geblieben sein. Du weißt recht gut, was ich meine, und eben deshalb will ich mich unumwunden gegen Dich erklären. Was ich Dir zu sagen habe, soll kein Vorwurf für Dich sein, nur ein dringendes: Halt! denn Du bist abgewichen von Deinem Ziele, und auf dem Wege, Dich in ein Labyrinth zu verirren.“ —

„Vernimm also! Du hast ohne meine Genehmigung eine Bekanntschaft, einen Briefwechsel eingeleitet, wozu ich immer geschwiegen haben würde, als billigte ich es, hätte ich nur eine Sylbe davon gewußt. Wenn es mich auch schmerzt, daß Du mir ein Vertrauen vorenthalten, welches ich um Dich verdient zu haben glaubte, so entschuldige ich Dich dennoch, daß Du blindlings Dich leiten lassen, von einem Mitleid, das an sich so edel ist und doch in seinen Folgen so verderblich werden kann. — Wisse aber, mein armes, unerfahrenes Mädchen, die größ-

ten Missethaten sind durch Mißbrauch an Schriftzügen verübt worden; nicht tödtlicher würdest Du die Spitze eines Dolches auf Deinem Herzen probiren, als Deine Feder versuchen in Briefen, an einem ungeprüften Freund."

„O Fräulein! um Gotteswillen —" fiel Elfriede erschrocken ein; „dieser Angelus —" „ist höchst wahrscheinlich ein trefflicher Jüngling und einer Indiscretion gewiß nicht fähig —" nahm ihr die Stiftsdame mit einem mitleidigen Hohnlächeln das Wort vom Munde; „aber er ist eben ein junger Mensch, und den Zufälligkeiten des Lebens nicht minder ausgesetzt, wie jeder andere. — Wie konntest Du so unbehutsam sein? dies muß ich Dich fragen. Wer seine Gedanken einem leichten Blättchen anvertraut und die Blüthe der Seele in die Lüfte streut, wird frühreif herbe Früchte sammeln. Gebe der Himmel, daß Dir etwas Besseres zu Theil wird! — Wer auf den Wind säet, erntet Sturm — und Briefe mit dem Herzen geschrieben, tragen selten Freud und Frieden ein. — Wahrlich, der Versucher ist Dir in Gewalt jenes alten Weibes begegnet! —"

Eine unsägliche Angst bemächtigte sich der armen Elfriede, wo das Fräulein mit all dem hinaus wollte? „Was soll ich denn aber thun?" fragte sie beklommen. „O, martern Sie mich nicht! Was ich geschrieben habe, das habe ich geschrieben."

„Ich Dich martern?" fragte Fräulein von Hof mit

dem weichsten Vorwurf der Güte. „Nein! ich möchte Dich nur vor künftiger Pein behüten. Du, mein Kind, darfst Deine Hände in Unschuld waschen, und ich will sie Dir mit Salben füllen, für die Wunden der Noth. Die Freundschaft ist ja der Arzt des Herzens! — Nun, zum Beweise meines Wohlwollens: nicht wahr, Du möchtest, daß Deinem jungen Freunde geholfen würde?“

„O, mit meinem Blute möchte ich ihm helfen —“ antwortete Elfriede in rührender Offenherzigkeit, darin auch nicht ein unaufrichtiger Tropfen war, und ihre schönen, klaren Augen füllten sich mit Thränen.

„Und selbst ein Opfer könntest Du bringen, wenn es Dir auch schwer fiele —“ sagte das Fräulein voraussetzend, mit steigendem Ton.

„Es wird mir leicht werden, für sein Glück,“ erwiederte Elfriede. „Aber — — o gnädiges Fräulein! Sie spotten mein.“

Eine tiefe Pause trat ein.

„Wohlan! wir wollen sehen,“ hub das Fräulein an. „Du sprachst, wenn ich nicht irre, von hundertfunfzig Thalern, welche dieser Jüngling für hinreichend hielte, um eine ferne Universität beziehen zu können. Wie wäre es, wenn ich Dir in Summa fünfhundert Thaler zur Verfügung stellte —“ (hier machte Elfriede eine Bewegung, als wollte sie dem Fränlein zu Füßen sinken) „doch — unter der ausdrücklichen Bedingung, daß Du binnen der

drei Jahre, in denen Dein junger Freund seinen Studien obliegt, auch nicht eine einzige Zeile an ihn richtest, und zwar von der Minute ab, wo das Geld in Deiner Hand liegt. Du wirst es Dir überlegen."

Die Stiftsdame hielt inne — die Athemzüge ihrer Zuhörerin stockten.

„Wie hinge dies zusammen?" stammelte Elfriede, wie vom Schlage gerührt.

„Sehr einfach!" versetzte Fräulein von Hof. „Wer könnte mich zwingen, mich auf Motive einzulassen? wenn ich fälschlich gegen Dich handeln wollte, so dürfte ich ja nur sagen: ich will! aber ich will es nicht thun und mich herablassen, Dir einige gute Gründe dafür anzugeben. So höre denn! Nichts wirkt störender auf ein geistiges Verhältniß, als irgend eine Geldangelegenheit, von welcher Art sie auch sein möge. Der Jüngling, der — wenn auch mittelbar — von einem Mädchen Geld entgegen nimmt, verliert einen Theil seiner Selbstachtung, und das zarte Band der Zuneigung zwischen ihnen wird eine gröbere, materielle Beziehung, welche die dankbare Wirkung der weiblichen Großmuth im Nu aufhebt und ihn frei giebt. Das ist Eins."

Elfriede fühlte zu fein, um nicht etwas Wahres darin zu finden.

„Dann —" fuhr die Stiftsdame fort, „darf es nicht unerwähnt bleiben, daß dieser unausgesetzt schriftliche Ver-

kehr nicht allein Dich von Deinem Hauptzweck abzieht, sondern auch ihn, den Du lieb hast. Und wehe Dir! wenn Deinem Freunde ein Federzug an Dich — und wenn auch einer nur, jemals zur Last würde! — Dahin aber kommt es — muß es endlich kommen. Wohin soll es also führen? Für jeden Ausdruck — das giebst Du mir doch zu? muß es ein Aeußerstes, ein Höchstes geben! Wo aber schwebt dieser Gipfel? eine bitterkalte Wolke, die sich zuletzt in strömenden Thränen ergießt, hüllt ihn ein. — Jede eifrige Correspondenz, von der Liebe dictirt — ist eine Art Götzendienst. Die Freundschaft, ein Gefühl, das im Geiste wahrster Verehrung besteht, verträgt ihn nicht. Willst Du Dich einem Freunde entfremden, so schreibe nur täglich und stündlich an ihn, um zeitig genug zu merken, wie es mit der Freude des persönlichen Zusammenseins vorbei ist, für immer."

Elfriede sträubte sich vergebens gegen das Zugeständniß, wie sehr das Fräulein auch hierin Recht hätte.

„Und was fürchtest Du denn," redete die Gegnerin weiter; „wenn Du eine Zeit lang muthig schweigst? welch eine armselige Freundschaft wäre das, die eine ewig wiederholte Versicherung erforderte? bettelhaftem Dringen überläßt sich nicht, wer im Besitz eines Schatzes ist, und was Werth hat, hält vor. Sieh, und an dem G l a u b e n, den jener Jüngling an Deine treue Gesinnung bewahrt, muß Dir genügen! mein armes Kind, auf Deine aus-

schließende Liebe, auf Deine Hand kann er niemals hoffen."

Elfriede schlug die verdunkelten Blicke tief nieder, und über ihre glühenden Wangen flammten Thränen. Das Fräulein hielt ein Weilchen inne, und sagte dann: „Oder doch? Was weinst Du denn? sprich, Mädchen, und sei keine Thörin! — es ist mein völliger Ernst."

Elfriede nickte schwer, und sprach mit gebrochener Stimme: „Vergeben Sie mir nur, ich weiß, daß mein Schicksal traurig ist."

Mit schmerzlichem Lächeln versetzte Fräulein von Hof: „Gewiß nicht, meine Freundin! wenn Du vernünftig sein willst; nur leidenschaftlich darfst Du nicht werden. So lange Deine Mutter lebt, wirst Du nicht von ihr getrennt; ist dies nicht schon ein Glück? — Wenn Dich ihr Tod verwaist — wir müssen auch davon sprechen — dann bist Du auf Dich selbst angewiesen. Du wirst die Erziehung fremder Kinder übernehmen oder die Schwächen älterer Leute zu ertragen haben, und auf diese unausweichbare Bestimmung müßtest Du Dein Augenmerk richten. Eine Gouvernante — weißt Du? ist nicht Frau noch Mutter — nicht Schwester noch Tochter — nicht Freundin noch Verwandte, sondern einzig und allein ihre eigene Gattung. Nur hingegeben ihrer Pflicht, dürfen sich ihre Wünsche niemals über diesen Standpunkt erstrecken. Sie hat keine Freuden des Lebens — wenn nicht eine gebildete Seele

und ein gutes Gewissen. Wenn aber ihr Herz befangen wäre — verstehst Du mich? dann würde sie sich wie eine Sclavin vorkommen, und mit Haß, mit Abneigung das Ihre thun. O, es ist schön! aus freiem, edelm Antrieb das Gute vollbringen, und ich traue Dir es zu. Wenn ich Dich hiermit zur Kenntniß gebracht hätte — wenn Du in diesem Spiegel, den ich Dir vorhielt, wie in einem kleinen Brennglas, Kräfte von Oben herab, ziehen wolltest: dann strahltest Du ein himmlisch Bild zurück. Und einst — es giebt einen Lohn, mein Kind!“ —

Elfriede hatte sich zu sammeln gesucht. Jetzt, als das Fräulein erschöpft schien, sagte sie tiefbewegt: „Gnädiges Fräulein! mehr als ich verdiene, als ich Ihnen je verdanken kann, thun Sie an mir! Gott wolle es Ihnen ewiglich vergelten! ich bin zu schwach dazu.“

„Wir wollen sehen, wie stark Du bist,“ entgegnete Fräulein von Hof; „ich lasse Dir Zeit, einen Entschluß zu fassen. Und das versteht sich wohl von selbst, daß dies Geld= und Briefgeheimniß unter dem Siegel der Verschwiegenheit bleibt? —“ Darauf drückte sie einen Kuß auf des Mädchen verstummte Lippen und eilte hinweg.

Welch einen Kampf hatte Elfriede bestanden, welch ein Feld voll Ueberwindungen lag noch vor ihr. Sie starrte vor sich hin, als wäre, was sie vernommen, nicht glaubhaft, nicht möglich. Was noch vor einer Stunde

ihr höchstes Glück gewesen wäre, sah jetzt wie ein Grab aus, das gegen allen Reichthum der Welt gleichgültig macht. Aber Angelus konnte seinen liebsten Wunsch erreichen, und war einer harten Nothwendigkeit überhoben.

Auf diesem Gedanken verweilte Elfriede mit entzücktem, wenn auch weinendem Blick. Ihr Herz erweiterte sich bei dieser Aussicht, und drei Jahre schrumpften zu einer kleinen, sehr kleinen Spanne ein.

Das Fräulein hatte vollkommen Recht gehabt; aber überzeugt war Elfriede nicht, denn: „Liebe ist Ueberzeugung!“ und **Liebe** hatte jenen Lebensplan entworfen.

Selbst in dem großmüthigen Anerbieten für den Jüngling empfand Elfriede einen leisen Tort gegen ihre schuldlose Neigung, eine abweisende Härte. Am liebsten hätte sie das Geld und Alles was das Fräulein an Güte für Mutter und Tochter gethan, zu den Füßen der Geberin legen mögen und sagen: „ich danke Dir!“ Aber durfte Elfriede das? nein! diese Fessel war nicht abzustreifen.

Ach! die Selbstsucht der Wohlthäter hat nicht minder als der Mangel an Edelmuth derer, denen Liebe zur Last wird — den Undank der Welt zum Sprichwort gemacht.

Es empörte die arme Elfriede, daß sie mit ihrem anschließenden Herzen Lebens lang verurtheilt sein sollte, von allem Familienglück ausgeschlossen zu bleiben. Sie fand ein kaltes, herzloses Absprechen in der Bestimmung, die

ihr erörtert worden war, und dachte: „Gott erbarme sich! wenn das Fräulein die Vorsehung wäre!“

Wir eilen über die nächsten acht Tage hinweg, in denen die Mutter an einem rheumatischen Fieber hart und fest danieder lag. Ein ableitender Schmerz für Elfriede war diese bange Sorge, und als nun die Krankheit nachließ, kam auch der Augenblick, wo sie mit Beben die Summe für Angelus in Empfang nahm. Wir beschreiben ihn nicht, jenen schweren Moment. Elfriede brauchte ihre Hand nicht zu verstellen — das Zittern übernahm diese falsche Mühe — als sie die Geldpapiere einsiegelte, und darauf schrieb: „Eine alte Schuld.“ So voll, so hingebend mit ihrer einzigen Freude, bezahlt nur die Liebe! — Als Elfriede dachte, daß diese armen, wenigen Schriftzüge für lange Zeit, wo nicht für immer? die letzten wären, die sie an ihn schriebe — zog sich ihr Herz krampfhaft zusammen; aber ein Zug von Gedanken engelhaften Trostes, daß es zu des Jünglings Glück sein würde, ging durch ihren Geist. „Er wird meine treuen Briefe doch vermissen —“ sagte sie leise mit einem Seufzer. Eine Thräne fiel auf das dünne Blatt, und der Punkt lief darin aus. Elfriede lehnte sich zurück, und manche solcher Perlen rollte in ihren Schooß, aus der tiefsten Tiefe des Herzens gebrochen, das ein Mutterherz war für den Jüngling. — Darauf verschloß sie behutsam ihren Schatz, und hatte sich auch ihren Boten ausersehen, der

ihn überbringen sollte. Der Vollmond schien so früh-herbstlich klar und mild, daß Elfriede von dem Siege, den sie über sich selbst errungen, bis zum Tode matt, sich hinaus sehnte, an dem Quell himmlischen Lichts ihre Seele zu erfrischen. Sie erhob die heißen Augen zur Milchstraße, welche leuchtend über die dunkle Bläue des Firmaments ausgegossen war, und schämte sich, so kleinmüthig gewesen zu sein. „Wird diese erhabene Allmutter, jene ewige Weisheit und Liebe, an deren Brust ihre Weltenkinder Licht und Leben trinken — nicht auch für einen armen Jüngling auf dieser kleinen Erde sorgen, so — daß ich in Scham versinken muß, wenn ich dächte, ich — ich Arme! müßte ihn überwachen?“ Mit diesem Gedanken war ein Strahl von Beruhigung über Elfriede gekommen.

In Träumen der Vergangenheit und Zukunft war sie vorgeschritten, und nahe dem Schlosse, da vernahm Elfriede ein leises Rauschen, und plötzlich stand eine lichte, leichte Gestalt vor ihr; es war die Gräfin.

„Wenn ich nicht irre — Fräulein Arneth?“ sagte sie mit einer Stimme, welche die Melodie des Kummers war, die Elfriede in anderer Weise kannte.

„O gnädigste Frau!“ erwiederte diese, indem sie sich tief verneigte, und den Saum ihres Kleides so hastig und doch so ehrerbietig anfaßte, als wollte und müßte sie sich von der Nähe eines schützenden Wesens überzeugen. Und leidenschaftlich rief sie aus: „Gönnen Sie mir die Gnade

Ihres huldvollen Anblicks auf eine kleine Minute nur! es ist schwer, nicht dankbar sein dürfen —" ein Blick, verklärt vom Feuer der Dankbarkeit, drang warm und tief in das Herz der Dame.

„Wer könnte Ihnen dies verwehren?" fragte die Gräfin, und lächelte wie der Mond, wenn er aus Wolken sieht. Es lag ein Gefühl melancholischer Ohnmacht, und zugleich die milde Annahme des ihr gebührenden Dankes in dieser sanften Frage. „Ich möchte Sie um eine Gefälligkeit ansprechen —" setzte die Gräfin hinzu.

„Gnädigste Frau! welch ein glücklicher Stern führte mich hierher!" drängte es Elfriede, vollen Ernstes auszurufen, „der kleinste Dienst, den ich Ihnen zu leisten vermöchte, würde die größte Freude für mich sein."

„Nun denn, einer Versicherung so gegeben, ist zu glauben!" sagte die Gräfin, indem sie nicht länger stehen blieb, sondern an der Seite des Mädchens in einen Baumgang dicht am Schlosse einbog. Bei dem melodischen Tonfall ihrer Sprache, rauschte der Taffet ihres Mantels am Boden hin, und rieselte das Laub, welches ihre Füße streiften.

„Fräulein von Hof hat mir gesagt, wie liebevoll und kindlich Sie Ihrer Mutter pflegen, und jedes Pflänzchens, wo es auch stehe. Mein weißer Pfau glänzt vor Gedeihen unter Ihrer Obhut. Dies hat mich auf den Wunsch gebracht, Ihnen, so lange ich abwesend bin, meine kleine

Volière anzuvertrauen, die ich gern in den besten Händen wüßte. Auch einige Blumen, mir vorzugsweise werth, möchte ich Ihrer Pflege anheim geben. Sie werden meine lieben Vögel nicht versäumen und meine Blumen nicht verkommen lassen.“

„Gewiß nicht!“ versicherte Elfriede inniglich und wahrhaftig. „Sie können Sich ganz auf mich verlassen, hochzuverehrende Frau Gräfin. Ich werde Ihre Vögel lieb haben und Ihre Blumen sollen Thau und Sonne genießen — und mindestens Treue! da ich für den Himmel nicht einstehen kann.“

„Mindestens?“ wiederholte die Gräfin, „mein gutes Kind, die Natur ist treu; aber Treue, diese Himmelsgabe, wird nicht unter Menschen gepflegt. — — — — Wie sehr bedaure ich, daß Ihre Frau Mutter kränklich ist! die Wohnung am Wasser kann für ihren Zustand schädlich gewesen sein; das thut mir leid. Sie ziehen herauf in das Haus, und meine Leute werden dringend von mir angewiesen, Sie so bequem als möglich einzurichten. Morgen spreche ich noch selbst mit Ihrer Mutter.“

Die Gräfin reichte dem Mädchen die schöne Hand, wie zum Zeichen ihrer Huld und zum Pfande eines Versprechens. Als Elfriede diese Hand, die so kalt war, und so plastisch, wie aus Marmor gemeißelt, mit ihren Lippen berührte, floß ein Schauer unnennbarer Empfindungen in ihr Herz und füllte es mit Wärme. Sie flehte still um

Segen für die Gräfin, um ihre glückliche Wiederkehr; und schwebte schnell wie der Wind, um ihrer Mutter zu verkünden, was ihr begegnet wäre.

„Ach, Mutter!“ rief Elfriede athemlos; „das war ein gesegneter Gang! Was ist mir geschehen? Wen habe ich gesehen und gesprochen? Die Gräfin! und wie! himmlisch sage ich Dir. Das Fräulein erzeigt Wohlthaten; doch man fühlt Absicht und man ist verstimmt. Die Gräfin ist lauter Wohlwollen. — Das ist klar! und wovon das Herz voll ist, da fließt der Mund über.— Von Gefälligkeiten spricht die Gräfin, die ich Arme, ihr erweisen soll! Guter Gott! Sie, die ein Bild der Gnade, eine Quelle des Segens für uns ist!“

„Kind, Kind,“ sprach die Mutter mit verwarnendem Tone, „vergleiche doch nicht! das ist grade, als wolltest Du das Fräulein absetzen; das Fräulein, welches — ich dächte sehr — ein Gegenstand unserer dankbarsten Hochachtung bleiben muß. Dieser Freundin der gnädigen Gräfin verdanken wir ursprünglich Alles, was uns Gutes und Liebes hier zu Theil wird. — Oder — können wir je kein Gedächtniß dafür haben?“

„Nein, nie kann ich vergessen, was ich ihr schuldig bin!“ entgegnete Elfriede so behutsam, daß es der Mutter auffiel, als sie mit der Hand auf dem Herzen hinzu setzte: „hier steht es, wie in Erz gegraben, ein todtes Capital; lieber trüge ich es freilich, lebendig wie der Baum die Blüthe, der statt der Zinsen tausend süße Früchte trägt.“

Am nächsten Tage kam, wie sie versprochen, am Arme des Fräuleins, die Gräfin und schüttete mit manchem eingestreuten goldnen Wörtlein eine Fülle des Guten vor Mutter und Tochter aus. Daß, wie lange ihre Abwesenheit auch dauern möge, die heimathlose Witwe und Waise, deren man sich so liebreich angenommen, vor Sorgen geschützt wäre, dies war der Inhalt ihrer Zusage, so einfach und wortarm gegeben, wie der Wille und die Wahrheit sich fast immer äußern.

Fräulein von Hof verhielt sich ziemlich schweigsam dabei. Sie lächelte kaum, als ob sie sich ihres Werkes freue. Die vorige Traulichkeit, die zudringliche Schutznahme war verschwunden; etwas Fremdes, etwas Trennendes schien zwischen ihnen zu stehen. Elfriede empfand eine Scheue, von der sie sich keine Rechenschaft geben können. Sie zweifelte an dem Gemüth dieser Gönnerin — aus ihrem unbedingten Glauben war die mißtrauende Angst vor einer Gläubigerin geworden.

Am Morgen der Abreise war das Schloß in Allarm, wie seit den Jahren des Krieges nicht mehr. Die Anstalten währten lange, wie viele Hände auch beschäftiget waren — das Gepäck wollte kein Ende nehmen, und dem Caplan ging schier die Geduld aus. Doch diese Tapferkeit des Geistes, darf den Reisemarschall von Damen nicht im Stiche lassen.

Die Sonne stieg höher und spiegelte sich in dem

dunkelbraunen Glanz der Pferde, die mit lautem Gewieher den Boden stampften, in dem funkelndem Geschirr; und als die Gräfin mit verweintem Blick aus dem Bosquet kam, wo sie von der Büste ihres Vaters Abschied genommen (ein paar grüne Flecke an ihrem Kleide zeigten, daß sie geknieet hatte), zitterten in langen, bleichen Strahlen alle Herbste ihres Lebens vor ihr her, und das Auge that ihr weh davon. Sie eilte mit verwelktem Herzen, mit verwehetem Hoffen dem Frühling des Südens entgegen, den sie seit ihrer Kindheit nicht gesehen. Und welch ein Leben lag zwischen diesem Zeitraum, worin ihr Glück geheimnißvoll verschüttet war. — So wähnte die Gräfin, und wer ihr zugerufen: „So schwach ist Dein Glaube? Es giebt auch einen wiederkehrenden Frühling für das Herz! und was erstorben war, wird wieder blühen — — —“ dem würde nur für den Trost der Liebe ein zweifelhaftes Lächeln geworden sein.

Alle ihre Leute drängten sich um die Gräfin, ihr die Hand und das Gewand zu küssen, und Niemand war übrig, der sein Lebewohl nicht zur Genüge empfangen hätte, als Elfriede, die betrübt, ein wenig von ferne stand. Fräulein von Hof, in ihrer drängenden Eilfertigkeit, saß schon im Wagen. Sie hatte das Mädchen vor aller Augen umarmt und sich dann geschwind losgerissen. Jetzt machte sich, durch den dichten Wall der sie umgab, die

Gräfin Bahn, um vor ihren Untergebenen die fernstehende Elfriede auf den Ehrenposten ihres Vertrauens zu stellen. Sie flüsterte ihr ein paar Worte zu, und hauchte dann einen flüchtigen Kuß auf ihre Wange. Nun hatte die Gräfin ihren Platz eingenommen. Der Caplan, den Damen gegenüber, winkte mit der Hand, als wolle er in geistlicher Gravität den Umstehenden seinen Segen ertheilen. Alles neigte sich — die Rosse zogen an und bald hüllte der Nebel, niederwärts gezogen, die rollende Equipage wie in einen dünnen Silberflor. Ein Weilchen noch sah man mit nassen Augen dem Wagen nach, dann verschwand er -- und Jeder ging an das Seine.

Elfriede hatte nichts Eiligeres vor, als den Umzug ihrer Mutter in das Schloß zu fördern. Als sie dem kleinen David, der sich anstellig dabei bewiesen, noch etwas zu tragen gab, sagte er: „Der Weg hierher, den ich so oft gegangen bin, wird mir bange thun.“

„Mein guter Junge!“ erwiederte Elfriede, und hielt ihn zurück, „wolltest Du mir wohl einen Gefallen thun? dann hätte ich noch einen weiten Weg für Dich.“

„Fräulein! das ist keine hübsche Frage; für Sie liefe ich durch's Feuer!“ antwortete der Knabe, beinahe gekränkt, als hätte seine Willfährigkeit ein besseres Zutrauen verdient.

„Nun denn,“ sagte Elfriede, indem ihr feines Angesicht eine Glut überlief, die halb Ueberraschung war, das

Mittel zum Zweck so ungesucht gefunden zu haben, halb Aengstlichkeit, der Kleine könne seines Auftrags verlustig gehen, „so möchte ich Dir sehr was Wichtiges anvertrauen. Doch müßtest Du um Gotteswillen! vorsichtig damit sein; es ist nur ein dicker Brief — nichts mehr. Aber von Niemand dürftest Du Dich ausfragen lassen, wer Dich sende! hörst Du?"

„Ich verstehe!" sagte David mit einem pfiffigen Kopfnicken. „Das geht Keinen etwas an, ob ich Botschaft trage oder nicht. Solch einen kleinen Wicht, den läßt man laufen. Man stellt sich dumm — das hilft am besten durch."

Elfriede blickte den Knaben an, versichert, er würde sich klüglich in Acht nehmen. „Und wird Dich nicht Jemand vermissen, wenn Du mehre Tage ausbleibst?" fragte sie bedenklich.

„**Mich**? versetzte der Kleine mit einem Lächeln der Verwaisung, was dem Mädchen in die Seele schnitt. Und harmlos setzte er hinzu: „Wer macht sich meinetwegen einen Finger krumm, geschweige denn ein Härchen? wohin mag sich der Junge verkrümelt haben? sprechen sie höchstens in der Küche, wenn mir ein Brocken zugedacht war; nun, es bleiben Mäuler genug."

Elfriede legte ihm nunmehr ihren Auftrag ans Herz, den bewußten Geldbrief an den Jüngling, genannt Angelus, zu überbringen, und mit dem Geheimniß der Ab-

senderin sehr behutsam umzugehen. Die strengste Pflicht des Schweigens forderte sie von ihm, und der Knabe versprach es fest. Hierauf zog Elfriede die kleine Börse — dann das papierne Packet aus ihrem Busen, und sprach, indem sie einen Blick voll Liebe und Schmerz darauf heftete, der den Werth des Inhalts vertausendfältigte: „So nimm es nun hin, und lasse es Dir nicht rauben. Auch hier ein wenig Münze zur Zehrung für Dich, auf daß Du mir nicht Mangel leidest. Meine Wünsche geben Dir das Geleite! wenn Du nur schon wieder da wärest, immerfort werde ich an Dich denken, mein guter Junge! „Nach Ablauf einer Stunde war der kleine David Jost schon unterweges.

Frau Arneth sah sich im Schlosse in eine fremde Welt versetzt, ja, in eine andere Atmosphäre, wie wir mit vollem Recht sagen möchten. In ihrer abgeschiedenen Wohnung bisher, athmete die Natur; hier wehete vornehmer Odem bis zur untersten Stufe hinab; der Odem der Einsamkeit und einer stillen, aristokratischen Lebensweise.

Für ein beschauliches Gemüth ist nichts unbeseelt, und auch leblose Dinge haben ihren Hauch, der den Geist des Menschen berührt.

Das eigene Wohnzimmer der Herrschaft, welches auf den verschlossenen Balcon führte — daneben ein Cabinet,

war auf ausdrücklichen Befehl der Gräfin ihren beiden Schutzbefohlenen eingeräumt worden.

Die Mutter sehnte sich in ihr Stübchen zu ebener Erde zurück, wie hoch ihr Schlafgemach auch war, wie weich der Lehnsessel, der für sie herbei geschafft worden, wie warm der Teppich, auf dem ihre Füße ruheten. Nur der öftere Besuch des Haushofmeisters entschädigte sie in Etwas für eine liebgewordene Gewohnheit. Daß Frau Arneth sich einem großartigen Haushalt angenähert sah, obzwar dessen Getriebe während der Abwesenheit der Herrschaft nur schwach im Gange war — versetzte sie in vergangene Tage, wo es ihr wohl ging. Vielleicht hätte in einem weniger leidsamen Zustande das Schloß, wohin sie plötzlich übersiedelt war, zur Klippe für sie werden können, da sie gern Rathschläge ertheilte —; jetzt war das Zimmer in geschützter Lage, ein Port für die schwache Frau, von wo sie in das bittere Meer der Sorge hinaus sah. — Dagegen befand sich ihre Tochter in einem durchaus anregenden Elemente. Der Möbelduft der feinen Hölzer in graziöser Form, die wunderschönen Vasen, voll getrockneter Blumenblätter, welche bei jedem ziehenden Lüftchen einen schwachen Sommerhauch ausathmeten — die kühlen Wölbungen der Fenster, in denen so mancher Seufzer eingeschlossen oder ausgeflogen war; dies Alles erfüllte Elfriede mit einer namenlosen, ahnungsvollen Sehnsucht. Und warf sie einen Blick auf die gemalten

Wände: so fand das einsame Mädchen sich von einem Kreise umgeben, der in unkörperlicher Stille zum Herzen sprach; denn dort hingen Bilder von den besten Meistern, und so oft Elfriede das Auge aufschlug, ward ihr die Freude, wortlos bewundern zu können. Es schmerzte sie nur, daß Gegenstände der Mutterliebe, mit Vorzug gewählt waren, wie es schien —: die Gräfin hatte niemals Kinder gehabt. Um das Mädchen für den Stand einer Erzieherin, auf das Feinste auszubilden, hätte Elfriede nirgends bessere Gelegenheit gefunden, als hier in dieser stummen Familie, wo der Anblick idealer Unschuld und tiefempfundener Kinderheiligkeit, sie mit dem Gefühl ihrer gottgegebenen Bestimmung durchschauerte.

Als Elfriede zum ersten Male vor das vergoldete Drathgitter der Volière trat, die ihrer Aufsicht anvertraut worden, entstand ein scheues aufrührerisches Geflatter darin. Sie lächelte hinein — und — war es der Zauber dieses Blickes, der zu sagen schien: „Was seid ihr so in Furcht? ich bin es, die euch liebt, und die euch nichts zu leide thut —" schnell beschwichtiget wendeten die Vögel ihre runden, rothen Aeuglein nach der schönen Gestalt ihrer unbekannten Freundin, die sich ihrer annehmen wollte. Ein Sonnenstrahl beleuchtete dies bunte Gefieder in allen Farben, und Elfriedens Auge flog wie über einem Schatz von kleinen Freuden hin, der ihrem Geschmack mehr zusagte, als Smaragd und Rubin.

Bald lernten die Vögel ihre neue Versorgerin kennen, und als Diese ihnen vorsang: „Wenn ich ein Vöglein wär, flög' ich zu Dir —" und ein grauer Papagei, der auf dies Wort eingeübt war, hell ausrief: „Bravo! bravissimo!" da hätte keine Sängerin von europäischem Ruf sich mehr geschmeichelt fühlen können, als Elfriede von dem instinctartigen Beifall dieses kleinen Zuhörers, der ein Fremdling war im Lande der Kunst.

„Wo bist Du wieder? wo schweifen die Gedanken?" fragte die Mutter, wenn sie in der ersten Zeit ihres dermaligen Aufenthaltes der Tochter Auge träumerisch, halbgeschlossen in die weite Landschaft versinken sah.

„Ach nirgends," sagte Elfriede; aber ihre Gedanken liefen mit dem kleinen David um die Wette, über Stock und Stein. Wenn rasch die Thüre aufging, so bekam Stirn und Wange des Mädchens einen Anflug von Scharlach, als blies ein verborgener Geist die Flammen des Herzens auf. Und wenn die Mutter verwundert fragte: „Wer — in aller Welt — dachtest Du denn, käme?" so erwiederte Elfriede zerstreut: „Wer sollte denn kommen, Mutter?" eine Gegenfrage, denn Elfriede erwartete ihren kleinen Boten zurück, wie wenn er auf Flügeln der Morgenröthe schweben können. Als sie am fünften Tage gegen Abend in den Garten ging, stand auf einmal in der Nähe ihrer ehemaligen Wohnung, erhitzt und lächelnd der Knabe vor ihr.

„Nun Fräulein! da bin ich, und hier ist die Quittung,“ sagte er wie Einer, der sich bewußt ist, das Seine gethan zu haben.

Elfriede bebte an allen Gliedern; ein Gefühl von Unwiderruflichkeit schnürte ihr die Brust zusammen, und als sie das dargereichte Blatt in Empfang nahm, war es ihr, als ob ein Centner auf ihr Herz sänke — es stockte, und wie durch einen Schleier von Ohnmacht, wankte Alles vor ihren Augen.

„Und Du hast ihm das Päckchen zu eigenen Händen übergeben?“ fragte Elfriede mit Zittern, als hielte sich ihre Hoffnung an dem Strohhalm eines kleinen Irrthums fest.

„Was sonst?“ fragte David kurz angebunden; „da ist kein Zweifel, Fräulein, daß ich vor die rechte Schmiede gekommen bin. Auf der Stelle erkannte ich den jungen Herrn, denn ich verwichenen Sommer bei dem Schulmeister gesehen.“ Und der Junge, der in dem großsprecherischen Jargon des hochgräflichen Gesindes aufgewachsen war, setzte hinzu: „Schmalhans mag wohl auch sein Küchenmeister sein — lieber Gott! es sieht ein wenig hungerleidig bei ihm aus.“

Elfriede sah mit bangem Blick und forschend dem Knaben ins Gesicht, als wollte sie es ihm absehen, in wie weit der arme Angelus zu bedauern wäre. — Der Kleine aber schien gutes Muths bei diesem Zeugniß, und

sprach: „Er sah ganz versteinert aus, als ich ihm den mächtigen Brief einhändigte; am längsten besah er sich den innern Umschlag."

Wie schlug hier Elfriedens Herz! Und als David ausführlicher hinzusetzte: „Dann fragte mich der junge Herr die Kreuz und Quer, und lauschte, als wolle er das Gras wachsen hören; woher ich gebürtig? Wem ich angehöre? und dergleichen. Ich wußte mir jedoch schon Rath mit der Antwort. Endlich sagte er: Deiner Sprache nach mußt Du in der Gegend von Edenrose heimisch sein. Aha, dachte ich, und war nun erst recht auf meiner Hut."

Elfriede dachte entzückt, „dies ist der Feinsinn der Liebe," und hätte den Jungen küssen mögen.

Der schlaue Bote, der da merkte, daß sein Bericht dem hocherrötheten Mädchen wohlgefiel, fuhr darin fort: „Lieber Herr, sagte ich, geben Sie Sich nur keine Mühe von wegen meinem Herkommen; ich bin ein Waisenkind, und gehe Keinen etwas an. Wer mich will, dem bin ich zu Diensten. Ueberall giebt es etwas zu laufen, und — treue Hand geht durch's ganze Land." —

„O Knabe! Du bist sehr gescheidt, mein kleiner David; besser konntest Du Dich nicht aus der Affaire ziehen —" sagte Elfriede belobend, um ihm Lust zu machen, fernerweit beredt zu sein.

„Das will ich meinen!" erwiederte der Junge, nicht ohne Stolz auf seine Brauchbarkeit. „Darauf —" sagte

er wie zum Schluß, „schien er etwas traurig, und schrieb wohl eine halbe Stunde an den paar Zeilen da. Der wird nicht weit kommen mit der Feder. Ein paar Mal versann er sich ganz, und murmelte: Nicht möglich! Es mochte ihm tüchtig schwer fallen.“

Elfriede errieth leicht, daß Angelus nachsinnend auf die richtige Spur gerathen wäre, aber nicht annehmen können, daß diese Sendung von seiner armen Freundin ausgehe. Woher hätte das Mädchen, welches fremder Gnade lebte, solch eine Summe haben sollen? Und — eine alte Schuld? Wer war verbunden, ihm diese zu zahlen? — Elfriede las das Blatt, worauf der Jüngling folgendermaßen quittirt hatte: Fünfhundert Thaler a dato empfangen, unter Angabe einer alten Schuld. Dankbar verpflichtet, Angelus. G. — den neunten September 18—.“

Diese wenigen Sylben schienen für Elfriede unerschöpflichen Gedankenstoff zu enthalten, so daß nicht viel fehlte, sie hätte den Ueberbringer leer ausgehen lassen. — Aber sie that es nicht, und erneuerte noch überdies das ihm gegebene Versprechen.

Noch hatte Angelus nichts von sich wissen lassen, seit er Edenrose verließ. — „Wer weiß, was ihn abgehalten? was er zuvor abwarten wollen?“ dachte Elfriede. Jetzt wird ein langer Brief kommen, worin er mir mittheilt, was ich besser weiß — und mich um baldige Ant-

wort beschwört, die ich doch nicht geben kann.“ Und jede Nerve ihres Herzens spannte sich in Furcht und Erwartung. Aber kein Brief kam, und dennoch athmete Elfriede nicht leichter. — „Nur das möchte ich wissen, aus welchem Grunde auch Angelus schweigt?“ Diese Frage verursachte seiner Freundin nicht minder Qual, als daß sie gebunden war, danach zu forschen. Wenn Elfriede einsam in das Feld ging, weit, weit! weinte sie sich aus, und sprach zu sich selbst: „Wenn der Geist mächtig ist, in die Ferne zu wirken, o, allmächtiges Wesen! der Du das helle Wölkchen dort schweben heißt — gieb meinen Gedanken eine Form, eine Kraft, eine Sprache, die ihm sagt: Lasse es gut sein, lieber Angelus, die Zeit ist auch nur ein Wölkchen, von der Sonne angeleuchtet. Wir werden uns einmal wieder sehen, dann wird Alles klar zwischen uns sein. — Und ob ich Dich liebe? da frage nur Dein Herz, dort steht die Antwort geschrieben.“

Und gewiß, Elfriede hatte Recht. Das eigene Herz enthält die geheimnißvolle Offenbarung der Gefühle Anderer, und das Buch der Natur ist die heilige Schrift der Liebe und Wahrheit. Ihre Propheten gelten auf der kleinen schwankenden Erde, welche die Wiege des menschlichen Geistes ist, und ihre Verheißungen erfüllen sich im Himmel seliger Ruhe. Da — wo auch nichterfüllte Wünsche unsere ewige Glückseligkeit begründen.

Wer die Pein der Ungewißheit kennt, weiß auch, daß es einen Grad dieser Folter giebt, den kein Hoffen und Warten aushält. Dahin war Elfriede endlich gekommen; denn kein Lebenszeichen, keine Zeile kam jemals mehr von Angelus, und nur wie eine Gestorbene umschwebte sie ihn mit Liebe und Segen. — Nur die Wohlthat geistiger Beschäftigung gewährte ihr Trost und Zerstreuung, und Bücher — diese Freunde der Unglücklichen — ließen sie niemals den Druck der Langeweile empfinden. Vielleicht hätte Elfriede dabei in Gefahr gerathen können, eine kleine Gelehrte zu werden; aber sie hatte einen Freund gefunden, den sie mit inniger Theilnahme umfaßte, und der ihr ein Lehrer der Einfalt ward, den Schulmeister. Auch hier war das Mitleid die zarte, milde Hand, die sich der Freundschaft entgegen bot. Der alte Fürst war ein verlassener Greis, wie Angelus ein verlassener Jüngling gewesen, und es war kein Schritt, der einen Schatten werfen können, daß ein schönes, junges Mädchen sich bei ihm eindrängte. Nicht leicht war es für Elfriede, die starre Menschenscheu zu überwinden, des Mannes, der sein Unglück als eine Schickung Gottes hingenommen; doch ihre Liebenswürdigkeit, ihre unabweisliche Güte trug den Sieg davon. Und wie wir das Wunder sehen, daß der winterliche Dornbusch sich im warmen Hauch der Luft mit weichen Blüthen überzieht, so geschah es dem Schul-

meister. Elfriede war seine Freude, seine Freundin — ja, er liebte das Mädchen wie sein Kind! —

Das Andenken an Angelus blieb ein Frühling für ihre Gefühle, der leider nur zu schnell verschwunden war; der Greis, an den Elfriede ihr losgerissenes Herz hing, war ihr gleich dem Herbst, der sie mit Wehmuth erfüllte, aber voll reifer, reicher Früchte. Sein Gottvertrauen, welches den vereinsamten, alten Mann in einer hinfälligen Hütte aufrecht erhielt, und religiöser Erhebung fähig machte, stärkte ihre kindliche Seele und gereichte ihr zum Beistand in schweren Stunden. Sogar eine Ahnung von künftig wiederbringender Zeit trat im äußern Zustand der armen, kleinen Schule hervor, seit Elfriede darin aus- und einging. Jeder ihrer Besuche war wie eine Knospe, welche unter dem fallenden Laube erscheint. „Wie war es denn möglich, daß Fräulein von Hof dies mit ansehen können? diese allvermögende Stellvertreterin?" fragte sich Elfriede oft, wenn sie vor der ärmlichen Schule stand, und das mürbe Strohdach warf einen Schatten auf jene Freundin der Intelligenz.

„Wenn nur die Gräfin erst wieder da wäre, dann stehe ich dafür, daß die Schule gebauet wird," setzte sie dann mit Zuversicht hinzu.

Aber Jahre vergingen, die Gräfin kam nicht wieder. Fräulein von Hof brachte nach wie vor ein paar Sommermonate in Edenrose zu, um sich der Verwaltung des

Gutes anzunehmen. Alles ging den alten Gang, nur leiser und immer leiser, wie eine Uhr, die da abläuft, wenn es an der Zeit ist.

Das Leben der Frau Arneth, wie gemächlich es auch sein können, neigte sich dem Staube zu, und Elfriede, obgleich durch die sinkende Schwäche der kränklichen Frau längst darauf vorbereitet, glaubte zu vergehen, als sie die Mutter in ihren Armen sterben sah. Fräulein von Hof war während dieser traurigen Epoche nicht anwesend. Das Gerücht ging, sie wäre Braut geworden, mit dem Stiftscanzler von Erzneuland. Elfriede wollte es nicht glauben, ja, sie wollte ihren Augen, ihren Ohren nicht trauen, als das Fräulein strahlend von der Wonne des Brautstandes vor das leidtragende Mädchen trat, und es selbst sagte, daß sie den Gegenstand ihrer Jugendliebe heirathen werde. Elfriede unterdrückte ein bitteres Gefühl. Welch eine Veränderung war mit dem Fräulein vorgegangen! War dies leidenschaftliche Wesen, das kaum von seinen Sinnen wußte, und über dem Glück der alten Liebe jede frische Wunde die noch blutete, und aller Welt Angst und Noth vergessen zu haben schien — war es noch die weltkluge Warnerin, welche ihr einst die unschuldige Freude abkaufte, freundliche Briefe zu schreiben und zu erhalten? — So war jene vornehme Kälte nur die Eisrinde glühender Selbstsucht gewesen, tief versteckt in einem Busen, den Elfriede für den Thron der weib-

lichen Würde hielt. Und so sagt Frau von Staël sehr wahr: „Die Leidenschaft ist ein Feuer! und wenn das Haus brennt, springt ins Auge, was darin verborgen war.“

Elfriedens Glaube an das Fräulein erlosch — ihr Vertrauen auf die Unfehlbarkeit ihrer Wohlthäterin war lange schon erschüttert, und sie zweifelte, ob sie damals auch recht gethan. Da es ihr hiebei auf ein moralisches Urtheil ankam, welches sie dem Schulmeister vollkommen zutraute, so eröffnete sie ihm jenes Geheimniß, und schloß mit den Worten: „Ich kenne das Fräulein nicht wieder, und bin irre an mir selbst geworden.“

Der Alte schüttelte während der Erzählung mißbilligend sein graues Haupt, und ein Lächeln der Verachtung spielte um seine Lippen, da er sprach: „Das macht, liebe Tochter, das Fräulein hat nur Verstand, könnte sich aber doch verrechnet haben. Wer aber ein weises Herz hat, nimmt sich in Acht, ein grünes Blättchen vom Frühlingsbaume zu reißen, geschweige ein Blättlein vom Herzen, das zu schwellen beginnt. Die Liebe ist Gottes Wort; der Mensch darf es nicht antasten, ohne sich zu versündigen. — Herr, erbarme Dich! um welchen Preis müssen Deine Kinder ihr Liebstes hingeben? — Nun, es ist noch nicht verbrieft, wessen die Schuld ist — und die Vorsehung zahlt aus.“

Fräulein von Hof bestand mit all der Autorität einer

bisherigen Versorgerin darauf, daß Elfriede nun in die Welt treten müßte, weil keine Pflicht sie noch bände. Elfriede sträubte sich, daß es sobald geschähe, und hätte gern von der Gräfin entlassen werden mögen; aber ihre Freundin lächelte dieses Vorwands und sprach: „Das nehme ich auf mich. Hier kannst Du nicht länger bleiben — so mutterseelen allein. Der Haushofmeister nimmt seinen Abschied, auch dürften binnen kurzer Zeit hierorts wichtige Veränderungen vorgehen. So finde ich es denn schicklich, daß Du mich nach Erzneuland begleitest, von wo aus wir einleitende Schritte thun wollen, Dir eine anständige Stelle zu verschaffen."

Wie schwer ward der armen Elfriede das Scheiden. Sie konnte sich kaum trennen von dem kleinen Todtenhügel ihrer Mutter, die neben der alten Försterin begraben lag. Wahrlich! Edenrose war ein verlorenes Paradies für das Mädchen, das nun dem Mühsal des Lebens anheim gegeben war. Mit nassen Augen sah sie das Schloß an, dessen Stille sie in einen Traum von Sicherheit gewiegt, so tiefbewegt, als verließe sie den Hafen des Friedens, hinausgestoßen in den wildesten Streit der Elemente.

Als sie dem Schulmeister um den Hals fiel, vor Schluchzen nicht sprechen konnte, und nur stammelte: „Mein väterlicher Freund, lehren Sie mich Fassung —" da erwiederte er weichmüthig und fast weinend: „Befiehl

Du deine Wege, und was Dein Herze kränkt, der treusten Vaterpflege — —" hier versagte dem alten Lehrer die sonst starke Stimme, und er segnete Elfriede wie eine gute, geliebte Tochter.

Elfriede blieb den Winter über im Stift, wo sie der wohlwollendsten Gastfreundschaft genoß, und den Bräutigam des Fräuleins kennen lernte, den Landrath und Stiftscanzler de Bach. Wir wissen, daß Pastor Abenstädt sie als Gesellschafterin an Madame Pauvelin empfohlen hatte.

Nachdem wir unsere junge Freundin in das Haus der reichen Witwe geführt, um sie dort den Erfolgen zu überlassen, welche die geneigten Leserinnen bereits kennen — finden wir uns genau daselbst wieder, wo die Erzählung ihren Anfang nimmt. Wenn damals Frühlingsschimmer das düstere Depositalzimmer erhellte: so ist es jetzt das heitere Licht eines herbstlichen Nachmittags, wobei die ernsten Umrisse eiserner Bestände und hochaufgethürmter Acten erscheinen.

Wo sind die Schwalben hingezogen, welche an jenem Fenster nisteten, wo ein bekümmerter Familienvater ein wenig schlummerte? Es ist still um die kleine, leere Wohnung am Sims! nur der Kummer hat sein zähes

Nest tiefer noch in diese standhafte Brust gebaut, und mütterliche Gedanken (wenn ja die zarteste und opferwilligste Liebe dies Beiwort verdiente) fliegen bei jedem seiner Athemzüge, aus und ein.

Der Oberrendant, wie wir an dieser seiner Amtsstelle den Hauptmann Wardein nennen wollen — stand emsig arbeitend am Pult, als die Thüre sich öffnete und sein Vater herein trat, in der Absicht, ihn zu einem Spaziergang aufzufordern. Der Landrentmeister kam gerüstet mit einem Stock, der ihm vor manchem Jahr am Tage seiner Silberhochzeit verehrt worden war, und den er seitdem nur bei feierlichen Gelegenheiten zur Hand zu nehmen pflegte. Der goldne Knopf dieses Stockes, den der würdige Beamte, der Freund seiner Freunde, zu seiner Ehre trug, zeigte in erhabener Arbeit die Säule des Trajan mit ihrer Unterschrift: „Dem Besten!“ und es schien, als wäre diesem anerkennenden Geschenk die magische Eigenschaft beigegeben, den, der es besaß, vom Alter entfernt zu halten und vor hinfälligen Gebrechen zu schützen.

Der Landrentmeister galt immer noch für einen der hübschesten älteren Männer; ein verjüngendes Lächeln schwebte um seinen Mund, obgleich er etwas eingefallen war — ein Zug gutmüthiger Schlauheit machte ihn anziehend für Jung und Alt, und guter Muth, der mit seinem guten Gewissen zusammenhing, spannte den Bogen der hohen Stirne auch gegen die kleinste Runzel. —

„Mein Sohn,“ sagte er eintretend, „ich komme Dich abzuholen; ohne Widerrede, Freund! Du mußt mit mir, ich bestehe darauf. Die Sonne scheint wie im Frühjahr — die Luft ist erquickend! bedenke nur, daß Du noch Kräfte brauchest.“

„Ach!“ entgegnete der Angeredete, „besser wäre es, Du ließest mich, mein Vater! vergraben in den Wust der Arbeit, ist mir noch am wohlsten. Wenn Du wüßtest, wie mir wird, wenn ich auf die Straße komme — wenn die Menschen mich darauf ansehen, daß es daheim so übel geht — wenn hier oder da ein Bekannter eine Frage an mich richtet —: Du überließest mich meinem Leid und gingest allein. O! könnte ich unter die Erde gehen — —“

„Unter die Erde kommen wir noch zeitig genug,“ fiel hier der Vater ein. „Sei ein Mann, Rudolph, es muß nun einmal überwunden werden. Auch wollte ich einmal ungestört über Dies und Das mit Dir reden.“

Der Sohn legte die Feder nieder und schickte sich schweigend an, den Vater zu begleiten. Beide gingen Arm in Arm rasch, aus der Stadt zu kommen.

Der volle Strom des Sonnenscheins schwamm im Freien. Die Natur hauchte jene überschwängliche Milde, welche in dieser Jahreszeit mit Wehmuth erfüllt. Nur ein goldnes Lüftchen kräuselte die hellgrüne Fläche der Wintersaat, daß sie schöner noch aufglänzte, oder pflückte ein rothes

Blatt vom halbentlaubtem Baum, und ließ es säuselnd nieder gleiten.

Wie gepreßt das Herz des Mannes auch war, der sich zu diesem Spaziergang gezwungen fand, er konnte es dem Einfluß dieses leuchtenden Himmels nicht verschließen. Bald athmete er weniger gebunden, und er schöpfte irgend eine tiefe Hoffnung aus jenem klaren, unendlichen Blau. Ein liebliches, unbestimmtes Wohlsein schlüpfte wie ein überirdischer Strahl in die Dunkelheit seiner Seele, so daß er die erschaffene Welt nicht wie vorhin noch, für ein Jammerthal ansah. Doch indem er dachte: hienieden könne seine Frau nicht mehr genesen und werde nun bald in das offene Grab sinken, trübte sich sein Auge und er sah traurig zu Boden.

„Nun, ist es nicht ein ganz göttlicher Tag?“ fragte der Landrentmeister. „Die Mücken tanzen, die Lerche singt — — Freude trinken alle Wesen an dem Busen der Natur! alle Guten, alle Bösen folgen ihrer Rosenspur — ist's nicht so, mein Sohn?“

„Du meinst es gut, mein Vater,“ antwortete Jener, nicht ohne einen Anklang von leisem Vorwurf, „aber in ein Lied an die Freude kann ich in meinem Schmerz nicht mit einstimmen.“

„Und warum denn nicht, mein guter Rudolph?“ entgegnete der Alte.

„Sieh dort die kleine Lerche, die über ihrer Furche schwebt und doch nicht verstummt — sieh die liebe Sonne, die bald sinkt, um morgen wieder aufzugehen — sieh die Spuren des Herbstes, auf denen wir wandeln — — —."

„Vor allen Dingen sehe ich ein," unterbrach sein Sohn mit einiger Ungeduld die Schlußfolge; „wie freundlich Du mich trösten willst. Aber — mein gutes, theures Weib liegt beinahe in den letzten Zügen — dieser Kelch des Todes ist zu herbe, zu schwer für meine Hand, die nun schon so lange ausgehalten — als daß ich ein Trostwort aufnehmen könnte, wie ich sollte. Ach, Vater!" setzte er ausbrechend im Schmerz hinzu, und reichte ihm die Hand, „verzeihe mir, ich bin zu betäubt, um nicht gegen Deine wohlwollende Absicht zu verstoßen."

Der Landrentmeister that, als ließe er es fallen, und sprach: „Glaubst Du, daß es in der letzten Zeit mich nicht mehr als tausend Mal gereuet hat, Witwer geblieben zu zu sein? Du wirst nicht wieder heirathen, mein Sohn! und so hätten wir doch eine Hausfrau und Deine Kinder hätten eine Mutter. Ja, wäre es nicht zu spät — ich könnte mich noch entschließen, unserer Familie zu lieb —"

„Meine Frau lebt ja noch, und ich kann doch unmöglich jetzt an eine zweite Heirath denken!" sagte der Sohn, in einem Tone, wie wenn die Aeußerung seines Vaters ihm nicht verständlich gewesen wäre.

„Wer denkt daran, Rudolph?“ fragte der Alte, als ob ihm dies nicht in den Sinn gekommen wäre. „Ebendeswegen, weil ich weiß, daß Du bei Deinem Gefühl Dich niemals würdest entschließen können, ist es mein Gedanke, meiner — verstehst Du mich? wenn es nicht zu spät sein sollte. —“

„Es ist zu spät, mein Vater! wenn ich nämlich glauben darf, daß Du im Ernst redest —“ sagte sein Sohn, wenn auch kindlich ehrerbietig, doch männlich fest.

„Mein völliger Ernst!“ versicherte der Landrentmeister.

„Nein! nimmer wirst Du mich überreden, mein Vater, daß Du solch einer Thorheit fähig wärest,“ versetzte der Sohn, um ihn so schonend als möglich an sein Alter zu erinnern. „Wie? Du könntest in Wahrheit daran denken, wenn nun die unersetzliche Lücke gerissen ist — eine Fremde in unsern Kreis zu drängen, der sich dann enger und inniger schließen muß?“

„Nun, das sehe ich doch wahrhaftig nicht ein,“ entgegnete der Alte. „Eine Fremde würde ich natürlich nicht wählen; aber ein Wesen voller Freundlichkeit — eine solide Person — mit einem Wort, daß ich es nur sage: ich dachte an Fräulein Arneth.“

„Fräulein Arneth!“ rief der Hauptmann mit einem Blick zum Himmel, „ist's möglich? Elfriede ist höchst trefflich; aber sie ist erst einige zwanzig Jahre alt.“

„Sehr möglich ist das,“ parodirte der Vater den staunenden Ausruf seines Sohnes; „es ist mir lieb, daß Du mindestens ihren Werth zugiebst. Die Gesellschafterin einer bösen Sieben würde sich nicht lange besinnen, ob das siebente Stufenjahr vor oder hinter einem Manne liegt, der sie zur Frau begehrt. Wer in der Hölle lebt, nimmt es mit einem Grad Kühle mehr oder weniger nicht genau.“

„Vater! dies Mädchen schlägt Dich aus —“ sagte der Sohn mit bittend warnender Stimme, in dem sein blasses Gesicht ein Anflug von Hitze überlief, sein Vater könne sich dieser Beschämung aussetzen.

„Nun, so verschlägt es auch nichts!“ entgegnete der Landrentmeister trotzig. „Aber — Rudolph! Du bist doch nicht neidisch?“

Der Hauptmann lächelte gekränkt. Er hob den Blick des schönen, dunkeln, vollen Auges empor, als nähme er die Unsichtbaren zu Zeugen, und sprach: „Gott weiß es, daß ich meinem Vater alles Gute gönne, jedes Glück, von Grund des Herzens! aber — einen Schritt kann ich ihn nicht thun lassen, der — — —“ hier entfiel der Stock dem Alten, da er eine unvorsichtige Bewegung machte. Sein Sohn hob ihn auf, die kleine Säule des Trajan war noch warm von der Hand des Vaters. Der Landrentmeister schien in dem Blick zu lesen, der flammend darauf haftete, ein Gefühl von Ehrwürde kam mit dem

Andenken an seine Silberhochzeit über ihn, und er sagte in ruhigem Ton: „Ich danke Dir, Freund! Lassen wir es dahin gestellt sein! und kommen wir auf unser erstes Gespräch zurück, ich meine den Todesfall, der uns nächstens treffen wird, und von dem ich wünsche, daß mein Sohn ihn standhaft, als ein Mann bestehe. Es ist auch um Naidens willen, lieber Sohn. Das Mädchen verzehrt sich in ihrem Schmerz um das Leiden der Mutter. Wie es das arme Kind aushalten soll, ist mir noch nicht klar, wenn Gott hier nicht aushilft. Naide sieht so erloschen aus, von unaufhörlichem Wachen — die schöne, reine, jungfräuliche Lampe erlischt gleichsam mit dem letzten Tröpflein der Mutter."

„Naide wird sich erholen —" entgegnete ihr Vater; „ich werde mein Möglichstes dafür thun. Aber ihre Pflicht als Tochter zu erfüllen, bis zum letzten Hauch, daran möchte ich sie nicht hindern. Es ist ihr ein Trost und Segen fürs ganze Leben." Sie gingen fürder, Jeder still für sich.

Die Sonne neigte sich und warf ihren verklärenden Schein über die langen Schatten der beiden Männer, bis diese endlich verschwanden. Der Hauptmann starrte im Gehen auf den Weg — ihm ging die Sonne seines Hauses unter! und eine glühende Abendwolke gemahnte ihn an die Fackel des Todes.

Allmählich war der herbstliche Nebel dünstend aufge-

stiegen; die vorhin so lachende Gegend erschien unter einem düstern Flor, und die Stadt lag dunkel wie die Zukunft, vor ihnen da.

Wie körperlich ermüdet der Hauptmann auch war, wie zermalmt an Seel und Leib, so fühlte er sich doch in einer größeren Aufregung, als je zuvor. Er konnte nicht glauben, daß die Idee einer Heirath seines verständigen Vaters bloßer Scherz gewesen wäre, und zwar jetzt, zu einer Zeit, wo der bitterste Ernst das vorherrschende Gefühl der Familie war, und weniger noch mochte er sich gestehen, daß er sich mehr als billig dadurch beleidiget fand.

Vielleicht hatte sein Vater ihn auf die Probe stellen wollen, vielleicht auch nicht; aber der Sohn sah nur das Grab einer tiefinnigst geliebten Gattin vor sich, die noch lebte. „Dann hätten wir eine Hausfrau! und Deine Kinder hätten eine Mutter —“ diese Worte vernahm er zu wiederholten Malen in der Stille der Gedanken. Oder hatte sein Vater die väterliche Absicht gehabt, ihn, den Sohn eines Mannes, der niemals als ein Thor gehandelt, aus seiner Schwermuth auf den Gesichtspunkt zu erheben, wo er solch eine Wahl ins Auge fassen könnte? — Dies schien dem Hauptmann natürlicher; aber er zweifelte noch. Elfriede schwebte ihm vor in ihrer sanften Würde, und es drängte ihn, diese Schutzlose gegen die Absichten seines Vaters zu wahren, die, ihrer Seits

nur mit größter Ueberwindung zu genehmigen, oder nicht zu vereiteln wären, ohne daß ein ehrenwerther Mann gedemüthiget würde. —

Ob der Landrentmeister nur hinhorchen wollen, wie sein Sohn die Sache aufnähme? Ob dieser Mann von Lebenserfahrung wirklich im Stande gewesen wäre, ein so ungleiches Eheband einzugehen? Wir müssen es unsern Leserinnen überlassen, ihre Schlußfolgen zu ziehen. Nur so viel ist gewiß, daß auch „dem Besten" die Gefahr der Selbsttäuschung niemals vorüber ist.

Am nächsten Morgen, zur Zeit, wo der Kämmerer bei seiner Schwester ein zweites Frühstück einzunehmen pflegte — saß Madame Pauvelin am Fenster, dem Anschein nach tief verwickelt in eine Angelegenheit der Garderobe. Vor ihr stand mit krauser Miene die kleine Zofe, welche die Befehle ihrer Herrin nie ohne Einwand und irgend ein mißliebiges Zeichen, hinzunehmen verwöhnt war. Seitwärts, über einem Stuhl mit Sorgfalt ausgebreitet, hing ein schweres, ponceau seidenes Kleid, wahrscheinlich der Gegenstand jener lebhaften Auseinandersetzung.

Für Herrn Ilian war sonst diese Stunde die schönste des Tages, ja, gleichsam die Poesie seines trocknen, eingeengten Lebens, und der gute Hagestolz schritt unter den

goldnen Sonnenblicken des Morgens, und je zuweilen belebt durch ein flüchtiges Lächeln der Gesellschafterin, wie ein Streckvers auf und nieder. Heute jedoch sah er sich in seinem Ideengange gestört durch die leuchtende Robe, der er auswich, so weit als möglich. Elfriede war zwar zugegen, doch sichtlich abwesend im Geist; ihr stiller Blick ließ unbeachtet, was um sie her vorging, und der Kämmerer hätte eben so unbemerkt von Derjenigen, die er im Herzen trug, einem feuerspeienden Berge vorüber wandeln mögen, als dem Kleide seiner Schwester.

Ein Klopfen an der Thüre unterbrach die Scene; Dorel, froh, um nur loszukommen, sprang hinzu, öffnete und schlüpfte hinaus, nachdem der Armenhaus-Prediger Abenstädt eingetreten war. In Elfriedens trüben Zügen ging die Sonne auf, und ihre umwölkte Stirne strahlte bei seinem Anblick.

Aber ach! wie sehr war dieser Mann verändert, seit sie ihn zuletzt gesehen; damals, obgleich er an langwierigen Schmerzen litt, schien seine kräftige Gesundheit eben nicht angegriffen zu sein; jetzt, wo er hergestellt war, konnte Niemand verkennen, daß seine Lebenskraft erschüttert wäre. Er war merklich magerer geworden, Schatten des Kummers unter seinen hellen Augen, ließen die auffallende Blässe des Gesichts schärfer hervortreten, und jene unfreiwillige Senkung des Hauptes, die unter

den Bürden entsteht, welche Gottes Hand auflegt — zeigte eine gewisse Niedergeschlagenheit an, im Gegensatz zu dem Bestreben, sie nicht zur Schau zu tragen.

Madame Pauvelin erhob sich von ihrem Sitz und sprach: „Ei, Herr Pastor! hat man doch Gold und Silber gesehen, und nicht einen so werthen Besuch; ein seltenes Vergnügen, wahrhaftig! Sie einmal bei mir zu sehen! Vermuthlich darf ich mir die Ehre nicht zurechnen —"

Der Prediger des Armenhauses, nicht schwierig in der Annahme, daß er der reichen Witwe ungelegen käme — antwortete mit einem leichten Lächeln: „Es hat längst geschehen sollen, Madame Pauvelin, daß ich mir erlaubte, Ihnen meine Aufwartung zu machen, und meine Frau wollte mich begleiten. Aber —" hier glitt das Kleid mit seinem Obertheil ein wenig von der Lehne und rauschte im Fall. Der Geistliche streifte mit einem schnellen, verächtlichen Hinsehen diesen Altar der Eitelkeit, und rückte den Stuhl, der ihm gesetzt worden, gegen den seidenen Behang, um den Götzen einer alten Thörin auch nicht eines Blickes zu würdigen. „Aber —" fuhr er in seiner Entschuldigung fort, „Kränklichkeit hat mich abgehalten."

„Was Sie sagen!" rief der Kämmerer, der sich einmal über's andere tief verbeugt hatte. „Ja, auch die gesündesten Leute können krank werden!"

Man ließ diese unumstößliche Wahrheit auf sich beruhen. Die noch schweigende Elfriede heftete bestürzt einen forschenden Blick auf ihn, und sein Auge antwortete ihr so behutsam, daß sie errieth, er komme einzig und allein um ihretwillen. Sein Blick war so vielsagend, daß Elfriede ihm freundlich zunickte, während das Verständniß einer geheimen Absicht sie ahnungsvoll bedrängte.

„Sie sehen entsetzlich übel aus!" rief Madame Pauvelin, welche nun erst die verwelkte Wange des Mannes bemerkte, dessen blühendes Aeußere ihr sonst wohlgefällig gewesen; „schwindsüchtig etwa? mein Gott! warum brauchen Sie denn nicht die Thrancur? Alle Welt ist von dieser Mode eingenommen; sogar Wochenkinder müssen sich dazu entschließen."

„Das macht, Frau Schwester," warf Herr Ilian ein, mit einem Neigen des Kopfes, welches seinen Worten Gewicht geben sollte, „weil diese Kindlein den kleinsten Widerwillen haben."

Pastor Abenstädt lächelte abermals und sprach: „Ich danke Ihnen für ihre Theilnahme; aber Gottlob! weder die Thrancur noch eine andere brauche ich. — Auch war nicht von mir die Rede, da ich einer hindernden Kränklichkeit erwähnte. Meine Frau ist seit einiger Zeit leidend, und der Erheiterung bedürftig, da sie nicht ausgeht. So möchte ich, mit Ihrer gütigen Erlaubniß, Fräulein Arneth ersuchen, uns **bald** einmal (ein Accent des Drin-

gens lag auf jener Sylbe) die Freude ihrer Gegenwart zu gönnen."

„Ihre liebe Frau liegt doch nicht zu Bett?" fragte Elfriede ängstlich.

„Nein, das nicht," erwiederte der Pastor. „Sie verrichtet die Geschäfte unseres kleinen Haushalts, was ich gern sehe, da es ihr Zerstreuung gewährt. Es sind keine schweren Pflichten — wenn aber der Muth danieder liegt: Wer kann's tragen?" Und der Seufzer, der bei dieser Frage aus seiner Brust stieg, zeugte, daß ihm das Herz recht schwer sei.

Der Madame Pauvelin schien plötzlich etwas einzufallen. Mit der ihr eigenthümlichen Hast der Neugier und Afterrede, fiel sie über ihr Opfer her, und sagte: „Aha! ich habe davon gehört. Ihre Frau Gemahlin soll tiefsinnnig sein und an ihrem Seelenheil verzagen. Sagen Sie, ist es andem? Es wäre schrecklich, zumal für einen Geistlichen."

Die nackte, crasse Wahrheit einer Erscheinung, welche der Pastor nur unter einem mildernden Schleier sich und Andern vorzustellen suchte — entsetzte ihn dergestalt, daß er mit Schamröthe vor seinem Unglück zurück wich. Seine tiefste Wunde war unbarmherzig berührt, und mit zürnendbebendem Ton antwortete er: „Gott bewahre! daß dies wahr wäre! aber etwas ist doch daran. Meine arme Frau geht matt und traurig umher — der Arzt versichert

mich jedoch, daß dieser Zustand rein körperlich sei, und giebt mir gute Hoffnung."

„Ach, gehen Sie mir mit dem Arzte," entgegnete Madame Pauvelin wegwerfend. „Ihr Doctor, nehmen Sie es mir nicht übel, Herr Pastor, wäre auch nicht mein Mann. Warum sterben denn die Leute, wenn die Aerzte etwas könnten?"

„Du gehst zu weit, Frau Schwester," versetzte der Kämmerer mit Grimasse. „Gott im Himmel hat den Tod einmal verordnet. —"

„Darum eben verordnen die Aerzte, um sich liebes Kind bei ihm zu machen —" widersprach heftig diese Feindin der Medicin.

Ein leises Lächeln schlich über die Lippen des Predigers. „Sei ein Arzt noch so trefflich, dennoch wird es Viele geben, die ihn tadeln — sagt Gil Blas —" erwiederte er. „Was mich betrifft, so vertraue ich der Einsicht des meinigen."

„Wenn ich nicht irre," hub Elfriede an, „so hat Ihre geliebte Frau schon in früher Kindheit an Anfällen von Bangigkeit gelitten?"

„So ist's, mein verehrtes Fräulein!" antwortete der Pastor, dem diese milde Frage aufrichtigen Antheils wohl that, „es muß eben in der Organisation meiner Lydia liegen. Bei dem innigen und geheimnißvollen Zusammen-

hange zwischen Körper und Geist ist das Gemüth oft der Mittelpunkt einer unbegreiflichen Schwäche; auch ist nichts so fein und verwickelt, als das menschliche Herz. — So ist es nur die Pflicht solcher Erkenntniß, daß ich mich der Geduld befleißige, wenn meine gute Frau sich in einer krankhaften Anwandlung von Trübsinn nicht gleich zurecht finden kann."

„Ach gehen Sie, Herr Pastor, das sind Redensarten!" versetzte Madame Pauvelin unverschämt genug. „Wenn wir das Ding beim rechten Namen nennen wollen, so hätten diese Mucken Ihrer lieber Frau ausgetrieben werden sollen, da sie noch ein Kind war."

Der Geistliche sah die reiche Witwe mit hochherzigem Mitleid an, und sprach: „Wenn der Dämon, der unsere Ruhe stört, durch Exorcismus zu bannen wäre, so traue ich mir die Kraft des Glaubens zu, ihn weichen zu machen." Sein Auge flammte.

„Gewiß, das ist Euer Hochwürden zuzutrauen!" sagte der Kämmerer mit einer kleinen Verbeugung und dem allerverbindlichsten Lächeln. Und seine Schwester entblödete sich nicht, hinzuzusetzen: „Sollten diese thörichten Einbildungen nicht mit Religion gezwungen werden können, wenn Ihre Frau Gemahlin Talent dafür hat? Ein Prediger sollte vor allem auf Gottesfurcht sehen."

„Ja, sie ist der Weisheit Anfang!" erwiederte der Pastor, der doch ein wenig warm wurde. „Aber, Madame!

jener sanfte, stille Geist, der da köstlich ist vor Gott! der weder mit äußerlichen Geberden kommt, noch in goldnen Sachen oder feinen Sitten besteht, liegt nicht vor, wie eine Waare, um die man feilscht. Jeder Mensch ist täuschbar, und jeder Segen muß erworben werden. Legion heißt das Heer feindseliger Gewalten, die, wie jedes irdische Verhältniß, so auch den Friedensstand der Ehe bedrohen, und das Haus der Einigkeit zur Hölle machen. Doch unter guten Menschen wird das Leiden ein noch innigeres Band — und es giebt deren noch, die den Schmerz der Tugend und der Liebe allen selbstsüchtigen Freuden der Welt vorziehen — es giebt auch einsame Engel!“

Sein Blick, auf Elfriede gerichtet, welche in diesem Augenblick mit tiefer Rührung die Achtung dieses Mannes und ihr Alleinsein empfand, schien zu sagen: „Du mußt wohl ein Engel sein! sonst könntest Du es hier nicht aushalten.“

Ein leichter, leiser Schritt kam so sacht über den Vorsaal, daß er kaum hörbar war in der Pause, die nun entstand. Eines Kindes Finger pochte an und stieß die Thür auf, die sich lautlos in ihrer Angel bewegte. Es war Hänschen, der mit Scheue herein blickte. Des Knaben Anzug, sein lockiges Haar, war in Unordnung, der gestickte Halskragen auf der unrechten Seite umgebunden und von Thränen feucht, und in den

kleinen, runden Händen ballte er ein nasses Taschen-tüchelchen zusammen. Seine Augen waren geschwollen, und um den frischen Mund zitterte noch ein Zug von weinendem Weh, wie ein regenschauerndes Lüftchen um eine junge Rosenknospe; doch dieser Mund war geschlossen, gleichsam im Trotz, den Schmerz zu verbeißen, mit dem er noch kämpfte.

Ohne zu grüßen, und so vorsichtig schreitend, als er gekommen, ging Hänschen auf den Pastor zu, und sprach mit einer Stimme, welche einen schluchzenden Laut nicht unterdrücken konnte: „Herr! bist Du der aus dem Armenhause?

„Pst! pst! mein Söhnchen!“ fiel der complimentirende Ilian ein, „wer wird so unhöflich sein? und so geradezu auf die Leute eingehen?“

Der Knabe schleuderte auf den Kämmerer einen Blick, der alle Gesetze der Convenienz niederwerfen mögen — und als der gemüthliche Abenstädt seine Frage mit einem freundlichen: „Was willst Du von mir, mein Kind?“ beantwortete, erwiederte er: „Vater läßt Dich bitten, Du möchtest nachher auch zu uns kommen. Die gute Mutter ist am Sterben — und mein Schwesterlein will sich nicht trösten lassen.“

Diese Worte von der Lippe eines Kindes gefaßt gesprochen, brachten eine erschütternde Wirkung hervor.

„Jesus!“ schrie Madame Pauvelin aus Leibeskräften, „stirbt, sagst Du? Am Ende ist sie schon todt, und meine Nerven können keinen Todesfall vertragen.“

„Nein!“ versetzte Hänschen unerschrocken vor diesem schweren Verlust, „ganz ist die Mutter noch nicht gestorben. Aber warum schreist Du so, alte Frau? Vater sagt, wir sollen uns still verhalten, daß unsere liebe Mutter in Frieden entschläft.“

„Das gesteh ich!“ sprach der Kämmerer verwundersam, doch mit Theilnahme. Aus Elfriedens Wangen war die Farbe des Lebens gewichen. Sie zitterte sichtlich und stand, als möchte sie zu Hülfe eilen.

„Ich komme sogleich!“ sagte ergriffen von dieser Botschaft der Prediger, und in seinen bleichgewordenen Zügen ging unter Schauern der Tag vorüber, an dem auch er einst ein geliebtes Weib verlor.

„Warte noch ein wenig, guter Mann!“ bat der Knabe mit weicher Kinderstimme. „Naide muß sich erst erholen, meinte der Vater. Sie lag ein Bischen in Ohnmacht.“ Dann schlich er betrübt hinaus.

„O Gott!“ jammerte Elfriede aus voller, mitfühlender Seele, „wenn Sie mir erlauben wollten, Madame — „warten auch Sie noch, Fräulein!“ fiel Madame Pauvelin, den Schritt ihrer Gesellschafterin nach der Thür hemmend, ein, „Sie müssen mir beistehen. Mein Him-

mel Du! stirbt mir die Frau so ohne Umstände! Und unser Eins hat die Alteration von einer Leiche im Hause."

„Du mußt Dich beruhigen, Frau Schwester! gewissermaßen sind ihre Angehörigen noch schlimmer daran —" entgegnete Herr Ilian, und sah den Prediger fragend an, als hätte er hiermit der Pflicht des Beileids ein völliges Genüge geleistet.

„Gewissermaßen, ja!" sprach der Geistliche mit schmerzlicher Verspottung dieses Ausdrucks, der das Recht der Menschlichkeit verkürzte.

„Ein rechtes Glück ist's, daß heute die Jubelhochzeit trifft!" sagte die reiche Wittwe, indem sie das Feierkleid auf ihren Schooß nahm, um es näher zu besichtigen. „Wir fahren mit der Amtsrähin, die uns zum Erntekranz eingeladen, auf ihr Gut hinaus. Es ist eine Nichte vom alten Rathssenior — eine charmante Frau!" setzte sie gegen den Prediger gewendet hinzu.

„Würde es nicht schicklich sein, daß ich mit zu Grabe gehe, im Falle des Ablebens?" fragte der Kämmerer, gewöhnt, über sich verfügen zu lassen.

Der Prediger griff nach seinem Hute; doch schneller noch ergriff Madame Paubelin die Gelegenheit, jenem anzudeuten, wie entbehrlich er wäre, indem sie antwortete: „Ich zweifle nicht, Herr Bruder, daß Du wirst abkommen können! Meinen Sie nicht auch, Herr Pastor?"

„Madame!“ erwiederte der Geistliche ernst, und im Begriff dieser Unterredung ein Ende zu machen; „das Geleit auf solchem Gange muß aus dem Herzen hervorgehen! Ich wünsche Ihnen viel Vergnügen! —“

„Warum eilen Sie denn so?“ rief die Witwe in größter Aufregung, „ich hätte Ihnen noch Mancherlei zu sagen. Fräulein Arneth bleibt hier — ich kann der Amtsräthin nicht alle Last aufbürden, da ich die Dorel und meinen Bruder mitnehme. Wer sollte mich auf dem Lande anziehen, wenn ich das Mädchen nicht mit mir nähme, welches ein furchtsames Ding ist, das sich halbtodt ängsten würde? könnte das Fräulein nicht unterdessen — — —“

„O ich bitte, lassen Sie mich hier!“ unterbrach mit einem flehenden, ausathmenden Seufzer Elfriede die Zumuthung, welche sie errieth. „Naide, die arme Naide, wird eines Beistands nöthig haben in schweren Stunden, die ihrer warten. Ein Wort aus verwaister Brust tröstet auch. Sie werden dieser gebeugten Familie einen Dienst erweisen, Madame! wenn Sie mir die Gunst gewähren, daß ich mein Mitleid bethätigen darf.“

„In Gottes Namen!“ sprach Madame Pauvelin, „sagen Sie nur, daß Sie allewege meine Stelle vertreten, hören Sie, Fräulein?“

„Ich werde es zu rühmen wissen, daß Sie mich für

die nächsten Tage freigesprochen —" antwortete Elfriede wie erlöst.

Der Pastor zögerte noch auf der Schwelle. Er schien zu hoffen, daß Elfriede ihn begleiten werde; aber Herr Ilian drängte sich vor.

„Fräulein Arneth," hob der Geistliche mit einem Tone an, der nicht überhören ließ, daß er etwas auf dem Herzen hatte, „vergessen Sie nicht, daß ich diesen Pflichterlaß zu Gunsten der Leidenden, auch für mich und meine Frau in Anspruch nehme!"

„Wenn ich dieses Wunsches eingedenk bin, so geschieht es in meinem eigensten Interesse —" erwiederte die Gesellschafterin der Madame Pauvelin.

Nachdem der Pastor sich empfohlen, folgte ihm der Schall der Klingel aus dem Zimmer, das er mit tiefer Indignation verließ. So heftig läutete Madame, als würde ihr das Thor zum Entrinnen versperrt vor dem Feinde der Menschheit. Dorel stürzte außer Athem herbei.

„Geschwind, spute Dich!" rief die Witwe, „der Tod fackelt nicht lange. — Du mußt noch einen Koffer packen, ehe ich mich ankleiden lasse. Wir fahren heute Abend vom Feste weg, mit nach Willmannsdorf, und nicht früher komme ich über diese Schwelle, als bis alles vorüber ist."

Dorel sah ihre Gebieterin betroffen an, und sprach:

„Madame wollen also abwesend sein, während dieser bangen Zeit?“

„Wenn Du erlaubst, ja!“ antwortete diese, welche den Vorwurf in des Mädchens Frage fühlte; „ich wüßte nicht, warum ich mich abängsten sollte, wenn ich es vermeiden kann. Jeder ist sich selbst der Nächste.“

Dieser lieblose Grundsatz, ausgesprochen von einer Person, die, ertrunken im bodenlosesten Egoismus, nur an sich dachte — befremdete weder Elfriede noch die Zofe.

„Und fährt das Fräulein auch mit nach Willmannsdorf?“ fragte Dorel.

Madame Pauvelin zwinkerte verweisend mit den Augen, und erwiederte: „Fräulein Arneth bleibt hier! Ihr starker Geist setzt sich über Sarg und Bahre hinweg, ich bin zu schwach dazu. Mir erregt der Gedanke schon Krampf.— Es kommt auf die Constitution an.“

Ein Grauen, schaudernder als vor Tod und Grab, beschlich unsere Freundin. Die vollsäftige Gestalt der Madame Pauvelin kam ihr wie ein übertünchtes Grab vor, denn wer nicht liebt, lebt nicht. Elfriede lächelte mit blassen Lippen und sprach: „Wenn die traurige Gewohnheit, mit Solchen umzugehen, die sich härmen, der Familie in diesem Hause, der Gottes heiliger Wille in einer guten Mutter gleichsam das Herz entreißt — nur

im mindesten zum Troste wird, so will ich mich freuen, daß er mich ausgerüstet hat, Leid zu tragen mit den Trauernden."

Madame fand nicht für gut, diese Antwort ihrer Aufmerksamkeit zu würdigen. Sie schien nachdenkend beschäftiget, und sagte im Tone der Einrichtung und des Befehls: „Hubert mag dem Fräulein das Essen aus der Krone holen. Seine Schwester kann das Aufräumen besorgen und alles Uebrige. Aber — was starrst Du mich so an?"

„Madame haben hier in der Warze am Kinn schon wieder ein paar abscheuliche, eisgraue Haare, die ich ausreißen muß; krumm, wie ein Katzenbuckel springen sie in's Auge —" sagte das Mädchen, und machte Miene, die Operation an ihrer Herrin zu vollziehen.

„Laß mich, laß mich!" rief die Witwe barsch, „es giebt Nöthigeres zu thun. Der kleine Grobian, der Junge — er nannte mich vorhin: alte Frau! das wäre mir gelegen. Nun, es ist ihm nicht geschenkt. —"

Nun ging es drüber und drunter. Die Toilette von Madame war stets ein aufregender Act, zuweilen sogar ein Trauerspiel, und Dorel trat nicht selten mit Thränen ab, wenn ihre Gebieterin in vollem Putze vor dem Spiegel stand. Elfriede fand erwünschten Vorwand, nicht zugegen zu sein. Auch der Kämmerer war wohlweislich von seiner Begleitung des Predigers aus dem Armen-

hause, nicht zurückgekehrt. Als ein gehorsamer Diener seiner Schwester war er nach dem Amte geeilt, um für seine Abwesenheit einige Anordnungen zu treffen.

Dies lärmende Geräusch um der Lustbarkeit der Welt und ihrer nichtigen Dinge willen — während eine Stiege tiefer sich die heilige Stille des Todes vorbereitete — schnitt im schärfsten Contrast durch Elfriedens Seele. — Und als sie nach peinlichem Verlangen das rasselnde Anrollen des Wagens vernahm, und Madame am Arme ihres Bruders selbstgefällig hinab rauschte, um sich von gaffenden Nachbarn anstaunen zu lassen, da hätte Elfriede Gott danken mögen, daß nun Ruhe würde im Hause der Schmerzen. Das Herz schlug ihr ungestüm vor Angst, Aerger und Ahnung.

Dorel nahm, was ihr noch oblag, auf die leichte Achsel, sehr geneigt, die zu erübrigende Zeit in ihren eigenen Angelegenheiten zu verwenden. Auch Hubert, die alte Ordonnanz des Kämmerers, hatte nicht Anstand genommen, sich selbst von seinem einsamen Posten zu entlassen, um sich an einem geselligeren Platze gütlich zu thun. Die Köchin war zur Kirmes gegangen, weil Madame geäußert, sie werde es bis zum jüngsten Gericht nicht verwinden können, wenn während dieser widerlichen Sterbezeit ein Geschirr in der Küche angerührt würde. Alles schien flüchtig geworden vor dem Tode — vor dem Tode! dem doch nichts, was auf Erden lebt, entgehen kann.

Nur Elfriede blieb und hielt aus in erwartungsvoller Stille, wie beklommen ihr auch zu Muthe war; ihre Nerven spannten sich für jeden Laut, der aus dem untern Stockwerk erlauscht werden konnte. Von Zeit zu Zeit schlich Elfriede sich hinab, wenn Jemand von den Dienstboten auf dem Vorsaal ging, um zu hören, ob eine Veränderung im Zustand der Kranken eingetreten sei? Die kleinlaute Antwort blieb sich jedoch gleich: „Schwach! sehr schwach!"

Vater und Tochter wichen nicht vom Bett der sterbenden Mutter, die halbschlummernd lag; der Großvater hatte sich Hänschens angenommen. Nach der Ansicht des Arztes würde die vielgeprüfte Dulderin um Mitternacht vollendet werden, und hoffentlich sanft.

Schon war Elfriede im Begriff, den Knaben sich zu erbitten, um ihn unter Aufsicht zu behalten, so lange als Niemand sich um ihn bekümmern könnte, ohne die wichtigsten, die letzten Momente zu versäumen —; aber nicht allein Scheu, sich in den Kreis einer Verbindlichkeit zu drängen, die Jeder in dieser Familie heilig hielt, machte unsere Freundin auf dem Wege dazu anstehen. Es war, als ob sie etwas am Rocke zöge — das Kleid war ihr an einem Splitter hängen geblieben. — Und wirklich, obgleich Elfriede in Folge eines Gefühls von Warnung ihr Anerbieten unterließ, sollte sie dennoch nicht

unbetheiligt bleiben, und zwar mit einer Rolle, die zu übernehmen sie nimmermehr weder gedacht, noch gewünscht hätte.

Stunde auf Stunde verrann, ob auch die Zeit langsam tröpfelte; aber auch der bitterste Tag schwindet endlich. Die scheidende Sonne warf ihren lichtgelben, herbstlichen Schein auf den Fußboden, als Elfriede nach ihrem Zimmer ging, um daselbst den Abend einsam zuzubringen. Auch diese schwache Helle verschwand allmählich, und Elfriede schickte sich an, die Lampe in Stand zu setzen. Aber das Docht wollte nicht zünden, nach manchem Versuch erlosch es immer wieder. —

„Nun denn," sagte Elfriede zu sich selbst, „meine Hand zittert doch ein wenig, ich muß eben warten, bis die Dorel kommt."

Wie allein gelassen unsere Freundin auch war, keine Furcht wandelte sie an. Sie weinte und betete zu Gott, daß er das Band des Lebens sanft lösen möge. Sie flehete mit der Inbrunst eines Herzens, welches Minuten solch ringender Fürbitte durchgelitten hat. Und als Elfriede ihr Auge voll Thränen und Zuversicht erhob, sah sie den Vollmond von lichten Wölkchen umgeben, und dieser Anblick war ihr wie eine Offenbarung himmlischen Friedens. —

Wie wenn der Wind über das Feld rauscht, sobald

in der schwülen Luft sich Gewitter zusammen ziehen: so ward ein leichter, aufgejagter Schritt deutlich, der näher und näher kam. Die Thüre sprang auf, und herein taumelte Naide, mit großen, schüchternen Augen, gleich dem jungen Reh, das den verwundenden Pfeil vorempfindet, wenn er nicht schon das Herz zerspalten hat.

Naide schien außer sich, und Elfriede, welche ihre Arme öffnete, um die zarte Gestalt zu umfangen, konnte den Schlag dieses geängsteten Herzens vernehmen.

„So ist es denn überwunden?“ fragte Elfriede in banger Voraussetzung.

„Nein, nein!“ rief Naide zitternd und bebend, und trotz aller Anstrengung war ihre heißathmende Stimme doch nur ein Hauch. „Noch nicht! ich aber nehme in einer wahren Todesangst meine Zuflucht zu Ihnen. O Fräulein! werde ich mich vergebens an Ihre Güte wenden, wenn ich Sie anflehe, mir eine schmerzliche Wohlthat zu erweisen?“

„Meine theure Naide —“ antwortete Jene, und es war das erste Mal, daß sie die Tochter der sterbenden Mutter mit dem Rechte des Vertrauens bei ihrem Vornamen nannte, „was kann ich für Sie thun? es ist so gut, als schon geschehen, wenn es irgend in meinen Kräften steht, und auch das Schwerste soll mich bereit finden.“

„Mein Herz ist zerrissen — ich habe kein Geheimniß

mehr —" sagte Naide so jammernd, und doch so verzichtend, daß ihr ärgster Feind davon gerührt werden müssen, geschweige die weiche, wohlwollende Seele, zu der sie sprach. „Und wenn ich es Ihnen nothgedrungen eröffne," fuhr das Mädchen fort, „wird mein Zutrauen Sie dennoch nicht beleidigen?"

„Sprechen Sie, um Gotteswillen!" bat Elfriede. „Es würde mir eine heilige Pflicht und Freude sein, wenn ich Sie beruhigen könnte."

„Wissen Sie denn," sagte Naide mit leisem, gestehendem Ton, „ein Frennd, der mir sehr lieb geworden — dem ich einst näher anzugehören hoffte — kommt zur unglücklichsten Stunde hierher, und begehrt dringend mich zu sprechen. Wie könnte ich aber? die Augenblicke meiner Mutter sind gezählt. Es wäre ein nie zu verschmerzender Raub für mich, wenn ich ihr meine Nähe, mein kindliches Gebet auf die kleinste Viertelstunde entziehen wollte. Auch bin ich nicht in der Fassung, um meinem Freunde zu sagen, daß unsere Hoffnung mit diesem geliebten Leben dahin ist. In solcher Betrübniß kann ich nicht daran denken, meinen verwitweten Vater zu verlassen, und mein kleiner Bruder, der, ehe der Tag anbricht, eine mutterlose Waise sein wird, bedarf noch meiner schwesterlichen Aufsicht. So lege ich meinen Herzenswunsch, mein Glück der guten Mutter in den Sarg, auf daß sie ruhig

schlafen kann in ihrem stillen Grabe. Ich denke, Gott wird mein Opfer gnädig ansehen — — —" und ihre Stimme erlosch in Thränen.

„Naide, liebste Naide!" rief Elfriede tief bewegt, „Gott thut viel mehr, als wir bitten und verstehen. Ihr reiner Wille wird nicht unvergolten bleiben."

Naide hob die gerungenen Hände, in denen ein weißes Briefblättchen knitterte, bittend empor, und sprach: „Wollen Sie meinen Freund aufnehmen, als wäre er der Ihrige? und ihm sagen, daß ich — daß ich treu meiner Pflicht, ihm nicht Gehör geben kann? — Daß wir dennoch, ob auch vielleicht erst jenseits vereiniget, einander nahe bleiben werden? — O meine Freundin! Sie haben den sanften Ausdruck in ihrer Gewalt! Sie werden sein Herz nicht brechen, gleichwie meines gebrochen ist."

Und Naide schluchzte laut. Auf das Innigste ward sie an eine Brust geschlossen, die der Ernst eines bindenden Versprechens erfüllte, und von Lippen geküßt, welche nie wissentlich die Heiligkeit der Wahrheit verletzten. Diese stumme Versicherung mochte der weinenden Naide statt eines Eides gelten.

Das knisternde Geräusch des Blattes in Naidens weißen Händen — wahrscheinlich dasselbe, darin ihr Freund um eine Unterredung gebeten — schien unter einem Schauer die Nerven Derjenigen zu berühren, die es mündlich beantworten sollte. —

Auch Briefe haben ihren Duft, der das Gedächtniß aufregt — es ging etwas Unaussprechliches in ihr vor, und wie durch eine sympathetische Wechselwirkung, fühlte sich Elfriede in die geeignete Stimmung dazu versetzt, und an die Stelle des entsagenden Mädchens.

„Wann kommt — — —" wollte Elfriede fragen; aber Naide war schon den Vorsaal entlang und nahe dem Geländer der Treppe, flüsterte sie zurück: „In den nächsten Minuten können Sie ihn erwarten."

Nur der Schimmer des Mondes erleuchtete bis dahin das Zimmer. Elfriede eilte auf die Lampe zu, einen letzten Versuch zu erneuern; auch gelang er in so weit, daß ein melancholischer Dämmerschein sich zu verbreiten anfing, der wie ein trüber Dunst sich gegen jenen überirdischen Strahl ausnahm.

„Nun gastlich ist diese Erleuchtuug nicht —" sagte Elfriede zu sich selbst. „Es ist aber auch eine dunkle Stunde! wenn mir nur die nöthige Klarheit von Oben kommt! —" Sie trat ans Fenster, kein Lüftchen säuselte — auch war es ungewöhnlich still auf der Straße. Und als Elfriede der tiefen, namenlosen Seufzer gedachte, die unter der Decke zu ihren Füßen aufstiegen, kniete sie nieder und betete: „O erbarmender Gott! erlöse doch sanft und selig eine Seele, Deiner Gnade, Deines Himmels so werth; wenn Du die Liebe trennst, so geschieht

es, weil Du, der Allmächtige! Wiedervereinigung verheißen. Wie wahr, wie wahr ist's doch: lieben Diejenigen, welche nicht glauben? — Dein Wort ist ewig, und was Du gesagt, hältst Du gewiß! Mein Gott, lasse mich lieben in Deinem Geiste, dann werde ich vor nichts erschrecken."

Und dennoch — dennoch erschrak Elfriede, als nach einer wartenden Weile ein hastig männlicher Schritt den Besuch verkündete, und eine hohe Gestalt ohne Umstände die Thür öffnete, mit den Worten: „Endlich, o theuerste Naide! endlich habe ich mich losreißen können!"

„Es ist Dir früher schon möglich gewesen —" antwortete, unwillkürlich vor ihm zurück weichend, Elfriede, welche der Fremde in seine Arme schließen wollte, und ihre Gestalt wie ihre Stimme wankte, da sie hinzusetzte: „Sei gegrüßt, lieber Angelus, und sei nicht böse, wenn Du eine alte Freundin siehst, wo Deine Sehnsucht die Geliebte zu finden hoffte. Ich werde Dir Alles erklären."

Als wäre der sanfte Mondblick, darin ihm ihr blasses Gesicht entgegen glänzte, ein vernichtender Blitzstrahl gewesen, so sprachlos stand Angelus: denn er war es. Dann stürzte er zu ihren Füßen, umschlang ihre Kniee und rief: „Du bist's! Du?" und die Abbitte seines abtrünnigen Herzens, und alle Liebe und Treue des ihrigen, lag in dieser Stellung und in diesem Ton. —

Sie beugte sich noch keines Gliedes mächtig, zu ihm nieder, und hob ihn empor, wie eine zärtliche Mutter ihrem reuigen Kinde thun würde.

„Sieh, Angelus,“ sprach Elfriede mit versagender Stimme, indem ein schwaches Lächeln ihre Züge entschleierte, „so sehen wir uns wieder — das trifft sich gut; zwar mag ich mich wohl sehr verändert haben — besinnst Du Dich noch? —“ Sie sah ihn mit vollen, herzeindringenden Blicken an.

Der schönste junge Mann, von vollendetem Wuchse stand vor ihr. War dies derselbe schwächliche Jüngling, den Elfriede so lange in ihrem Herzen trug, und dessen ärmliches Aeußere mit allem Reichthum der Phantasie auszustatten, sie nicht müde geworden? Diese schlanke und doch kräftige Gestalt in der Blüthe der Gesundheit, schien Jenem kaum mehr zu ähneln. Seine Kleidung war die der höheren Stände, von einfacher Feinste, und das battisten Taschentuch, womit er sich die Stirne trocknete, duftete vornehm. Aber etwas Zarteres wischte Elfriedens Thränen ab: der Engel des Bewußtseins! — Sie sah die Veränderung, welche mit ihrem Freunde vorgegangen war, als einen Beweis seines Wohlergehens an, ja, theilweise als ihr Werk; doch die Wirkung davon verwebte etwas Fremdes in diese beglückende Ueberzeugung

und that Eintrag ihrem innigen Gefühl. Der arme Schützling der alten Christine war ihr lieber gewesen.

„Ob ich mich besinne!“ rief Angelus, wie aus einem Traum erwachend. „In diesem Augenblicke ist es mir, als hätte ich nie an etwas anderes, als an Dich gedacht. Wenn ich zu entschuldigen wäre — — —.“

„Du bist's!“ fiel ihm Elfriede in das Wort. „Sei ruhig, Angelus, ein guter Gott hat mir die Vollmacht gegeben, daß ich etwas zu Deinem Glück beitragen kann.“ Sie reichte ihm die Hand, welche noch bebte, denn das Herz war der armen Elfriede sehr schwer — und vor allen Dingen wollte sie sich des übernommenen Auftrags entledigen.

„O, Du bist die Güte, die Treue selbst!“ sprach Angelus heftig, und faßte diese dargebotene Hand zwischen seine beiden Hände und preßte sie an sein Herz, darin das Gewissen schlug. „Wie konnte ich denken, daß Du vergessen könntest! — — — —“

Elfriede lächelte schmerzlich, ein paar glänzende Tropfen schlichen langsam ihre bleiche Wange herab, und ihre Lippen zitterten, als sie mühsam hervorbrachte: „Naide läßt Dich zu tausend Malen grüßen. Im Begriff ihrer Mutter die Augen zuzudrücken, hält die traurigste Pflicht sie ab, Dich zu sehen.“

„Also doch!“ erwiederte Angelus mit kaum entspre-

chender Theilnahme. Und dringender fragte er: „Und, auch Deine Mutter ist todt? schon längst?“

„Nicht sehr lange,“ antwortete Elfriede, und jene Frage rief Erinnerungen ins Leben, und sie empfand die Armuth ihres Herzens und ihre Verwaisung, wie noch nie, so daß sie hätte laut weinen mögen.

„Wenn ein alter Gastfreund, der Schulmeister noch lebte,“ versetzte Angelus, als wäre seine ganze Seele durch das Wiedersehen Elfriedens nach Edenrose entrückt, „so könnte ich ihm jetzt in etwas vergelten, was er an mir gethan.“

„Ich weiß nicht, daß ich die Nachricht vernommen, er wäre nicht mehr am Leben —“ unterbrach ihn Elfriede halb fragend, halb versichernd.

„Wie sehr lieb würde mir das sein,“ erwiederte er schnell; denn der lebhaft Wünschende ist willig zu glauben und zu hoffen. „Wisse denn, meine Freundin! wunderbar unterstützt, habe ich meine Studien vollenden können, Welt und Menschen kennen gelernt, und mitunter ein wenig geschulmeistert; aber jener Greis in seiner patriarchalischen Gottesfurcht ist immer noch mein Ideal. Das Ministerium hatte — wie ich in öffentlichen Blättern las — eine Preisaufgabe gestellt, die ich gewonnen — es ist auch Glück bei der Sache, und der Gegenstand berührte ein mir theures Interesse. Nachdem ich ange-

wiesen bin, von der hiesigen Hauptcasse den erworbenen Preis in Empfang zu nehmen, will man höheren Ortes über mich verfügen. Ich aber möchte die hundert Goldstücke dem ehrwürdigen Alten in Edenrose vor das zerfallene Haus schütten, daß er sich ein neues, kleines Schulhaus davon erbaue. Gemeinnützigkeit und Liebe würden es gründen — welcher Fürstenstuhl dürfte sich schämen, auf solchen Grundpfeilern zu stehen?"

„O Angelus! daran erkenne ich Dich; Gott segne Dich für diesen Gedanken!" rief Elfriede gerührt aus, und all die süßen Träume, wie sie gemeinschaftlich Schule halten wollten und in geräuschloser Wirksamkeit mit einander leben und sterben, schwebten ihr in Einfalt und Unschuld wie Kinderpläne vor. Sie fühlte aber tief im Herzen, daß Angelus ihr nur geistig verschwistert wäre.

„Höre mich, Freund!" hob Elfriede an, sich mit Kraft zusammen nehmend, „ich habe Dir Wichtiges zu sagen. Aber — — — hörst Du nichts? mir ist, als vernähme ich ein jammerndes Geräusch? die Mutter ist nun wohl dahin — — — ich muß hinab und kann nicht länger mit Dir reden, wo eine Familie trostlos weint, an der ich so innig Theil nehme, und die Dein Liebstes in sich schließt. Wir sprechen uns morgen, ein ander Mal! Du darfst eine alte Freundin schon besuchen, die in solidem Rufe steht. Traue fest darauf, daß Dein

Glück mir theurer ist, als das meine — und zweifle nicht an mir, ich habe es auch um Dich verdient — —" setzte sie leise hinzu.

„O Theure! ich fühle meine ganze Schuld — — —" antwortete er schmerzlich. Und sie schieden auf baldiges Wiedersehen.

B. REGIA MONACENSIS.

[illegible] — Flucht zwang meine ganze Schuld — [illegible] [illegible]. Und sie schieden auf [illegible]

[illegible]

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hanke, Henriette,

Elfriede Roman

Bd.: 1

Hannover 1846

P.o.germ. 571 sc-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10110343-1